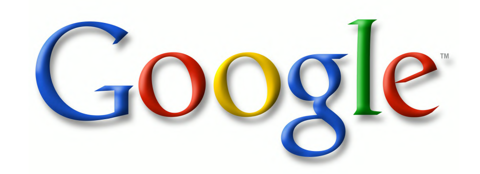
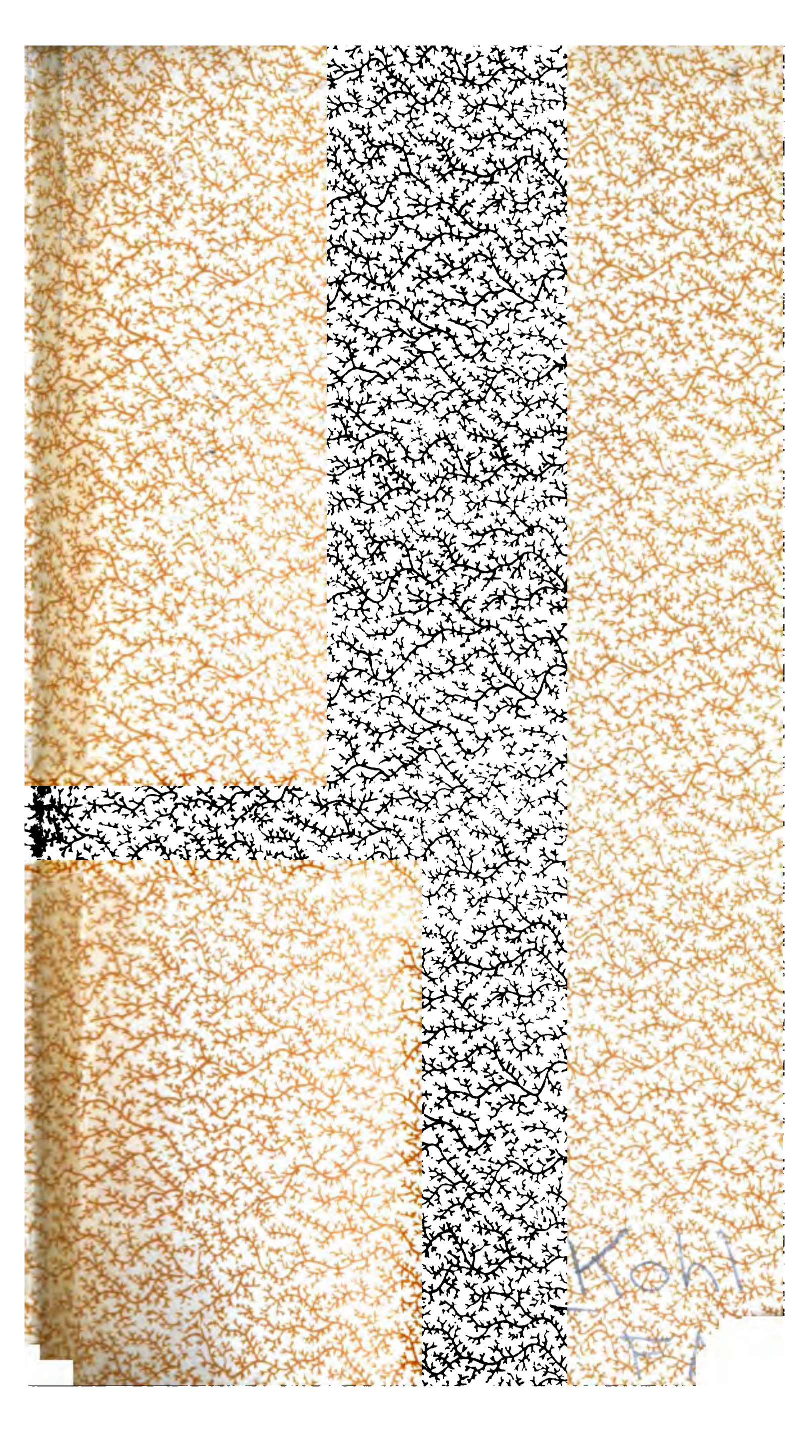
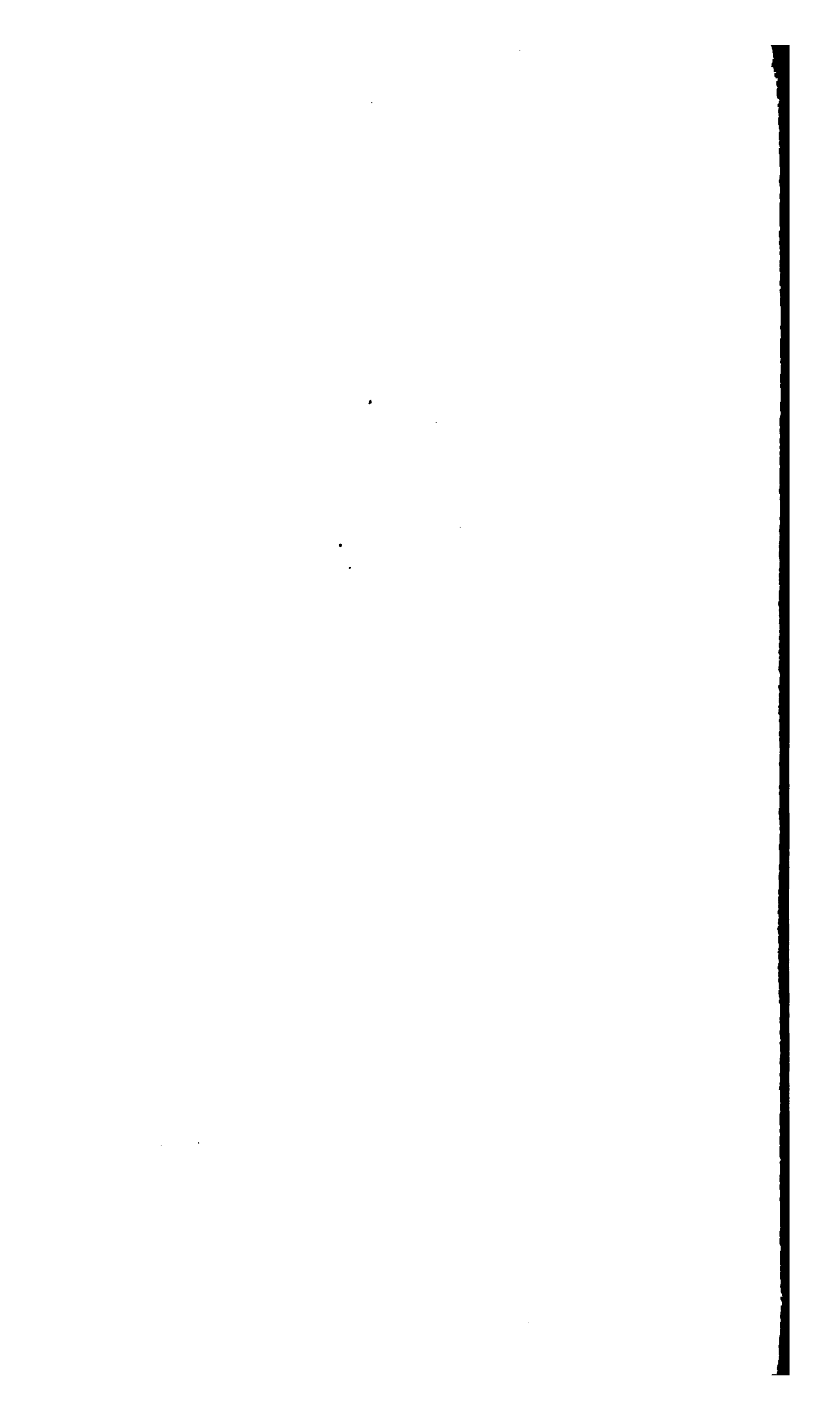
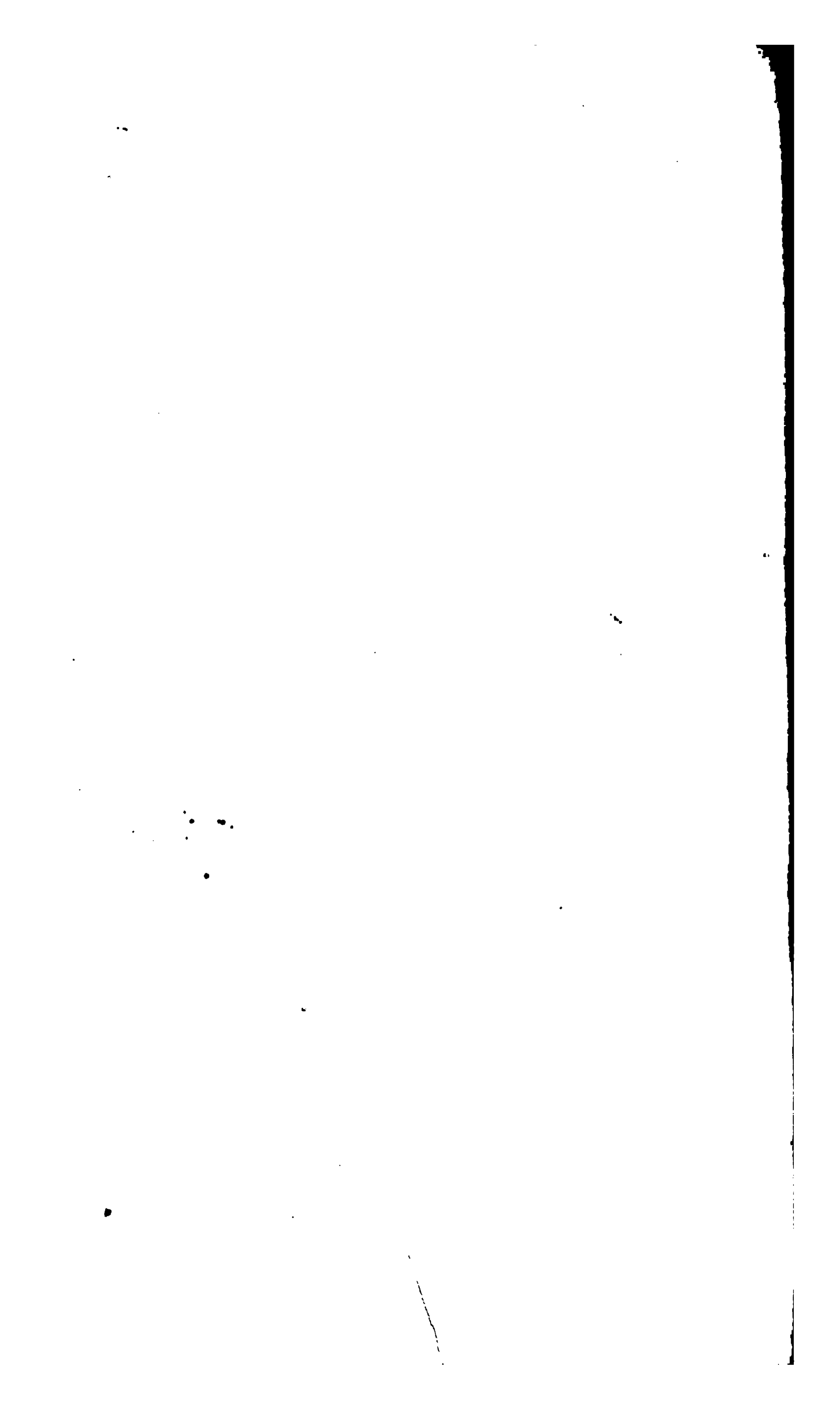





Kohl





Hundert Tage
auf
Reisen
in den
österreichischen Staaten,

von

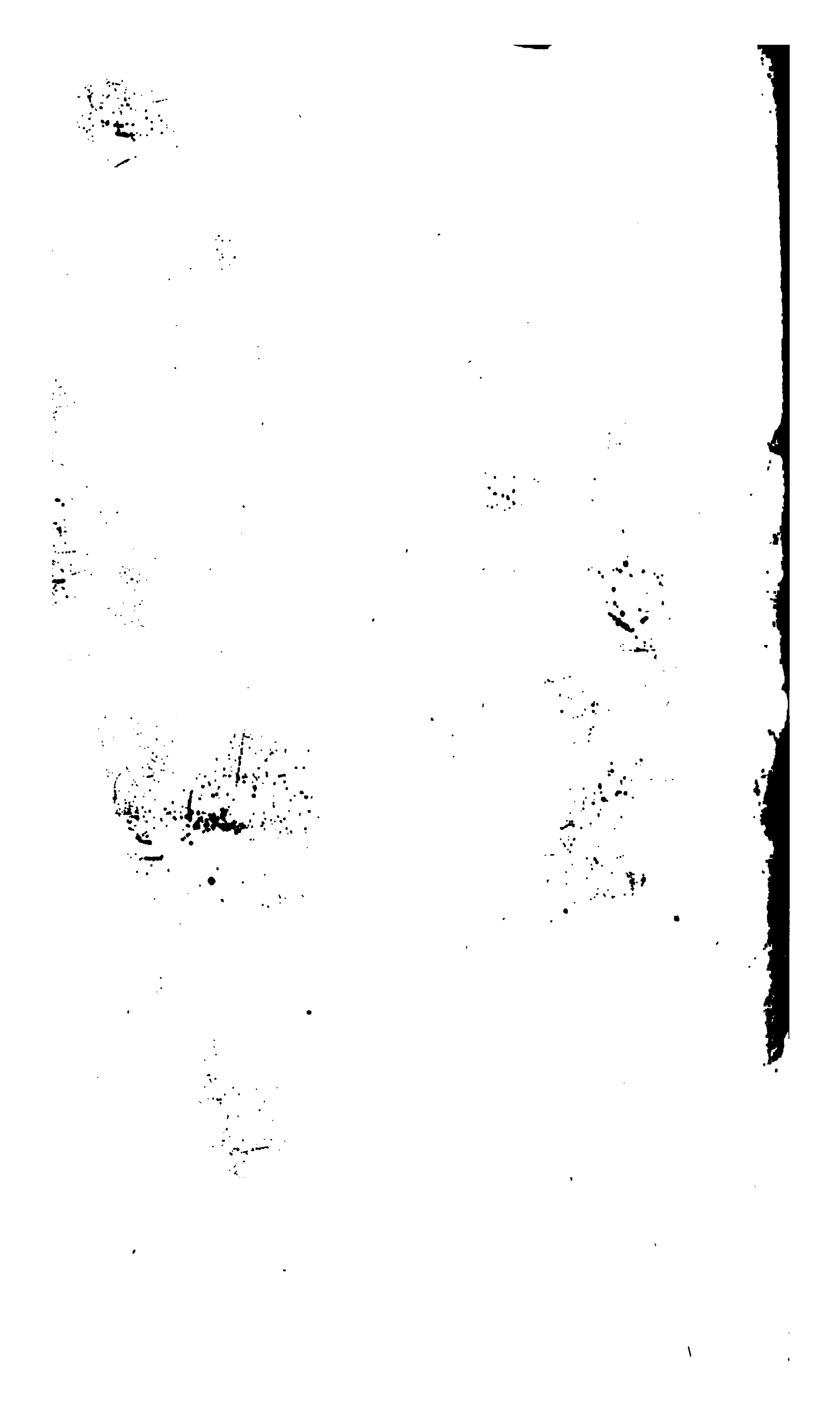
J. G. Kohl.

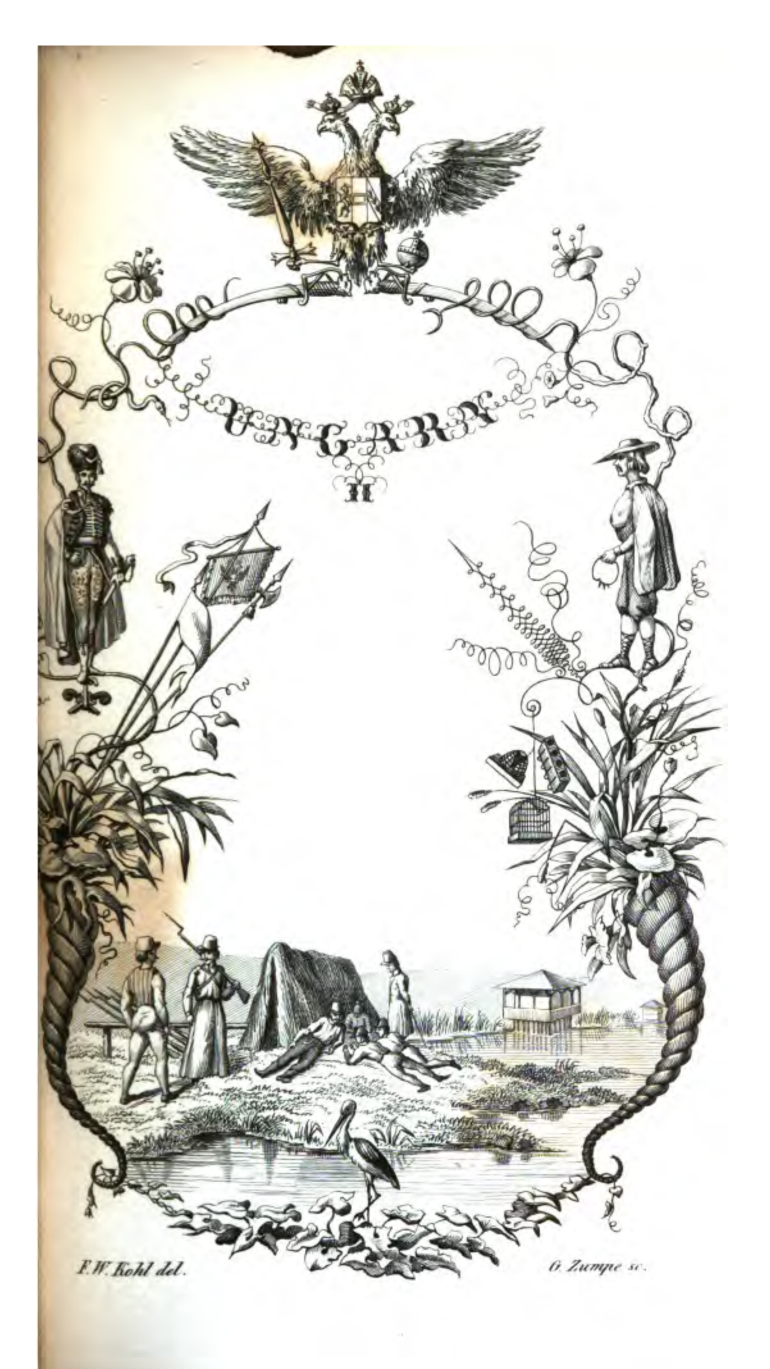
„Gesegnet werde, wer da lobt,
„Gesegnet werde, wer da zischt."

Vierter Theil.
Reise in Ungarn.
Zweite Abtheilung.

Mit einem Titelkupfer.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1842.




UNGARN
II
F.W. Kohl del.
G. Zumpe sc.



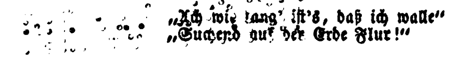
Reise

in

Ungarn,

von

J. G. Kohl.



„Ach wie lang ist's, daß ich walle"
„Suchend auf der Erde Flur!"

Zweite Abtheilung.

Das Banat, die Pusten und der Plattensee.

Mit einem Titelkupfer.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1842.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Seite

Besuch bei'm türkischen Pascha in Neu-Orsowa.

In Orsowa trafen wir unsere walachischen Bojaren wieder, doch verloren wir den lieblichsten Theil unserer Reisegesellschaft, für den wir am Morgen die Milch geholt hatten, freilich zu unserem Troste mit der Aussicht auf ein baldiges Wiedersehen. Es machte uns, den Franzosen und mich meine ich, etwas melancholisch, und wir beschlossen, diese Melancholie sofort in einer neuen Expedition zu ertödten. Wir trafen Anstalten zu einem Besuche bei dem benachbarten türkischen Pascha von Neu-Orsowa. Es gehörte dazu ein Erlaubnißschein des in Orsowa commandirenden österreichischen Majors (die Oberbehörden in den Städten der Militärgränze sind natürlich ebenfalls militärisch) — alsdann eine doppelte Begleitung, erstlich von einem Contumazbeamten nebst einem niederen Contumazdiener und zweitens von einem Mauthaufseher. Jene beiden sollten das Einschmuggeln der Pest, diese das des Salzes und anderer Dinge verhüten. Wir bekamen ebenfalls von

der Contumaz ein gutes Schiff mit sechs Ruderern, und mein Franzose und ich stiegen, mit Weintrauben, Käse, Butter, Brod, Fleisch und anderen Dingen wohl verproviantirt, ein. Es dauerte nicht lange, so schwammen wir wieder mitten auf dem breiten Strome, von dem aus der Umblick herrlich ist.

Das österreichische Orsowa hat das Ansehen einer blühenden Ortschaft. Es liegt an der Donau lang hingestreckt, verbreitet sich aber auch noch ziemlich weit landeinwärts. Sein Handel ist bedeutend. Namentlich war er es aber während der französischen Continentalsperre. In dieser Zeit wurden vom mittelländischen Meere aus für Triester Rechnung außerordentlich viele und bedeutende Speculationen über Orsowa dirigirt, ebenso wie über Salonichi und Belgrad. Es haben damals viele Waaren bald auf Kameelen, bald auf dem Rücken von Saumthieren durch die Gebirge Rumiliens und Serbiens ganz wunderbare Reisen gemacht, um auf bedeutenden Umwegen zu ihren Consumenten zu gelangen. Der Preis vieler dieser Waaren wurde durch den kostspieligen Transport um das Zwei- und Dreifache erhöht, und doch wurde dabei nicht wenig profitirt. Dieser Handelszweig ist nun freilich abgestorben. Aber doch ist es wahrscheinlich, daß auch jene vorübergehende Erscheinung nicht wenig mit zur Belebung des Donauhandels beigetragen hat. Denn wenn der Handel sich nur einmal irgendwo eine Bahn gebrochen hat, so läßt er immer wohlthätige Spuren

auf dieser Bahn zurück, die auch den nachfolgenden Entreprisen noch förderlich sind.

Das türkische Orsowa liegt auf einer Insel mitten im Donaustrome, und zwar so, daß auf jeder Seite der Insel ein beinahe gleich mächtiger Flußarm bleibt. Die Festung wurde von den Oesterreichern sehr solid gebaut, als sie eine Zeit lang im Besitze der Insel waren, dann aber den Türken wieder abgetreten und im vorletzten Türkenkriege durch ein mehre Monate dauerndes Bombardement, das die Oesterreicher von dem benachbarten Berge auf sie richteten, zerstört, besetzt und dann abermals den Türken in diesem zerstörten Zustande übergeben.

Auf der einen Seite der Insel liegt, wie gesagt, also der Alion, ein hoher abgerundeter und bewaldeter Berg, der die ganze Gegend beherrscht; auf der anderen Seite aber erheben sich die schroffen serbischen Berge, und an der vorspringenden Wand des einen dieser Berge klammert sich das Fort Elisabeth an, das hier ebenfalls von den Oesterreichern gebaut wurde und von den Türken jetzt besetzt ist. Die Lage der türkischen Insel, aus deren Gebüschen und Mauerwerken ein hoher Minaret hervorragt, inmitten dieser ganzen großartigen Umgebung ist vortrefflich. Nach einer halbstündigen Reise landeten wir am niedrigen sandigen Ufer derselben, und eine Reihe türkischer Kanonen richtete ihre Schlünde auf uns. Wir erschraken; denn wir wußten noch nicht aus eigener Erfahrung, wie unschädlich türkische Kanonen sind.

Die Contumazdiener nahmen uns sofort in ihre Mitte

und beruhigten uns. Sie sagten, der Pascha sei ein ganz charmanter Mann, jeder Fremde würde gastfreundlich bei ihm aufgenommen, und er ertheile jedem ohne Weiteres die Erlaubniß, sein Haus, seine Festung, sein Fort, die Stadt und ihn selbst sofort zu besehen.

Das Haus, das der Pascha bewohnte, lag hart am Wasser. Man hatte uns längst ankommen sehen, und als wir in den Garten kamen, fanden wir schon einige Sclaven in großem Tumulte damit beschäftigt, unter einer Art von Laube Kissen zusammenzuwerfen und einen Divan und Stühle zu errichten. Auf einmal wurden sie durch einen Gegenbefehl, ich weiß nicht warum, in ihren Bemühungen unterbrochen und stürzten alle wieder in's Haus, welches übrigens eine ziemlich dürftige Barake war.

Wir rückten immer langsam und vorsichtig vor, von unseren Contumazdienern flankirt. Es hieß, der Pascha wolle uns nicht im Garten, sondern oben in seinem Zimmer empfangen. Ein Dolmetsch, ein geborener Serbier, kam, uns dieß in deutscher Sprache anzumelden. Und wir stiegen die Treppe, eine Art enger Hühnerstiege, langsam hinauf — langsam, Schritt vor Schritt, denn ein Reinigungsdiener ging voran, fegte mit seinem Stocke die Treppe erst rein und blies jedes Federchen und jedes Stäubchen weg, das etwa das Theilchen eines nach den österreichischen Contumazvorschriften verdächtigen Körpers sein könnte. Es wurde uns, wenn uns unsere Freiheit lieb wäre, auf das

Strengste untersagt, irgend etwas Anderes anzurühren, als was sie uns in die Hand geben würden.

Mein Franzose und ich thaten unser Möglichstes, alle unsere Extremitäten bei einander zu halten. Wir machten kleine und vorsichtige Schritte, hielten die Arme steif an den Körper, und der Franzose gab sich sogar Mühe, wie er mir sagte, seine Nase und Ohren ein klein wenig einzuziehen.

So kamen wir nach oben. Hier ging auf den Bretern des Fußbodens eine türkische Schildwache auf und ab. In dem Hintergrunde standen baarfüßige Neger, Araber und andere Gesichter, Junge und Alte, die uns anglotzten. Es war die mit goldgesticktem Feß, brodirten Jacken und weiten Hosen theilweise bekleidete Dienerschaft des Pascha. Ich erschrak darüber; denn ich hatte mir nicht eingebildet, daß Afrika und Arabien so tief in Europa hineinblickten. Ich weiß nicht mehr recht, was ich vorher dachte. Aber ich glaubte doch sicher nicht, daß ich Alles bis auf's Härchen so asiatisch finden würde.

Die armen Leute thaten mir zugleich leid; denn sie zogen sich, aus Rücksicht für uns, scheu vor uns zurück, weil sie wohl wußten, wie sehr wir ihre Berührung fürchteten. Diese Leute haben ganz andere Begriffe von Contumaz und Pest als wir, und Manche von ihnen mögen sich wohl einbilden, daß die Europäer sie für unsauber hielten und blos zu stolz seien, mit ihnen in Berührung zu kommen.

Wir traten in das Zimmer des Pascha, dessen

Thüre und Fenster offen standen. Das Zimmer war klein und hatte weiter keine Möbeln als einige Stühle und in der Ecke, die sich der Thüre gegenüber befand, einen Divan, auf dem der Pascha und neben ihm sein Dolmetsch saß. Der Pascha war ein ziemlich hübscher, wohlbeleibter Mann von etwa 45 Jahren. Er hatte einen hohen rothen Feß mit blauem Seidenschweife auf und trug einen blauen Ueberrock mit aufstehendem Kragen. Um den Hals hing ihm, von Edelsteinen strahlend, ein halber Mond von ziemlicher Größe, den er vom Sultan für seine Verdienste empfangen hatte. Es war nämlich der Erbauer der Festung Warna, den wir vor uns hatten, „Heiri Beg, Miri Alai", ein in der Kenntniß der Mathematik und der Kriegswissenschaften ausgezeichneter Mann, ein vom verstorbenen Sultan Begünstigter, „enfin un homme de mérite pour la Turquie," sagten mir später meine Bojaren, mit denen ich über ihn sprach.

Wir begrüßten ihn, ohne indeß zu unserem Bücklinge zu weit auszuholen, aus Furcht, es möchte irgend ein böses in der Luft fliegendes Federchen an unserer Nase scheitern und ihr unabwendbar die Pest bringen. Auch der Pascha begrüßte uns. Die Diener stellten Stühle in die Mitte des Zimmers und gingen dann weg, die Reinigungsdiener holten dann die Stühle ab, und wir nahmen sie von ihnen in Empfang und setzten uns.

Wir trugen dann dem Pascha zunächst unser Anliegen vor und sagten, daß wir, von Wien angelangt, um die Erlaubniß, seine Festung besichtigen zu dürfen,

ihn zu bitten gekommen wären. Er seinerseits gestand uns dieß gern zu und sagte, er wolle sofort Jemanden beordern, uns zu begleiten, indeß bat er uns, noch ein wenig zu verweilen. Das Haus wäre freilich nicht besonders; aber er habe in Konstantinopel ein besseres, welches ihm eigen gehöre, in der Straße Dschiandschiri. Es würde ihm lieb sein, wenn wir uns seine Adresse bemerken und ihn dann später einmal in Konstantinopel, wohin er zurückkehren werde, besuchen wollten. Er trug dieß Alles mit der den Türken eigenen Artigkeit und Freundlichkeit vor und hatte überhaupt ein höchst verbindliches und zuvorkommendes Wesen. Das Entgegengesetzte von ihm war sein Dolmetscher, ein hagerer kleiner Mann, dem ich nicht über den Weg traute, und der auch, wie ich wohl merkte, gleich von Anfang herein gegen mich eine Abneigung gefaßt hatte und sich in seinen Antworten immer weit mehr an meine Reisegefährten wandte.

Pfeifen und Kaffee durften wir annehmen. Die braunen schwarzen Araber- und Negergesichter reichten beides aus der Ferne unseren Contumazbeamten hin, und diese gaben es uns wieder in die Hand. Die Pfeifen waren das köstlichste und prachtvollste Mobiliar im ganzen Haushalte des Pascha, und der Kaffee und Taback ebenso gut. Wir genossen beides mit großem Vergnügen.

Der Pascha erzählte uns, er werde sehr bald nach Konstantinopel gehen und habe die meisten seiner Sachen bereits eingepackt, sonst würde er uns manches Interessante zeigen können. Er habe viele

gute mathematische Instrumente. In Ermangelung dessen wies er uns eine vortreffliche Genfer Taschenuhr, die er bei sich trug, und dann holte er ein Perspectiv hervor, durch welches wir Alle der Reihe nach aus dem Fenster blicken mußten. Ich sah damit nach der österreichischen Militärgränze hin und nach den freundlichen wohnlichen Häusern der Stadt, so voll von allerlei Luxus und Bequemlichkeit, und es kam mir dabei vor, als thäte ich aus dem innersten Kerne Asiens einen Blick nach Europa und als erschienen mir dort, wie in einem Zauberspiegel, die Gemächlichkeit und Ordnung des Lebens dieses Welttheils. Es stehen sich, glaube ich, Europa und Asien nirgends so nahe, so schroff abgeschieden, so Stirn an Stirn gegenüber, wie hier in dem türkischen und dem österreichischen Orsowa. Auch ließ sich der Pascha von seinem Dolmetscher sofort genau die Adresse eines guten Opticus in Wien aufschreiben, die wir ihm geben konnten.

Darauf bot er uns die zweite Pfeife an und ließ uns eine zweite Tasse Kaffee serviren. Da gerieth ich mit meinem Reisegefährten darüber in Streit, ob wir dieselbe noch annehmen sollten. Er meinte, wir müßten sie ausschlagen; denn es erfordere die Artigkeit, den Herrn nicht zu lange zu incommodiren. Ich behauptete dagegen, wir müßten sie annehmen; denn wir wüßten nicht, wenn wir einmal wieder Gelegenheit haben würden, bei einem Pascha so gut aufgenommen zu werden. Die Pascha's weiter hinten in der Türkei seien nicht so zuvorkommend gegen die von Deutschland

herbei reisenden Fremden, wie diese an der österreichischen Gränze, die in manchen Puncten sogar von Oesterreich abhängig seien. Hierauf erwiderte er ganz ungeduldig, er wisse gar nicht, was wir noch weiter in dieser Barake verweilen und den Pascha angaffen sollten. „Je ne sais ni comment ni pourquoi," wiederholte er mehre Male. Wir wüßten ja doch nicht mehr, was wir sagen und vorbringen sollten. Und wenn ich nun nicht bald Anstalt machen wollte, so würde er allein aufbrechen. Ich erwiderte darauf, indem ich die zweite Pfeife zu rauchen anfing, wenn er aufbrechen würde, so würde ich allein sitzen bleiben, und dann würden sich die österreichischen Contumazbeamten verpflichtet sehen, bei mir zu bleiben, und ihn entweder nicht hinauslassen oder gefangen nehmen. Unser Zank wurde sehr heftig, und wir überwarfen uns völlig, obgleich der ganze Disput nur zwischen den Zähnen gemurmelt wurde und wir dabei wie die Bildsäulen sitzen blieben, immer die Augen gespannt auf den redenden Pascha und seinen interpretirenden Dolmetscher gerichtet. Zwischendurch gaben wir beide auch dem Pascha Antwort.

Insbesondere interessirte es mich, bei'm Pascha auch die Allgemeine Augsburger Zeitung zu finden. Er hatte sie bei sich auf dem Divan liegen und ließ uns erzählen, daß sein Dolmetsch sie ihm alle Tage auf Türkisch vorlesen müsse. Sie sei seine Hauptquelle für die Neuigkeiten aus Konstantinopel. Ich sagte ihm darauf, daß er gewiß das beßte Blatt gewählt habe, welches er für diesen Zweck habe finden können, und daß

dasselbe in ganz Deutschland und in der ganzen österreichischen Monarchie das gelesenste und vorzüglichste sei, daß es in Ungarn, Siebenbürgen, der Bukowina, sogar in den Kaffeehäusern am schwarzen Meere in Odessa regelmäßig gehalten werde. In Ungarn, sagte ich, hätte ich zuweilen in kleinen Städten auf den Schildern der Kaffeehäuser blos eine Tasse Kaffee, eine Pfeife und ein Blatt der Allgemeinen Zeitung mit Titel, Datum und Inhaltsverzeichniß abgemalt gefunden. — Ich sagte, daß ich glaube, dieses Blatt habe wohl beinahe 10,000 Abonnenten und vielleicht ein Publicum von einer Million Lesern. Ich rechnete dann zu solchen Lesern nicht blos solche, die sie vom Anfange bis zu Ende durchläsen, sondern auch solche, die, wenn auch in keine andere Zeitung, doch in die Allgemeine zuweilen hinein blickten, und auch solche, die, wenn sie sich auch um nichts sonst bekümmerten, doch mitunter sich aus diesem Blatte etwas mittheilen ließen und an seinem Urtheile hingen. In Frankreich, sagte ich, nenne man sie die „Zeitung von Augsburg," in Norddeutschland heiße man sie, zum Unterschiede von einem anderen Blatte gleiches Namens, die „Augsburger Allgemeine Zeitung," in Süddeutschland aber blos die „Allgemeine Zeitung," und in ganz Oesterreich hieße sie ganz schlicht: „die Ollg'meine."

Hierüber und über anderes Gerede ging unsere zweite Pfeife zu Ende, und der Pascha wünschte uns, indem er auf sehr artige und umständliche Weise für unseren Besuch dankte, eine glückliche Reise, und wir

unserer Seits thaten unser Möglichstes, ebenso artig für seinen gastfreundlichen Empfang zu danken.

Im Hinausgehen bemerkte ich eine ungeheuere dicke und lange Karbatsche, wie eine Riesenschlange zusammengewunden, an der Wand des Zimmers hängen. Ich getraute mich nicht, Jemanden zu fragen, ob sie für Menschen oder Hunde sei. Das Wort „Karbatsche," welches auch wir gebrauchen, ist ein türkisches. Doch findet es sich auch im ungarischen Lexikon und ist dann in viele andere europäische Sprachen übergegangen. Alle die Ausdrücke für solche Peitschen, die auch für Menschen bestimmt sind, kamen dem westlichen Europa aus dem Osten zu, so auch „Knut" und „Kantschu."

Wir bekamen einen riesengroßen und baumstarken Capitain zum Begleiter und eine Schildwache hinter uns her. Die Contumazbeamten nahmen uns wieder in die Mitte, und so schritten wir in die Stadt hinein.

Sogleich in dem Gemüsegarten des Pascha, der in einem alten trockenen Festungsgraben zu sehen war, erblickte ich unter den Paradiesäpfeln, Melonen und Gurken auch alte Bekannte aus der Krimm, wo ich sie bei den Tataren genossen hätte, die Baklasan, welche die Türken und Tataren mit Fleisch farcirt häufig genießen. Da ich mich darüber äußerte, hieb der Capitain sogleich einige mit dem Säbel ab und legte sie auf das Straßenpflaster, wo wir sie aufnahmen.

Die Stadt, die im Bezirke der Festung mitten auf der Insel liegt, hatte ein vollkommen türkisches Ansehen. Die kleinen Häuser lagen unter allerlei Bäumen, Büschen,

Schutthaufen und Ruinen versteckt. In der Mitte war ein Markt mit mehren Boutiquen, und von hier gingen einige regelmäßige Häuserreihen oder Straßen aus.

Die Hunde und Katzen, die uns begegneten, wurden vor allen Dingen weit in die Ferne getrieben, sowie auch die Hühner und andere Thiere. Denn auf ihrem gefährlichen Pelze kann die Pest, indem sie von Konstantinopel aus von einem Katzenrücken auf den anderen springt, ganz besonders leicht den Donauanwohnern mitgetheilt werden. Der türkische Capitain war gutmüthig genug, unseren Reinigungsdienern dabei zu helfen, und nahm alle Augenblicke einen Stein von der Straße auf, um nach irgend einem dieser uns in den Weg laufenden vierbeinigen Pestboten zu werfen. Auch hielt er immer seinen Säbel, freilich in der Scheide, bereit, mit dem er jedem Menschen schon von Weitem aus dem Wege zu gehen zuwinkte.

Auf dem Markte waren mehre Kaufleute, die uns freundlich zum Sitzen einluden und uns mitten auf dem Platze Stühle und abermals eine Pfeife anboten, die anzunehmen wir uns nicht weigern durften. Mitten unter ihnen auf dem Waarentische eines Kaufladens saß ein türkischer Schreiber, in voller alttürkischer Tracht, der ämsig beschäftigt war, auf seinem Kniee, ich weiß nicht, was für Episteln oder Tractate zu schreiben. Die Kaufleute erzählten uns, daß sie oft in die österreichischen Kastelle kämen und dort Handel mit den Christen trieben. Da es mit der Unterhaltung indeß nicht recht fort wollte, so gaben wir bald unsere Pfeifen mit dem türkischen Danke: „Berekjed werssen!“ den uns die Oester-

reicher lehrten, zurück und ließen uns in die Mosche führen, wobei wir an einer Schule vorbei kamen. Diese Schule war ein niedriges Häuschen, von außen statt der Mauern mit einem Gitter aus hölzernen Stäben umsteckt. Die kleinen türkischen Kinder machten einen heidnischen Lärm; der Lehrer schien ihnen aber eine desto größere christliche Ruhe entgegenzusetzen; denn er lag auf einer Bank und rauchte.

Die Festungswerke dieses türkischen Orsowa sind in einem erbarmungswerthen Zustande, den ich beschreiben will, weil ich von allen Seiten hörte, daß auch die übrigen türkischen Festungen hier an der Donau in keinem besseren Zustande wären. Die Mauern sind hier und da völlig zusammengeschossen, und es ist seit einem halben Jahrhunderte kein Stein zu ihrer Ausbesserung angerührt worden. Hier und da nur sind die Mauerlücken mit vielen großen, schlecht behauenen Pallisaden ausgefüllt. Doch sind auch diese Pallisaden zum Theil schon wieder verfault und umgefallen. Wir mußten über mehre hinwegklettern, Schutt, Schmuz, Staub und Ruinen überall! Die Kanonen, deren es eine unzählige Menge giebt, stehen auf diesen Mauern alle schußfertig, mit den Mündungen auf die Donau gerichtet. Doch sind bei den meisten die Unterlagen und Lafetten verfault, und keine scheint dazu geeignet, in eine andere Richtung losgeschossen werden zu können, als in derjenigen, welche sie eben angenommen hat. Neben den Kanonen liegen hier und da auch Kanonenkugeln, zu kleinen Häufchen im Sande zusammen-

gelegt. Es sind große, kleine und ganz kleine Kugeln, alle durcheinander, mit Schmutz und Rost bedeckt. Hier und da steht bei einer Kanone eine Schildwache, welche das Gewehr mit der einen Hand hält und mit der anderen eine dampfende Pfeife. Die Schildwachen sind baarfuß und zum Theil mit zerrissenen Kleidern bedeckt. Neben einigen Kanonen sieht man große, lange, krumme und schiefe Bohnenstangen stehen, an deren Spitze sich eine Lunte befindet. Die Zahl der Soldaten, die der Pascha in dieser Festung Orsowa, dann in dem Fort Elisabeth und in einer anderen, später noch zu erwähnenden kleinen Festung Kladowa commandirte, gab man uns zu 200 an, und ich will gern glauben, daß die Zahl der Kanonen wenigstens 80 war. Freilich ist dabei zu erwähnen, daß allerdings in Kriegszeiten die Besatzung verstärkt werden wird.

Dolmetscher wie Capitain bekamen ein Trinkgeld, und wir schifften nach dem Fort Elisabeth oder, wie die Türken es nennen, „Schistab" hinüber. Hier lagen ungefähr 25 Mann, von denen wir die meisten, einen jeden nach „Gusto" gekleidet, unter einem Schuppen rauchend beisammen fanden. Auch hier steckte in jedem Loche und auf jedem Steinhaufen eine Kanone. Bei einigen von ihnen lagen auch hohle Kugeln, welche Bomben und Granaten glichen. Die Löcher dieser Bomben waren, obgleich die Leute versicherten, sie seien bis oben hin mit Pulver und Brennstoff gefüllt, nicht verschlossen. Auf jedes Loch war aber ganz sorgfältig ein kleiner Kieselstein oder das Stück von einem Dach-

ziegel als Verschluß gelegt, und zwar lagen die Kugeln unter freiem Himmel. Die Soldaten rauchten dabei und erlaubten auch uns überall zu rauchen.

Man könnte denken, ich entwürfe hier ein Carricaturbild, allein insofern nicht ein böser Geist unserem Auge ein neckendes Blendwerk vorzauberte, so ist Alles bloß simple und buchstäbliche Wahrheit. Die Oesterreicher versicherten uns, es wäre in allen türkischen Festungen an der österreichischen Gränze dasselbe, und andere Reisende haben uns gesagt, „es sähe an jedem beliebigen anderen Ende des Reichs ebenso aus. Einzelne Festungen, wie Widdin, Silistria, Warna und die Dardanellen, mögen natürlich indeß doch wohl in vielen Stücken eine Ausnahme machen.

Die sämmtlichen türkischen Festungen und Forts, welche an der Donau, Save und Unna hin Oesterreich gegenüber liegen, sind der Reihe nach von Osten her folgende:

1) Fort Cladowa,
2) „ Elisabeth,
3) Festung Orsowa,
4) Fort Gogerdsinlik (oder Golubinci),
5) „ Golubacz,
6) „ Rama,
7) „ Kostolacz,
8) „ Kulicz,
9) Festung Semendria,
10) „ Belgrad,
11) „ Schabacz,
12) „ Berbir,

13) Fort Dubicza und
14) „ Novi.

Wozu diese Forts und Festungen, die sich alle in einem so erbärmlichen Zustande befinden, den Türken nützen sollen, begreift kein Mensch. Gegen Oesterreich, den ehrlichsten und stärkeren Freund der Türkei, nützen sie gewiß nicht, gegen die eigenen Unterthanen vielleicht unter Umständen. Aber die Serbier verlachen auch schon diese ohnmächtigen Befestigungen, seitdem sie die stärkste unter ihnen, Belgrad, zu erstürmen lernten. In serbische Hände will sie Oesterreich nicht fallen sehen. Mit Oesterreich würde die Pforte sich wohl leicht darüber einen. Jedoch will sie vielleicht Rußland nicht in österreichischen Händen wissen, und die Pforte selbst mag auch vielleicht nichts darauf verwenden, weil sie sie doch als in partibus infidelium liegend, als unrettbar verloren betrachtet. Und so sieht man hier schon an der Donau, wie diese Gegenden unter den streitenden Interessen der Großmächte in Ruin versinken.

Am Abende nach dem österreichischen Orsowa zurückgekehrt, fanden wir bei unseren walachischen Freunden auch noch einen Herrn aus Konstantinopel, dem wir erzählten, wie ungemein wir über das Gesehene erstaunt wären. Er sagte uns, er habe in Kleinasien, in dem Zelte eines türkischen Pascha's während des syrischen Krieges noch viel Schlimmeres gesehen. Die Pascha's hätten hier naß gewordenes Pulver getrocknet und dann unter ihren Augen daraus Patronen machen lassen. Sie hätten es aber zwischendurch doch nicht

lassen können, etwas zu rauchen. Als er darauf erklärt habe, er würde das Zelt verlassen, wenn sie das Rauchen nicht aufgäben, hätten sie gemeint, „sie seien ja im Felde, und da müsse man sich an alle Gefahren gewöhnen."

Dieser Reisende hatte überhaupt viele Erfahrungen in der Türkei gemacht. So hatte er kürzlich die großen römischen Souterrains in Kustendje am schwarzen Meere besucht. Er konnte keinen Türken oder Bulgaren bewegen, mit ihm das Innere derselben zu durchwandern, weil sie sich alle zu sehr vor dem bösen Geiste, der in diesen Gewölben wohnen sollte, fürchteten. Er ging mit Fackel und Pistolen bewaffnet allein hinein und drang soweit vor, als es möglich war. Zuletzt aber spalteten sich die Wege so, daß er sich zu verirren fürchtete, und wieder hinausging. Sowie er hinaus kam, ging ihm durch Zufall eine der Pistolen im Gürtel los, der Schuß fuhr schadlos in den Boden. Die Bulgaren sagten, das habe der böse Höhlengeist veranlaßt, und er möge Gott danken, daß er ihn so gnädig beschützt habe.

Der Abend wurde heiter und unter lehrreichen Gesprächen, wie das an dieser merkwürdigen Gränze, wo unter den Reisenden so viele Gegenstände zur Sprache kommen, nicht anders sein kann, verbracht. — Unser Wirthshaus war natürlich ein deutsches, und die Kellner waren aus Linz und Wien. Besonders unterhielt uns auch ein Adler, der dem Oberkellner des Hotels gehörte. Er hatte ihn für einen Zwanziger von wa-

lachischen Fischern gekauft, die ihn bei folgender Gelegenheit fingen. Der Adler war auf ein auf dem Wasser schwimmendes Geflügel herabgeschossen, hatte dabei aber die Kraft seines Schusses nicht richtig berechnet. Er nahm einen so starken Ansatz, daß er zu tief in das Wasser schoß und sich mit den nassen Flügeln nicht wieder daraus hervorarbeiten konnte, in welchem Zustande denn die Fischer ihn überraschten. Es war mir interessant, dieses Thier in seiner Gefangenschaft zu beobachten. Es war ein sehr großer Vogel. Der Kellner behandelte ihn mit der Hundepeitsche und schlug ihn zuweilen unbarmherzig über den breiten Federrücken, wenn er etwas verbrochen hatte, z. B. wenn er etwa ein Stück Fleisch aus der Küche raubte. Dafür erkannte er aber auch seine Obermacht an, kam zu ihm, wenn er „Hänsel" rief, während er nach Fremden zuweilen schnappte, und verbarg sich vor ihm, wenn er ein schlechtes Gewissen hatte. Es war mir ein betrübter Anblick, diesen König der Vögel auf dem rußigen Hofe zwischen den Hunden und Schweinen herumhüpfen und bei dem Kellner um ein Stückchen frisches Fleisch, das er sich sonst selbst erobern konnte, betteln zu sehen. Wie mancher König hat wohl eines einzigen schlecht ausgeführten Coups wegen sein ganzes Leben in der Gefangenschaft gebüßt.

Das eiserne Thor.

Am anderen Morgen wollten unsere walachischen Freunde ihre Reise nach Bukarest fortsetzen, und da wir unserer Seits die Absicht hatten, auch noch eine Strecke die Donau hinabzufahren, um das berühmte eiserne Thor und die Trümmer der Trajanischen Brücke zu besuchen, so thaten wir uns zusammen und nahmen ein gemeinschaftliches großes Jagdschiff mit acht Ruderern und einem Steuermanne und fuhren den Strom hinab. Es war ein ziemlich graubehangener Himmel und eine schwüle Luft. Doch überließen wir uns selbst gegen unsere Ueberzeugung der freundlichen Hoffnung, daß es sich später noch aufklären werde.

Das „Zare Unguriaske," wie die Walachen Ungarn nennen, blieb uns im Rücken, und wir schifften zwischen Serbien und der Walachei hin. Die Donau fließt hier über zwei Meilen weit ganz schnurgerade aus und behält dabei ihre große Breite von Orsowa bei. Die Berge zu beiden Seiten sind so ziemlich alle unter dem

2*

selben Winkel nach dem Flusse zu geneigt, und es gewährt dieß Alles also einen ganz anderen Anblick als die manchfaltigen Verirrungen und Krümmungen des Flusses, die Vorsprünge, Schluchten und Seiteneinschnitte in der Clissura. Der Anblick ist einförmiger, aber in mancher Beziehung großartiger. Gleich hinter der Insel Orsowa blickt man meilenweit die Donau hinab, auf beiden Seiten die nahen Bergreihen Serbiens und der Walachei, in der Ferne die freien breiten walachischen Ebenen.

Etwa eine Stunde fuhren wir, zwei kleine ganz unbedeutende Brandungen abgerechnet, ruhig dahin durch diesen einförmigen, aber gigantischen Thorweg; da hieß es: „jetzt sieht man das eiserne Thor," und wir erblickten in der Ferne mitten im Flusse eine Reihe von Puncten, die uns an unsere „bösen Weiber," „Büffel" und brausenden „Kessel" in der Clissura erinnerten. Auch hier giebt es wieder solche Benennungen; „Babile" (die alten Weiber) heißt der eine Felsen, „Pjetra puschkata" (der zersprengte Felsen) ein anderer, „Rasboinik weliki" (der große Räuber), „Golubatshka mali" (der kleine Taubenstein) ein dritter und vierter. Da, wo diese Kette von Felsen von einem Ufer zum anderen geht, sind auch die Ufergebirge am höchsten. Die höchste Spitze walachischer Seits nennen die Walachen „das Grab des heiligen Petrus, „Gropa lui Petro." Zwei lange hohe Felszacken, ähnlich denen, die im Wasser stehen, ragen neben dieser Grabspitze empor. Diese beiden Felsen nennen sie „die trauernden

Weiber, die neben Petri Grabe stehen." Ein anderer Walache erzählte uns später, die Weiber trauerten nicht, sondern sie wendeten sich gegenseitig das Gesicht zu und zankten. Auch seien sie hier zur Strafe in Stein verwandelt. Ich erinnere mich aber nicht deutlich mehr, was sie eigentlich bei der Beerdigung — es sei, sagte man uns, der Apostel Petrus gemeint — verbrochen hatten. — Oben auf der Spitze des Berges und Grabes, bemerkte ein Walache, wüchsen viele köstliche und heilsame Pflanzen, welche die Frauen aus der Ebene an Festtagen zu sammeln kämen.

Der Name „eisernes Thor" für das Felsenriff im Flusse selbst ist wahrscheinlich uralt und jetzt in allen Sprachen recipirt. Lateinisch heißt es „Porta ferrea", türkisch „Demir kapi," ungarisch „Vaskapu," walachisch „Porta di feru." Es bedeutet Alles dasselbe. Die Türken haben übrigens noch viele Engpässe in ihrem Reiche, die sie „Demir kapi" nennen. Auch giebt es noch im benachbarten Siebenbürgen ein berühmtes „eisernes Thor," von dem wir später reden werden. Der Name ist sehr bezeichnend; denn er erinnert sowohl an die eisernen Würfel des Krieges, die in der Nähe solcher Bergfesten so oft aufgeworfen werden, als an das harte, eiserne Schicksal, welches die Natur hier oft dem Menschen bereitete.

„Eintauchen!" — „Wosi! Wosi!" — commandirte der Steuermann unserer Jacht, als wir uns dem Wasser- und Felsengewirre näherten. Er vermischte deutsche und walachische Commandoworte; denn aus bei-

den Nationalitäten bestand unsere Mannschaft. Mit den Worten: „Fest! bis'l fest!" ermunterte er sie von Neuem zum festeren Anziehen mit den Rudern, und abermals hieß es: „Eintauchen! eintauchen!" sie sollten nämlich tiefer in das Wasser hineinschlagen. Unser Schiff fing an dahinzuschießen, wie ein Pfeil, und traf wie ein Geschoß aus der Hand eines guten Schützen überall die rechten Durchgänge durch die zur Seite bleibenden Felsen. Es sind solcher, die ganz praktikabel sind, nicht allzuviel. Denn mit den Sprengungen der Felsen in diesem Passe sind die Ungarn und Oesterreicher eben noch nicht weit über die Unterhandlungen mit den dabei betheiligten Mächten hinausgekommen. Es ist freilich schon damit viel gewonnen, daß wenigstens der ganze Paß in allen seinen Details von österreichischen Ingenieuren aufgenommen worden ist. Auch sind schon mehre Pläne über seine Schiffbarmachung vorgeschlagen, ausgearbeitet und vorgelegt worden. Aber ausgeführt hat bis jetzt noch nichts Bedeutendes werden können. Es soll nur eine nicht sehr breite Stelle sein, wo allenfalls größere Schiffe durchkommen können, — aber mehre Durchlässe für kleinere. Die ganz kleinen Fischerschiffe wagen sich beinahe überall hin. Wir sahen dicht neben uns eines mitten in der Brandung hinter einem Felsen liegen, wo die Fischer etwas befestigten. Nachdem sie dieß gethan hatten, ließen sie den Felsen, um den sie einen Strick geworfen hatten, los und schossen zwischen allen den kleinen und großen umbraus'ten Steinen sicher und furchtlos dahin.

Uns wäre es bald anders gegangen; denn als wir recht mitten in der stärksten Brandung waren, wo man sich ohne Sprachrohr kaum seinem Nachbar verständlich machen kann, wurde plötzlich unserem Steuermanne von irgend einem muthwilligen rück- oder seitwärts springenden Wasserstrahle, der gegen das Steuerruder flog, dieses aus der Hand geschlagen. Er bekam dabei einen solchen Schlag, daß er von der hohen Brücke, auf welcher er stand, herunter zu taumeln drohte. In demselben Augenblicke fing nun auch unser Schiff sich zu drehen an, und wir riskirten in einem Wirbel herumgezogen und gegen einen Felsen geschleudert zu werden. Der Steuermann blieb aber ganz ruhig, mit Unruhe war auch natürlich nichts zu machen, und er paßte den Augenblick ab, in dem das Steuerruder, wahrscheinlich durch irgend eine entgegengesetzte Strömung herumgeschlagen, sich ihm wieder näherte, wo er dann rasch das lange Ende desselben ergriff und uns wieder in die rechte Richtung brachte.

Für uns war es ein abermaliger hoher Genuß in dieser aufgeregten Fluth zu schwimmen. Denn selbst die Anwandlungen von Furcht, die man dabei empfindet, gehören mit zu den Reizen. So wunderlich ist es mit der menschlichen Seele beschaffen. Mein Franzose und ich gestanden uns gegenseitig ganz offen, daß wir durchaus nicht glaubten, zu den Helden uns zählen zu dürfen, ja daß wir den blassesten Schrecken davon gehabt hatten, als wir das Ruder unserem Steuermanne entrissen sahen; — und doch sagten wir beide,

als das Wasser sich wieder zu beruhigen anfing: „O, wie schade!“

In der Regel sieht man sonst nur die kleinen Bergflüßchen und die krystallenen, von den Dichtern besungenen Bäche über Kieseln spritzend und Bläschen machend dahin murmeln. Die großen Ströme ist man gewöhnt majestätisch langsam und bedächtig wie Könige dahin ziehen zu sehen. Hier aber ist es, als wenn dieser König sich seiner Kindheit in den Bergen erinnerte. Er fängt an zu laufen, zu hüpfen, zu tanzen und zu springen, — er nimmt Kiesel in die Hand, — die Kiesel sind aber Felsblöcke, — er beginnt zu murmeln, seine rauhe Stimme macht daraus aber ein Gebrülle, — und was bei den kleinen zierlichen Gottheiten der Quellen und Bäche den Dichter anmuthig berührte, erfüllt bei diesen Titaniden die Menschen mit Grausen.

Man fährt, wie auf den Fittigen des Sturmes getragen, so ungefähr acht bis neun Minuten lang hin, bis sich die Fluthen wieder beruhigen. Aufwärts währt es natürlich ungefähr zehnmal so lange. Es mag vielleicht eine Strecke von einer Viertelmeile Weges sein.

Hinter dem eisernen Thore liegen mehre wüste Inseln, die wahrscheinlich ein Product des Thores selbst sind, welches dadurch gebildet wurde, daß der Fluß sein Material hier, wo es zu mehr Ruhe kam, fallen ließ. Man sagte uns, daß diese wüsten Inseln Niemandem gehörten, weder den Serbiern, noch den Walachen, noch den Türken, noch den Oestreichern. Von hier an ist nun die Schifffahrt bis an das Meer frei. Auf der serbischen Seite liegt

bei jenem [illegible] ein Dorf Namens Dscheraz. Wir hatten die Absicht, bei unserer Rückkehr hier einzukehren, und als wir uns dem Dorfe etwas näherten, riefen unsere Leute mit lauter Stimme hinüber: „Frige o zira de carne!“ („Bratet uns einen Lappen Fleisch!“) Die Serbier kennten sie wohl, meinten sie, und würden das schon verstehen. Dabei machten sie dann noch einige Zeichen, welche dasselbe, sowie auch unsere Rückkunft andeuten sollten. Die Zeichensprache ist hier überhaupt an der ganzen österreichisch-serbischen Donau hin außerordentlich cultivirt. Dieß kommt natürlich daher, weil die Leute sich als so nahe Nachbarn doch oft etwas zu sagen haben, was sie entweder der Breite des Flusses wegen, oder weil sie der Pest wegen nicht zu einander dürfen, sich nicht sagen können. Außerdem aber bringt auch die Schmuggelei, welche hier mit Salz statthat, die Zeichensprache sehr in Schwung. Es giebt überall auf der österreichischen Seite Leute genug, die nach Salz begierig sind, und auf der ganzen serbischen Seite hört fast nie der Zug der Salzschiffe des Fürsten Milosch und seiner Unterthanen, die damit nach Belgrad gehen, auf. Sie haben daher allerlei Rufe und auch stumme Zeichen, Feueranschlagen und dergleichen, womit sich die „hübigen und drübigen“ Genossen benachrichtigen.

Auch die Liebe mag hier viele Sprachzeichen erfunden haben, und es mag hier schon mancher Leander für seine Hero, wie am Bosporus, den wilden Fluthen und den strengen Gesetzen der österreichischen

Contumaz- und Mauth-Amts liegen, um seinem Herzensdrange Genüge zu leisten.

Hinter den wüsten Inseln zeigt sich ein niedliches kleines Inselchen mit einem kleinen belaubten Hügel in der Mitte. Die Pforten oder Eingangsmauern, welche dem eisernen Riegel zur Seite liegen, weiten sich noch mehr und zeigen sich von Vieh beweidet und von Menschen belebt. Hinten tauchten der Minaret und die Mauern der kleinen türkischen Festung Cladowa auf, der gegenüber auf der anderen Seite des Flusses die kleine Ansiedelung Skella Cladowa, der Stapelplatz der Dampfböte, sich befindet.

Auf dem Lande war Alles anrüchig, in unserem Schiffe allein war noch Reinheit und Unschuld. Wir mußten auf diesem schwimmenden Stückchen Oesterreichs von unseren Freunden und Reisegefährten aus Bukarest Abschied nehmen und ihnen unsere Glückwünsche und Danksagungen darbringen. Denn am Ufer, wo sie sogleich bei'm Aussteigen außer Aufsicht waren, durften wir ihnen die Hand nicht mehr reichen. Wir blieben nichtsdestoweniger in einiger Entfernung, unter einem Schuppen sitzend, wir bewacht, sie frei, noch eine Zeit lang bei einander, bis endlich ihre Equipagen sie uns entführten.

Es entstand nun die Frage, was wir machen sollten. Unsere Absicht war, bis zu den Trümmern der Trajanischen Brücke vorzudringen, doch drohte das Wetter einen Querstrich zu machen. Es hatten sich näm-

ich die schwülen, schweren Wolken des Morgens gegen Mittag zu einer drohenden finstern Masse zusammengezogen, welche die Donau abwärts über die ganze Wallachei ihre schwarzen Fittige auszubreiten schien und wie ein zweites Wolken-Demirkapi die Flußfahrt verriegelte. Wir hatten schon lange diesen Riegel beobachtet und uns gefragt, was er uns bringen möchte. Die Leute sagten, es wäre ein Gewitter, und wir thäten besser, die Weiterfahrt zu der Trajanischen Brücke aufzugeben. Da wir noch dagegen redeten und meinten, wir wollten unter allen Umständen uns nicht davon abhalten lassen, fing es auf einmal an zu donnern, und es zeigten sich große dunkele Regensäulen, die, nach ihrer schiefen Richtung zu schließen, von einem heftigen Sturme getrieben wurden. Die Leute sagten, es wäre platterdings unmöglich, weiter zu fahren, zumal da wir nicht mehr das schöne bedeckte Jagdschiff der Dampfbootgesellschaft zu unserer Disposition hätten, — dieses wäre nur für unsere Freunde, die Dampfschifffahrts-Passagiere, bestimmt gewesen und würde erst nach einigen Tagen wieder nach Orsowa zurückkehren. Diese letzte Bemerkung verursachte uns keinen geringen Schrecken, und wir ließen uns das Schiff zeigen, welches wir nun besteigen sollten. Es war ein länglicher, aus einigen Balken zusammengeschlagener offener Nachen. Sein Anblick machte uns weichmüthiger und nachgiebiger gestimmt als der des heranrückenden Gewitters, und unsere Gedanken nahmen dabei folgende Gestaltung an: wir bleiben, dachten wir, noch einige Tage in Orsowa, morgen oder

Übermorgen wird es wieder schönes Wetter sein, und wir können dann die Trümmer jener Brücke sehen, die Kaiser Trajan so solid baute, in der Absicht, es sollte beständig ein Einwirken römischer Herrschaft und römischer Cultur über sie hin nach Dacien statt haben, — die aber Aurelian schon wieder zerstören ließ, weil er merkte, daß dieser Culturstrom nach Norden sich in einen Barbarenstrom nach Süden umwandelte, und weil er dabei die Absicht hatte, den stets hinüberrückenden Geten den Weg abzuschneiden, — dieser Brücke, die also kaum 100 Jahre Bestand hatte und nützlich war und die dafür in ihren Trümmern 17 Jahrhunderte hindurch berühmt und bewundert wurde. Jenes böse Wolken-Demirkapi hat uns aber den ganzen Spaß verdorben; denn wir bekamen die Brücke nicht zu sehen.

Unsere Schiffer wurden endlich über unsere langen Deliberationen ungeduldig und sagten, wir müßten uns beeilen einzusteigen, denn wenn uns das Gewitter mitten auf der Donau erreichte, so wäre Gefahr vorhanden. Wir müßten wenigstens suchen, sobald als möglich das serbische Ufer zu erreichen. Zu meiner größten Verwunderung stiegen nicht nur unsere 8 Ruderer, die wir mitgebracht hatten, mit in's Schiff, sondern außerdem auch noch andere 6 Schiffsleute nebst einem dritten Reinigungsdiener, die, ich weiß nicht, was hieher gebracht hatten und von denen wir eben jenes kleine schlechte Boot bekamen. Wir waren im Ganzen nicht weniger als 20 Personen und saßen in dem Boote, welches höch-

ferns für eine Ladung von ein paar [illegible] ge-
baut zu sein schien, wie die Mehlsäcke auf einander.
Ich maß vom Rande des Schiffs bis zum Donau-
spiegel um kein Haar mehr als 3 Zoll Bord und fragte
den Zoll- und den Contumaz-Beamten, ob das denn keine
Gefahr hätte. „O nein!“ antworteten sie. „Wir
müssen nur Alle ruhig sitzen, um nicht zu schaukeln; — die
Leute müssen gleichmäßig und nicht zu stark mit den
Rudern anschlagen, — und wenn dann kein Re-
gen und Wind kommt, wir an keinen Felsen sto-
ßen, und die verwünschten Breter nur zusammenhalten,
so geht Alles gut. Wir sind schon mehre Male so
über die Donau gesetzt und noch nie ertrunken!“

Wir durchschnitten die Donau in einer schrägen
Linie, und es dauerte über eine Stunde, bis wir hin-
überkamen. Zu unserer Rechten schäumte und brauste
das eiserne Thor, zur Linken donnerte und blitzte
das walachische Gewitter. Wir glitten auf dem ge-
fahrlosen Streifen mitten zwischen beiden hin, — und
es wäre wohl ein reizender und interessanter Genuß ge-
wesen, wenn nicht der Regen auch bei uns bald
angefangen und ein stetes behutsames Ausschöpfen des
Wassers aus unserer Nußschale nöthig gemacht hätte.

An der walachischen Seite ist es unbequem für
die Schiffszieher zu gehen, wegen der vielen Steine, die
dort liegen. Die serbische Seite hat ein bequemeres
und breiteres Vorland von den Bergen. Dieß war
die Ursache, derentwegen wir nach Serbien hinüber
mußten.

Das freundliche Dorf, in welchem wir uns den Mittagsbraten bestellt hatten, hieß, wie gesagt, „Descherat.“ Wir mußten in dem heftigsten Regengusse lange am Ufer stehen, bis man für uns unter dem Vorsprunge oder Vordache eines kleinen Hauses einen Sitz bereitet hatte. Dieß machten die Leute auf folgende Weise. Zuerst jagten sie mit vielem Geschrei und Lärmen alle die Hühner, Gänse, Katzen, Hunde und andere Thiere aus dem Bauernhause hinaus, die auf allen Seiten auseinanderstoben. Dann befahlen sie den Bauersleuten, den Boden der Veranda sauber abzufegen und von allen etwaigen Haaren und Federn zu reinigen. Hierauf wurden trockene Matten auf dem Boden ausgebreitet, und wir, mein Franzose und ich, durften uns nun darauf ausstrecken. Ersterer konnte sich nicht genug über alle diese Anstalten wundern. Er meinte, daß diesem Allen nur Aberglaube und die stärksten Vorurtheile zum Grunde lägen. Er sprach beständig von den „préjugés des Autrichiens.“ Ich sagte ihm, daß dieß Alles in den Contumaz-Anstalten von Frankreich ganz dasselbe sein würde. Er meinte aber, in der Art und dem Grade nicht. Kein Franzose könnte sich je einem so peinlichen Zwange unterwerfen, „jamais! jamais!“

Uns verursachten alle diese Umstände, wie man sagte, ein einziger Pestfall in Konstantinopel oder vielmehr nur das Gerücht und zwar das falsche Gerücht von einem solchen Pestfalle; denn es soll sich später ausgewiesen haben, daß der davon angeblich befallene Mann einer ganz anderen Krankheit unterlegen sei. Vor

wenigen Wochen war überall freier Verkehr als der serbischen Gränze gewesen, jener eine Fall aber hatte wieder alle Gränzen geschlossen. Die östreichischen Consuln und Gesandten schicken natürlich über den Gesundheitszustand in den verschiedenen Gegenden Berichte nach Wien, und von hier aus wird dann nach diesen Berichten eine Schärfung oder Milderung der Contumaz verordnet. In dringenden Fällen können indeß auch schon die Gränz-Commandos an der Militärgränze eine Schärfung eintreten lassen. Eine Milderung aber, eine Herabsetzung aus dem dritten in den zweiten, oder aus dem zweiten in den ersten Grad kann nur von Wien aus vom Hofkriegsrathe verfügt werden.

Diejenigen Länder, welche hier im Südosten zunächst an Oesterreich gränzen, Serbien und die Walachei, haben jetzt freilich schon auch Contumaz-Anstalten. Die Walachen erhielten sie durch die Russen, die Serbier, glaube ich, durch den Fürsten Milosch. Die Walachen sollen, wie man allgemein hier sagt, in ihren Contumazen eine sehr strenge Controle führen und noch peinlicher sein als die Oesterreicher. Nichtsdestoweniger aber trauen die Oesterreicher doch weder den walachischen, noch den serbischen Contumazen vollkommen und lassen auch Alles, was von ihnen kommt, mehre Tage contumaziren. Die Serbier sind verdächtiger als die Walachen. Jene contumazirten zur Zeit unserer Anwesenheit zehn Tage, diese fünf.

Auch die Walachen lassen wieder die Serbier contumaziren, — und die Russen machen es wieder ge-

gen die Walachen so. Es ist wirklich in diesen Ländern eine wahre Leidenschaft erwacht, Contumazen zu errichten und die Reisenden in die Quarantäne zu stecken. Denn vor nicht gar langer Zeit gab es hier weiter keine Contumazen als die österreichischen. Ihnen folgten später die russischen am Dniestr, die dann an den Pruth verlegt wurden. Dann umgaben sich die Walachei und Serbien mit Contumaz-Ketten, alsdann Griechenland, Aegypten und Syrien, und jetzt läßt man auch in Konstantinopel contumaziren. Auch in dieser Hinsicht ist also jetzt in diesem Reiche eine Hand gegen die andere, wo sonst Alles in brüderlicher Einigkeit die Oberherrschaft der Pest und der Türkendespotie anerkannte.

Unser Geschrei: „Frige o zire de carne!“ hatten die Serbier entweder nicht verstanden oder nicht verstehen wollen, denn wir fanden weder einen Ochsen noch ein Schwein für uns geschlachtet, und es war daher große Noth, womit sie den Hunger so vieler Menschen stillen sollten. Unsere Contumaz-Beamten und Reinigungsdiener saßen mit auf unseren Matten und die Ruderer, die alten sowohl als die neu hinzugekommenen, welche letztere fast lauter Deutsche aus dem Bannat waren, unter Aufsicht ihrer Reinigungsdiener unter einem benachbarten Schuppen.

Es wurden übrigens bald fast ebenso viel Hände, als wir Mäuler an Anzahl waren, in Bewegung gesetzt, um irgend etwas herbeizuschaffen. Erstlich wurden einige platschintili fritati vertheilt, die ein Walache hervorholte; denn es ist dieß ein walachisches

Backwerk aus Kukuruz. Dann kamen ein paar kleine Jungen, die Söhne unserer Wirthin, mit etwas trockenem Käse gesprungen, mit dem wir unsere Platschinkli würzten. Hierauf schleppte ein alter Türke, welcher mit einem der Salzschiffe, die hier vor Anker lagen, herbeigekommen war) einen großen Krug mit Wein herein. Trotz des vielen Regens vom Himmel war dieß der begehrteste Gegenstand, und der Türke hatte mehr zu thun als Hebe, um den leergewordenen Krug wieder zu füllen. Endlich kam auch unsere serbische Wirthin ganz fröhlich und triumphirend herbei, indem sie etwas in der Hand hielt, was ich, als sie nahe war, für die Hälfte einer Ziege erkannte, die sie von ihrer Nachbarin erhalten hatte.

Ich war begierig zu sehen, wie sie uns diese Ziege zubereiten würde, und setzte mich ganz vorn auf unsere Matte, so daß ich durch die Thüre in den kleinen Hausraum hineinblicken konnte, in welchem das Feuer brannte. Die Serbierin hackte zuerst die Lende ab, dann zerschnitt sie diese, sowie auch das Fleisch vom Rücken, indem sie die Knochen auslöste, in viele kleine und größere Stückchen. Als sie bei dem Rücken an eine gewisse Stelle, ich erinnere mich nicht mehr, welche es war, kam, sagte mir der Oesterreicher, der auch mit mir um die Ecke des Thürpfostens guckte, das wäre das delicateste Stück an der ganzen Ziege, und er wollte aufpassen, wo es bliebe, damit wir es bekämen.

Indessen hatten die Buben der Wirthin dünn

Stäbchen oder Stöcke geholt, sie angespitzt und daneben das Feuer geschürt. Sie steckten nun alle die Fleischstückchen der Ziege auf diese Stäbe, und jeder nahm dann einen derselben in die Hände und begann ihn an und über den Flammen so lange zu drehen, bis das Fleisch ihm gar schien. Dann zogen sie es mit den Fingern von den angebrannten Stäben herunter und präsentirten es uns auf einem Brete.

Ich denke, daß Odysseus und seine Gefährten, als sie zu jener ziegenreichen Insel am Ufer der Cyklopen gelangten, ganz ebenso ihre Ziege sich zubereiteten, und war nicht wenig verwundert, die Odysseeische Kochkunst gleich jenseits der Ister so nahe den kunstreicheren Küchen Europas zu entdecken. Die Oesterreicher sagten uns, man nenne an der ganzen österreichischen Militärgränze hier diese Art von Braten „a Rauberbratl.“ Uns Allen mundete das Stückchen, welches Jeder bekam, vortrefflich, — und also

„saßen wir, reichlich mit Fleisch und lieblichem Wein uns
„erlabend.“

Wir konnten wohl fast mit ebenso viel Recht wie Odysseus dieß singen, denn auch seine Mahlzeiten, obgleich er sie immer als sehr reichlich schildert, möchten einem Nordeuropäer jetziger Zeit wohl ebenso ärmlich vorgekommen sein wie die unsrige. Freilich damals bei der Zieveninsel hatte er in der That mehr als wir, denn er sagt, daß auf jedes der zwölf leichtsegelnden Schiffe, die ihm gehörten, das Loos neun Ziegen gegeben habe, und

„zehn erkor er sich selber zum Mahle.“
Wir dagegen hatten auf ein Schiff mit 20 Mann nur eine halbe Ziege und erkoren uns selbst nur ein kleines Stückchen vom Rücken.

Unsere Wirthin war so eigenthümlich angezogen und hatte so viele und vielerlei Kleider auf ihrem kleinen zierlichen Körper, daß ich dieß ohne Zeichnung gar nicht vollständig beschreiben könnte. Ihr Hauptschmuck bestand in langen dichten Reihen von Münzen an Schnüren, die sie sich 3 bis 4 Mal um den Kopf gewickelt hatte, und die ihr ebenso in drei- und vierfachen Reihen auf der Brust lagen. An jeder Schnur waren Münzen von verschiedener Größe, alle sehr symmetrisch rangirt. Bei näherer Betrachtung gewahrte ich zu meiner Verwunderung, daß es lauter österreichische Silbermünzen waren, Zwanziger-, Zehn- und Fünfkreuzerstücke. Diese Münzen, sagten mir die Leute, sind überall in Serbien und der Walachei gangbar und überhaupt in den ganzen nördlichen Provinzen der Türkei. Auch im nördlichen Beßarabien war, wie ich früher selbst erfahren hatte, dieß der Fall, und ich war erstaunt über das große Verbreitungsgebiet dieser deutschen Münzgepräge.

Außer unserer Wirthin war noch ein junges Mädchen da, welches weniger ausgeschmückt war, ich vermuthe, ihre jüngere Schwester. Sie hieß leider nicht Hero, sondern „Jana“ (Johanna), sonst hätte ich gleich vermuthet, daß sie wohl so eine sein könnte, derentwegen ein walachischer Leander, der sie etwa in einer der österreichischen Skelas und Kastelle gesehen hätte, der wil-

den Donau und dem Pestcordon zum Trotz, nächtliche Ueberfahrten hätte wagen mögen. Denn sie war sehr anmuthig und hübsch, obgleich eine kleine Barbarin. Sie saß 6 Schritt vor uns auf der Hausbank mit Wollezupfen beschäftigt. Bei dieser Gelegenheit beklagte mein französischer Freund am meisten die bedauernswerthen préjugés der Oesterreicher. Er sagte, wenn Jana die Pest bringen könnte, so habe er sie schon längst von ihr, denn es seien wenigstens schon 20 Fliegen, Mücken und andere Insecten von ihrer Wange auf sein Ohr und von seiner Nase zu ihrem Munde hin- und hergeflogen. Mir fiel dabei ein, daß er wohl nicht Unrecht haben mochte, denn auch mir war es schon aufgefallen, daß die Reinigungsdiener, die alles Andere, Feder und Haar, so sorgfältig von uns entfernten, gar nichts thaten, uns die Insecten abzuwehren, von denen viele doch auch eben solche hornartige Haare auf dem Leibe trugen wie die Ochsen. Es fliegen sogar viele der verschiedensten Insecten aus den Pestländern in die Nichtpestländer herüber. So z. B. bekommt das ganze Banat eine gewisse Art von sehr quälenden Mücken, die sogenannten Columbaczer Mücken, aus Serbien. Aus jener serbischen Höhle von Columbacz nämlich, die wir schon erwähnten, gehen im Frühlinge zahllose Schaaren von Mücken hervor, die sich in großen Schwärmen diesseits und jenseits der Donau verbreiten und eine Plage für Menschen und Vieh sind.

Das Wetter schien sich indessen ein wenig bessern

zu wollen, und wir warteten seine völlige Aufklärung bei einer gemüthlichen Nachmittagspfeife ab, bei welcher Gelegenheit auch unsere ganze Mannschaft mit einer Pfeife tractirt wurde. Odysseus kannte den Taback noch nicht, sonst hätte Homer gewiß auch nie vergessen, uns zu schildern, wie er sich am Abend mit seinen Gefährten rauchend an den Strand setzte.

Von dem serbischen Dorfe, das uns umgab, konnte ich nur so viel in Betracht ziehen, als wir von unserer Matte aus sehen konnten, denn weiter vorzuschreiten und herumzugehen ward uns nicht verstattet. So viel sah ich aber, daß, wenn Strabo sagt, die alten Dardaner in Mösien (im Quellengebiete der March, des vornehmsten serbischen Flusses) hätten in höhlenartigen, mit Mist bedeckten Wohnungen gehaust, man darauf schwören könnte, die heutigen Serbier wohnen noch ganz abcurat ebenso wie die alten Dardaner. Die Hütten rund herum waren so elend, wie man sich nur eine menschliche Behausung denken mag. Plunder, Schmuz und Mist zeigten sich überall. Die Dächer schienen mit Moder und Mist bedeckt, auf denen Unkraut in Haufen wuchs. Dabei zerfielen sie alle in viele kleine, ohne Zusammenhang und Ordnung neben einander gestellte, oder vielmehr durch einander gewürfelte Behausungen, die eine für dieß Vieh, die andere für jenes, die eine für Kukuruz, die andere für Menschen; sie waren übrigens in der Bergschlucht, in der das Dörfchen lag, so pittoresk unordentlich vertheilt, daß ein Maler ebenso viel

Freude als ein National-Oekonom Aerger daran nehmen mußte.

Ebenso paßt auch das noch auf die jetzigen Serbier, was Strabo von den alten Dardanern sagt, daß sie große Freunde der Musik, des Gesanges, der Saiteninstrumente und der Poesie seien; denn man kann keine musikliebenderen Leute finden, als die serbischen es sind, und ihr Reichthum an Volksliedern ist ja bekannt. Ich glaube nun einmal an die Abstammung der Serbier von den alten Dardanern fest und eigensinnig — und kann mich nicht überreden, daß dieses Volk, wie Einige meinen, erst im Mittelalter hier eingewandert sei.

Auch der Salzhandel, den jetzt die Serbier an der Donau hier betreiben, ist wahrscheinlich uralt und fand vielleicht schon zu Homer's Zeiten statt. Denn im Homer werden im Norden von Macedonien und Epeiros „Menschen ohne Salz" erwähnt. Nach der Homerischen Karte von Voß fallen diese Menschen ungefähr in das heutige Bosnien und Serbien. „Menschen ohne Salz" werden gewiß nichts weiter bedeuten sollen als Menschen, die in ihrem Lande kein Salz haben, die dessen aber nichtsdestoweniger bedürftig sind und es durch den Handel von anderen Völkern beziehen. Ohne Zweifel hatte Odysseus oder Homer nur durch Handelsleute Kunde von diesen Menschen, die vielleicht (kann man nicht sagen: höchst wahrscheinlich?) damals, wie noch jetzt vom schwarzen Meere her und aus den salzreichen walachischen Gebirgen ihr Salz auf dem Ister bezogen.

Wir setzten uns in's Schiff, und die Leute zogen

dasselbe in ziemlich raschem Schritte fort. Es dauerte nicht lange, so hatten wir ein solches türkisches oder serbisches Salzschiff eingeholt, wie dergleichen hier vielleicht schon seit Homer's Zeiten die Donau hinaufschleichen. Dieses Schiff hatte ein rundgewölbtes Dach, auf welchem Türken oder wenigstens türkisch, in Turban, rothe Binden und Pantoffeln gekleidete Leute müßig saßen und rauchten. Arme serbische Schiffsknechte zogen das Schiff. Sie sagten, daß diese Ladung Salz für unseren Freund, den Pascha von Orsowa, bestimmt sei. Es gab nicht wenig Noth, daß wir mit diesen Leuten in keine Berührung kamen. Denn wenn auch nur unsere Schiffszieher die Leine der Türken bei'm Vorbeipassiren ganz leicht berührt hätten, so wäre den Suppositionen der Contumaz-Gesetze gemäß die Pest sofort an dem Stricke hinauf und an den anderen Stricken hinab in's Schiff gelaufen und hätte uns, die wir den Strick vielleicht berührt hätten, (dieß wird so angenommen) wie ein Blitz getroffen.

Ich wollte es Anfangs nicht glauben, daß dieß so wäre. Allein die Contumaz-Beamten erzählten mir, daß noch vor nicht langer Zeit folgender Fall vorgekommen sei. Ein Schiff mit Passagieren, Schiffsleuten und Beamten war, so wie unseres, an der serbischen Gränze hingezogen worden, und die Ziehleine hatte zufällig, indem sie bei einem temporären Nachlassen oder Ausruhen der Schiffsknechte in's Wasser hinabgefallen war, ein türkisches Fischernetz berührt. Dieß hatte einer der Reinigungsdiener gesehen und

es sofort für seine Pflicht gehalten zu rufen: „wir sind vermischt.“ („Vermischt sein“ ist ein Kunstausdruck, der so viel bedeutet, als mit irgend einem pestfangenden Gegenstande in Berührung gekommen sein, man sagt sogar „vermischtes Vieh,“ d. h. „noch nicht gereinigtes Vieh“.) Freilich hatten die Passagiere im Schiffe die Geistesgegenwart gehabt, die Leine zu kappen, und sie behaupteten nun, daß nur die Schiffsknechte und der Reinigungsdiener vermischt seien, nicht aber sie im Schiffe. Der Reinigungsdiener sagte nun aber dagegen, er habe gesehen, daß der Mantel von einem der Passagiere die Leine bei'm Abkappen gestreift habe, und daß sie mithin sämmtlich vermischt seien. Bei dieser Aussage blieb er auch vor dem Richter, und da diesen Leuten Alles geglaubt wird, so mußten Alle mit einander auf zehn Tage in die Contumaz. Nachher processirten sie noch lange darum, wer für die Kosten dieses zehntägigen Aufenthalts die Anderen zu entschädigen habe. Das Merkwürdigste war dabei, daß das berührte Fischernetz erwiesener Maßen schon drei Tage im Wasser gelegen hatte.

Alle die Beamten der Contumaz sind natürlich außerordentlich streng verpflichtet, und die schwersten Strafen drohen jedem geringsten Versehen. So z. B. steht auf der Verschweigung irgend einer geschehenen „Vermischung“ — (z. B. wenn mein Mantelzipfel irgend ein türkisches Schiffsseil berührt) — zehn- bis fünfzehnjährige Festungsstrafe. Selbst die höheren Beamten unterliegen einer großen Verantwortung. So soll der

vorige Director der Contumaz von Orsowa im Gefängnisse an Gram und Verzweiflung gestorben sein, weil er das Factum verschwiegen hatte, welches ihm bekannt geworden war, daß ein Reisender mit seinem Stiefel einen Strick auf dem serbischen Ufer berührt hatte, obgleich er darauf seine Stiefeln ausgezogen und in's Wasser geworfen hatte.

Unverzeihlich aber ist es, daß bei dem Kastell in Orsowa der Platz, der für die Türken und Serbier bestimmt ist, nicht von einer Barriere umgeben ist, und daß man auch durch keinen Anschlag dem Vorübergehenden bekannt macht, daß das ein gefährlicher und verbotener Platz sei. Wir waren selbst mehre Male in Gefahr, diesen Platz zu betreten. Ein armer Franzose that es nicht lange vor unserer Anwesenheit wirklich. Er wurde ohne Gnade auf zehn Tage in die Contumaz gebracht. Die Leute sagten uns, er habe förmlich geweint, als man ihm seine gewiß ungerechte Verurtheilung angekündigt habe. Denn er habe seine Waaren, die er bei sich geführt, bereits der Dampfschifffahrtsgesellschaft übergeben gehabt, und diese seien nun ohne ihn allein nach Pesth und Wien gegangen.

Am meisten Noth machten uns unterwegs die vielen serbischen Fischernetze, die wir am Ufer vorsichtig zu umgehen hatten, weniger die einzelnen serbischen Reisenden, die uns begegneten. Es waren diese Reisenden übrigens alle zu Pferde, und auch alle mit Pistolen

und anderen Wehren bewaffnet, trotz der grösseren Sicherheit, die jetzt in Serbien herrschen soll.

Die merkwürdigsten Anstalten für Fischfang, welche wir passirten, waren die großen Wehre, die man für den Hausenfang hier mitten in dem Strome und namentlich auch zwischen einigen Felsen und Stromcanälen des eisernen Thores angelegt hat. Diese Hausenfänge verdienen eine Beschreibung, weil sie sich nicht nur hier bei'm eisernen Thore befinden, sondern auch ganz in derselben Weise weiter unten in der walachischen Donau vorkommen. Oberhalb dieser Gegenden sah ich sie aber nirgends im Strome. Es sind hohe, ziemlich rohe, zuweilen etwas schiefe Baumstämme, die man wie große Wehre in der Mitte des Stromes in zwei langen Reihen neben einander eingerammt hat. Die beiden Balkenreihen laufen in convergirende Linien zusammen. Die größere Weitung des dadurch entstehenden Trichters ist stromabwärts gewendet. Die Schenkel des Winkels stehen aufwärts. Die Zwischenräume der Bäume sind mit Weidenruthen durchflochten. Hinten, wo die beiden Wehre zusammenstoßen, befindet sich eine ebenfalls aus Flechtwerk zusammengesetzte Todtenkammer. Der Hausen, wenn er angeschwommen kommt und auf das Flechtwerk des Wehrs stößt, geht dann, gegen das Wasser schwimmend, immer an demselben hinauf. Er schlägt nicht leicht zurück und geräth so in die hintere Enge, aus der er den Ausweg nicht mehr findet. „Er hat nicht die Klugheit," sagte mir einer der Leute, „daß er, gerades

Weges mit dem Strome wieder zurückschwimmt, sondern er hält sich immer gegen den Fluß und stößt stets mit der Nase an das Geflecht des Wehrs." Die Walachen nennen ein solches Bauwerk für den Hausenfang: „Gardu de peschte" (Fischzaun). Da wir sie oberhalb der Clissura nicht gesehen haben, unterhalb des eisernen Thores im walachischen Isther aber noch viele vorkamen, uns auch kein serbischer Ausdruck für die Sache genannt wurde, so sind sie vielleicht eine walachische Erfindung. In der Nähe eines solchen „Gardu de peschte" sahen wir auf dem dürren Aste eines nackten abgestorbenen Baumes, der auf einer kleinen Insel stand, einen Adler sitzen. Ein anderer saß unter dem Fuße eines Baumes. Beide rührten sich so wenig, daß Anfangs aus der Ferne ein Streit unter uns darüber entstand, ob es blos gerade aufstehende Baumäste oder Vögel seien. Und auch als wir ganz nahe vorüberkamen, blieben sie in ihren tiefen Gedanken versunken und schienen beständig in die Donau hineinzublicken. „Gott erhalte ihnen", dachte ich, des mit der Hundepeitsche behandelten Adlers in Orsowa gedenkend, „wenn auch nicht ihr Leben, doch ihre Freiheit!"

In der Nähe des serbischen Dorfes Scip bei'm eisernen Thore stiegen wir wieder an's Land und ließen unser Boot mit dem Steuermann allein wie einen Donauhausen durch die Strömungen hinaufrauschen. Es befindet sich hier am serbischen Ufer ein ebenes und schmales Vorland, zwischen der Donau und den Ufer-

gebirgen, — und man sieht in diesem Vorlande noch die Spuren einer alten römischen Arbeit. Man hält sie für einen Canal, mit dem die Römer das eiserne Thor umgangen hätten. Wir besahen in Begleitung unserer Reinigungsdiener diese Werke und fanden zwei große, mit Gras bewachsene Wälle, die in nicht großer Entfernung parallel neben einander herliefen und allerdings wohl das Ansehen eines Canales gewährten. Auf eine sehr lange Strecke hin ließ sich jedoch der Einschnitt nicht verfolgen. In der Mitte schien er breiter zu sein. Vielleicht war hier ein Hafenbassin zum Ausruhen für die Schiffe. Hier und da mochten die Wälle und der Canal etwa durch die Donau, z. B. durch Eisgänge, verwischt sein. Wir gewahrten weiter aufwärts einen kleinen Arm der Donau, der in das serbische Vorland einschnitt und Anfangs in der Richtung des Canales ging, sich aber dann wieder mit dem Hauptgewässer vereinigte. Die Leute meinten, und es hatte wohl so das Ansehen, daß dieß der Anfang des Canales gewesen sei. In der neueren Zeit hat man schon viel davon geredet, diesen Canal wieder gangbar zu machen. Warum das Werk noch nicht in Angriff genommen worden ist, ist mir unbekannt geblieben.

Wo wir den serbischen Bergen ganz nahe kamen, fanden wir sie mit Gebüschen aller Art bewachsen, mit Berberitzen (Berberis vulgaris), mit Cornus sanguinea, besonders mit mehren Arten wilder Rosen, „Hetschepetsche“ (Hagebutten) von den Oesterreichern genannt, die aber schon abgeblüht waren, und endlich auch mit wil-

dem Weine (Vitis vinifera). Diese serbischen wilden Weingebüsche glichen ganz und gar denen, die wir schon früher einmal an den Felsen der Krim gesehen hatten. Auch in der österreichischen Militärgränze in den banatischen Gebirgen, sagten die Leute, gebe es solchen Wein. Ich erinnerte mich dabei des Fragezeichens, welches der Beschreiber der Militärgränze, Herr von Hietzinger, neben seiner Angabe macht, daß es in jenem Lande wilden Wein gäbe, und fragte meine Gränzer, ob das nicht etwa zahmer, aber verwilderter Wein sein sollte. Sie erwiderten: „Ja allerdings, es gäbe auch zahmen verwilderten Wein, doch wüßten sie den sehr gut von dem eigentlichen wilden Weine zu unterscheiden. Jener bekäme nie diese kleinen süßen Trauben und Beeren, die dieser habe. Hier in Serbien, wie in der Militärgränze, trockneten die Leute die Beeren des wilden Weins und machten sich mancherlei Gerichte davon. Sie thäten diese Weinbeeren sogar an ihre Fischsuppen, um dieselben damit zu würzen." Es läßt sich auch sonst noch vielfach nachweisen, daß, wie orientalische Sitten, so auch eine südliche Vegetation aus der griechischen Halbinsel bis in diese serbisch-banatischen Donaugebirge hinaufsteigt.

Als wir bei dem serbischen Dorfe Seip vorübergingen, von dem wir jedoch nur die äußersten Häuser sahen, zog ein sonderbares Schauspiel unsere Aufmerksamkeit auf sich. Wir erblickten ein serbisches Weib, das eins ihrer Schweine züchtigte. Sie band es mit einem Beine fest an den Pfahl eines Zaunes, ergriff dann einen großen langen Stock und peitschte das arme

fette Thier an Kopf und Beinen unbarmherzig. Das Schwein schrie ganz erbärmlich, als wenn es schon am Spieße stäke, sperrte das Maul auf, sprang in die Höhe und biß vor Wuth und Schmerz links und rechts um sich, konnte sich aber nirgends der Schläge seiner erbitterten Herrin erwehren. Wir standen alle still und sahen dem Ende dieses Erziehungs-Experimentes zu. Nach einiger Zeit band die Frau das Schwein wieder los, und dieses sprang nun fröhlich zwischen die anderen. Die Oesterreicher sagten, wahrscheinlich sei das Schwein in den Kukurutz-Garten der Frau gerathen, habe sich dort gütlich gethan und empfange nun diese Weisung, das ein anderes Mal zu unterlassen. Ich hatte schon früher in einem walachischen Dorfe ganz etwas Aehnliches gesehen, doch hatte ich nicht darauf geachtet, weil ich es für den besonderen Einfall eines einzelnen Weibes hielt. Jetzt glaube ich aber, daß es eine beachtenswerthe Sitte ist, und daß diese Leute, die hier beständig von so vielen Schweinen umgeben sind, wirklich eine Art von Zucht und Erziehung dieser Thiere erfunden haben. Bei uns, glaube ich, ist noch Niemand darauf verfallen, die Schweine ganz wie die Hunde zu behandeln. Allenfalls jagt man sie weg, wo sie nicht hingehören. Im Bakonyer Walde hatte ich später Gelegenheit, noch einige ähnliche Bemerkungen zu machen, die mich darauf leiteten, daß der Charakter des Schweines bei der Behandlung, welche der Mensch ihm in diesen Gegenden angedeihen läßt, hier ganz anders entwickelt sein müßte als bei uns. — Uebrigens

war auch dieses serbische Dorf, wie das vorige, voll Ruin und Schmuz. Die Weiber gingen, stets weiße Wolle in den Händen spinnend, darin herum, und nackte Kinder hüpften nebenher.

Endlich, nach mancher Mühe und Noth, kamen wir wieder unserem Orsowa gegenüber an und zwar zunächst bei jenem Fort Elisabeth, welches wir den Tag zuvor besucht hatten. Wir ruhten hier unter einem großen Nußbaume, der auf einer reizenden grünen Wiese stand, aus. Die Oesterreicher sagten uns, in diesem Baume hingen jetzt freilich blos Nüsse, sonst aber hätten auch oft genug Christensöhne darin gehangen. Der Baum hieße nämlich „Dschewrim", und er hätte den Türken als Galgen gedient, um daran ihre christlichen Verbrecher aufzuhängen. Auch sei auf dieser schönen Wiese wohl schon mehr als ein Mensch gespießt worden. Wie glücklich, daß von solchen Ereignissen jetzt ein Donaureisender nichts mehr zu berichten hat. Es ist übrigens erst seit undenklichen Zeiten unser neunzehntes Jahrhundert das erste, in welchem diese Donaugegenden von solchen Gräueln frei blieben. Noch im vorigen Jahrhunderte wurden hier Menschen genug auf die furchtbare Weise gespießt und gepfählt. Und wenn man sich aus der Geschichte erinnert, welche furchtbare, welche gräßliche und unerhörte Bilder tauchen da aus einer noch nicht sehr fernen Zeit aus der Walachei, Serbien, Bosnien und Slavonien herauf. Es ist der Geist der neuen Zeit, der Verfall des türkischen Reichs, die fortschreitende Civilisirung aller jener Völker, dann aber auch

hier in diesen Gegenden zunächst Oesterreich, die Militärgränze, es ist der deutsche humane und milde Sinn, die dieß vermittelten.

Wir bemerkten bei der türkischen Festung Orsowa einen Mann, der Holz aus der Donau fischte. „Das läßt der Pascha fischen," sagte unser Begleiter, „um sich seinen Kaffee daran zu kochen." Er ist manchmal sehr übel daran mit seinen Lebensmitteln, und in dieser Beziehung hängt er, wie alle diese türkischen Festungscommandanten, mehr von den Serbiern ab, als sie von ihm.

Nicht weit von dem Fort Elisabeth, durch welches wir wieder hindurchklettern mußten, lag ein hölzernes Gebäude, welches, wie man uns sagte, zum Abschlachten der Ziegen und zum Auskochen ihres Fettes diente. Die Oesterreicher nennen eine solche Vorrichtung einen „Geisstich," die Serben dagegen „Kosara." Es giebt solche Geisstiche überall am serbischen Ufer, bei Milanowatz, bei Palanka, bei Belgrad, bei Orsowa allein drei. Blos in diesen drei Geisstichen von Orsowa sollen jährlich an 15,000 bis 20,000 Ziegen getödtet werden, so daß also die serbischen Gebirge einen ungeheueren Ueberfluß an diesen Thieren haben müssen. Man gewinnt die Häute und das Unschlitt, was beides nach Ungarn und Oesterreich geht. Ein Theil des Fleisches, den man nicht auskocht (was z. B. mit den Schenkeln der Fall ist) wird in der Umgegend zu Spottpreisen verkauft. Auch in ganz Siebenbürgen giebt es solche Schlachtbänke der Ziegen.

Als wir an der Stelle ankamen, wo wir wieder

in das Schiff steigen sollten, um nach der Militärgränze überzusetzen, bot sich uns ein anderes eigenthümliches Schauspiel dar. Es war hier eine ganze Reihe serbischer Weiber aufgestellt, deren jede auf einem weißen Tuche verschiedenerlei Speisen vor sich im Grase liegen hatte, „Kosch" (ein Gericht aus Kukuruz), Fleischsülze in kleinen Töpfen, Milch in Flaschen und noch andere flüssige und consistente Dinge, die ich nicht kannte, in lauter kleinen Portionen. Ihnen gegenüber traten nun diejenigen unserer Schiffsknechte, welche Serbier und die Ehemänner jener Frauen waren. Es war der Proviant, welchen ihre Weiber ihnen für die eben begonnene Woche bereitet hatten, und welche sie ihnen sonst auch wohl im Kastell übergeben. Mehre der Weiber nickten ihren Männern freundlich zu, hatten ihnen auch recht viele gute Speise bereitet und schienen gern zärtlich thun zu wollen. Andere aber fingen mit ihren Männern an zu schmälen und behaupteten, sie brächten ihnen nie etwas von ihrem Arbeitslohne herüber, und sie würden das nächste Mal nicht eher Speise bringen, als bis sie ein Stück Geld zu sehen bekämen. Die meisten Männer guckten in ihren Topf und waren zufrieden. Einige erlaubten sich Kritiken. Aber Streitende und Liebende hielten die österreichischen Reinigungsdiener auf gleiche Weise in der nöthigen Entfernung auseinander. Es giebt eine Menge serbischer Ehepaare, die auf diese Weise, weil die Männer in der Militärgränze ihren Unterhalt suchen, Jahre lang von einander getrennt leben; denn natürlich muß der Mann jedes

Mal, wenn er seine Frau ohne Aufsicht besuchte, sich wieder der Contumaz unterwerfen.

So hatten wir also auf kurzer Reise mancherlei Scenen aus dem serbischen Volksleben an der Gränze gesehen und aufgefaßt.

Oesterreichisch Orsowa.

In dem österreichischen Orsowa, wie natürlich überhaupt in den meisten Orten der Militärgränze sind noch manche türkische Sitten und Gewohnheiten im Schwunge, besonders bei den niederen Klassen, obgleich sonst auch hier, wie überhaupt in allen den Provinzen, welche zur Türkei gehörten, durchaus keine Spur von türkischer, d. h. mohammedanischer Bevölkerung zurückgeblieben ist. Auch die türkischen Maße und Gewichte (die Okka's rc.) sind hier noch im Verkehre geblieben.

Wie sehr bemerkenswerth der Verkehr dieser Gegenden in neuerer Zeit zugenommen habe, wies mir ein Kaufmann nach. Noch vor achtzehn Jahren, sagte er, konnte man hier unter den Arbeitern auf dem Markte ganz nach Belieben wählen. Ich konnte hingehen und sagen: „Komm, du bist stark, dir gebe ich 18 Kreuzer, und du bist jünger, dir gebe ich nur 12 Kreuzer. Jetzt fordert einem oft schon ein Kind 24 Kreuzer ab, und für einen regulären Arbeiter muß man nicht weniger

als 36 Kreuzer Münze bezahlen. — Auch die Grundstücke sind überall im Werthe gestiegen." (Dasselbe hatten uns unsere walachischen Bojaren zu wiederholten Malen von den Grundstücken ihres Vaterlandes versichert.)

Auf dem Markte von Orsowa sieht man beständig eine Menge walachischer Weiber sitzen, die schönes Obst, Weintrauben, Pfirsiche u. s. w. feil haben. Wenn die Wiener Fratschlerinnen es nicht übel nehmen wollen, so möchte ich wohl glauben, daß, wenn man einmal zwischen ihnen, die gerade in dem Mittelpuncte des Reichs, nahe bei der hohen Kaiserburg sitzen, und den armen Walachinnen, die am äußersten Rande der Monarchie den Türken gegenüber Platz nehmen, eine Parallele ziehen wollte, diese nicht zum Vortheile der Residenzstädterinnen ausfallen würde. Ich habe über die Fratschlerinnen schon oben etwas gesagt. Die walachischen Orsowerinnen fand ich folgendermaßen. Gewöhnlich saßen sie still und ruhig neben ihrem Fruchtkorbe, ohne sich mit einander oder mit den Vorübergehenden zu zanken. Sie waren beständig fast alle ohne Ausnahme beschäftigt, einige mit dem Brodiren ihrer Hemden, durch deren Aermel und Manschetten sie rothe Fädchen zu allerlei Figuren zogen, die meisten aber mit dem Spinnrocken. Von dem Spinnrocken, eben jener „Furka," die wir oben von den österreichischen Granitschari's geschnitzt werden sahen, sind die walachischen Weiber so unzertrennlich, daß sie fast zu einem Theile ihrer Kleidung zu gehören scheint. Sie haben diese Furka stets in ihrem Gürtel stecken. Sie ragt schief nach der Seite hin daraus hervor, und die Weiber mögen thun, was

sie wollen, Vieh treiben, spaziren gehen, zur Nachbarin hinüber laufen, hinter'm Ofen sitzen oder Obst verkaufen, nie reißt der wollene Faden ab, den sie aus dem Rocken hervordrehen und auf eine herabhängende immer im Schwunge erhaltene Spindel winden. Ich glaube, daß, wenn die römischen Männer stolz darauf waren, daß das Schwert in ihrer Hand so lebe, wie ein Theil ihres Körpers, so kann ein Weib kein besseres Ding zu den Gliedern ihres Leibes rechnen als den Spinnrocken. Die walachischen Männer haben ihre Vorfahren, die Römer, durchaus nicht in Bezug auf das Schwert nachgeahmt, ihre Weiber verdienten aber wirklich von den müßigen und zänkischen Wiener Fratschlerinnen in Bezug auf die Furka nachgeahmt zu werden.

Wir wurden in Orsowa auch mit einem Lehrer der griechischen Sprache bekannt, der vor einem Jahre von den Inseln gekommen war. Er war an der Stadtschule angestellt, und man sagte mir, er empfinge von Seiten der Kaufmannschaft seinen Gehalt von 400 Gulden. Auch in anderen Donaustädten Oesterreichs hat man jetzt griechische Lehrer angestellt. Das Bedürfniß nach ihnen wurde bei der Kaufmannschaft lange gefühlt. Aber erst seit zwei Jahren hat man mit häufigerer Anstellung von solchen Lehrern begonnen. Es wird nun die griechische Sprache wissenschaftlich und systematisch in vielen kleinen Colonieen an der ganzen Donau hin bis nach Wien hinauf cultivirt. Schon bei Neusatz hatte mir eine deutsche Mutter geklagt, daß ihr

Sohn so schwer Griechisch lerne, was doch so sehr von Nöthen sei.

Nirgends hörte ich soviel von Gesundheit reden als hier in Orsowa und überhaupt im ganzen Banate. Ich schloß daraus gleich, daß es wohl sehr ungesund sein müsse, und es ist dieß in der That so. Von den Fiebern in den Theiß- und Maroschgegenden werde ich nachher zu sprechen Gelegenheit haben. Es war mir nur auffallend, daß diese Sumpffieber hier selbst in den so hochgebirgigen Theilen des Banates nicht aufhören. Man sagte mir, es möchte dieß daher rühren, weil die meisten Thäler des Gebirges uncultivirt seien, das Wasser in ihnen Moräste bilde und die Ausdünstung in ihnen stocke. Nach Mehadia hinauf soll es gesunder werden. Dann aber nach Temeswar hinab nehmen die Fieber wieder bedeutend zu.

An dem folgenden Tage, einem Markttage, sah ich auch den merkwürdigen Gränzverkehr in der Skela oder dem Kastell (die Leute schienen mir beide Ausdrücke hier immer promiscue zu brauchen). Die Orsowa'sche Skela war ein großer hölzerner Schuppen von einem Hofe und Zaune umgeben. Der Schuppen liegt der Länge nach am Ufer der Donau hin und ist ebenfalls der Länge nach durch zwei hölzerne Geländer oder Gitter, die etwa drei Ellen weit auseinander stehen, in drei Theile abgetheilt. Zum Flußgitter kommen nun die Serbier oder, wie sie hier noch immer heißen, die Türken auf Schiffen heran, und zum Landgitter die österreichischen Unterthanen. Beide bringen ihre Waaren

mit und zeigen sie sich über dem Gitter. Die Oesterreicher können den Türken Alles verkaufen, was sie wollen, die Türken aber den Oesterreichern nur die keiner Ansteckung fähigen Sachen, Getreide, Früchte, Fleisch, Holz und dergleichen. Sind sie um den Preis einig, so wirft, wenn der Türke bezahlen muß, derselbe sein Geld in eine Schüssel mit Wasser, nachdem er es dem Oesterreicher vorgezählt hat, und dieser fischt es dann daraus wieder hervor. Oesterreichische Reinigungsdiener und Schildwachen passen in dem Zwischenraume auf, daß Alles der Vorschrift gemäß geschehe.

Für mich war dieß ein sehr interessantes Schauspiel, und ich dachte mir, wenn man einmal so ein Kastell, recht zierlich ausgebaut, auf die Bühne brächte und die Decorationsmaler dazu in den Coulissen rechts und links naturgetreu die imposanten Donauufer und die serbischen Gebirge darstellten, wenn dabei dann die verschiedenen walachischen, serbischen und türkischen Volkscostumè richtig beobachtet würden, und wenn zu dem Allen noch eine Liebesgeschichte käme, — sie hüben, — er drüben, und ferner die Ideeen der Pest, des ewigen Gränzhaders, des Mohammedanismus und des Christenthums richtig aufgefaßt und klug eingemischt würden, so könnte dieß eine ganz neue, auf unserer Bühne noch nie gesehene Scene zur Eröffnung eines ersten oder zweiten Actes (ich denke an den Marktplatz in der Stummen von Portici) abgeben. Die ganze Militärgränze steckt voll von solchen neuen, nie gesehenen dra-

matischen und poetischen Dingen, und es wäre wohl der Mühe werth, daß einmal ein Schauspieldirector, ein dramatischer Dichter und ein Decorationsmaler sich associirten und sie von Bosnien an bis nach der Moldau hin durchreis'ten. Wenn diese Herren Geist hätten, so würden sie mit ihrer neuen Anschauung allen bisherigen Bühnenapparat reformiren und revolutioniren. Ich setze aber dabei voraus, daß sie immer auf beiden Seiten der Donau reis'ten. Denn es wäre eben die Hauptsache, daß das Stück auf beiden Seiten spielen müßte, eine Scene in der Türkei und eine andere im großen deutschen Christenreiche.

Orsowa hat eine in historischer Beziehung höchst interessante Lage. Es war seine Umgegend von jeher ein Schauplatz vieler wichtigen Ereignisse von Trajan's Zeiten her bis auf den Türkenkrieg unter Joseph II. hin, in welchem dieser Kaiser, in Begleitung des nachmaligen Kaisers Franz, damals eines jungen Erzherzogs, den Türken wichtige Schlachten lieferte.

Orsowa war nach Belgrad für Ungarn, Oesterreich und Dacien von jeher der wichtigste Punct, um den sich das kriegerische Leben dieser Gegenden wie um einen zweiten Angelpunct drehte. Es beruht diese Wichtigkeit auf folgenden geographischen Umständen und Bodengestaltungen der Umgegend.

Von dem nördlichen Zipfel der Moldau, dem südöstlichen Ende Siebenbürgens her zieht sich eine ganze lange, breite und hohe Mauer von Gebirgen in südwestlicher Richtung über die Donau hin nach Ser-

den hinein. Diese Gebirgsmauer nun scheidet die österreichischen Länder, Siebenbürgen und Ungarn, von den türkischen Ländern, der Walachei, Bulgarien rc., — oder zu der Römer Zeiten das Ufer- und das mittlere Dacien (Dacia Ripensis und Dacia Mediterranea) von dem Dacien jenseits der Alpen (Dacia Transalpina).

Die bezeichnete Gebirgsmauer ist sehr rauh, wild und unzugänglich. Nur an einigen Stellen ist sie von Flüssen durchbrochen, und bei diesen Durchbruchsstellen befinden sich dann berühmte Pässe oder Thore, durch welche sowohl alle kriegerischen und commerciellen Expeditionen aus den südlichen Ländern nach den nördlichen, als auch umgekehrt die Einfälle aus den nördlichen Gegenden nach den südlichen statt hatten. Die beiden bedeutendsten dieser Durchbrüche sind

1) der der Donau bei Orsowa und

2) der des größten walachischen Flusses, der Aluta oder Alt. Neben beiden läßt sich nur noch der zweite bedeutendste walachische Fluß, der Schyl, nennen.

Im Schyl führt von Crajova eine Straße nach Siebenbürgen hinauf, die durch den vom Flusse gebildeten Vulkanpaß in Siebenbürgen eintritt.

An der Mündung der Aluta liegt Nikopoli, und da, wo sie jene Gebirgsmauer durchbricht, befindet sich der „rothe Thurmpaß.“ Von Nikopoli aus führte in dem Thale der Aluta hinauf schon eine alte Römerstraße, sowie auch jetzt ein bedeutender Verkehrsweg durch den berühmten „rothen Thurmpaß“ aus der Türkei nach Siebenbürgen einführt.

Endlich nun wird die bezeichnete, Nord- und Süd-Dacien, Ungarn und die Türkei trennende Gebirgsmauer auch noch durch die Donau durchbrochen.

Dieser Durchbruch geht uns in gewisser Beziehung hier weiter nichts an. Denn die Donau führt weiter auf Belgrad, dessen historisch-geographische Bedeutung wir schon betrachteten.

Zu gleicher Zeit aber schließt sich dieser Durchbruch an einen zweiten Durchbruch an, welcher bei Orsowa mündet und gewissermaßen von dem Hauptdurchbruche der Donau die nördliche Branche bildet, durch welche sich die südlichen Donaugegenden ebenso wie durch den rothen Thurmpaß mit dem nördlichen Dacien (dem Banat und Siebenbürgen) in Verbindung setzen. Steigt man nämlich von Orsowa aus nördlich in das Thal des hier mündenden kleinen Flusses Tscherna (d. h. die Schwarze") hinauf und hält man sich dann immer nördlich bis nach Karansebes im Banat, so findet es sich, daß in dieser Richtung die große Gebirgsmasse sich bedeutend erniedrigt und gebahnt hat. Die Quellen der Temes und der Tscherna sind es, die diese Gebirgseinsattelung angebahnt haben. In dem höchsten und innersten Passe liegt der berühmte „Teregovaer Schlüssel," durch welchen die Straßen in's Banat und nach Siebenbürgen weiter gehen.

Orsowa, als Mündungsplatz dieses Passes an der Donau, mußte daher sowohl als Handelsplatz wie auch als Festung von jeher eine große Bedeutsamkeit haben. Aus der Bulgarei (aus Moesia inferior) von Konstan-

tinopel her zielte in Folge dessen von jeher eine wichtige Straße auf Orsowa hin. Daher baute hier in der Nähe Trajan seine Brücke, auf welcher er die Donau übersetzte, um dann über Orsowa durch das Tschernathal, durch den Teregovaer Schlüssel u. s. w., den Decebalus im Herzen von Dacien anzugreifen. Daher die Schlachten am Alion, die Bombardements von Orsowa. Daher hauſ't denn auch jetzt noch im Mittelpuncte dieses Schlüssels oder Passes, wie in Belgrad, ein türkischer Pascha, der indeß ebenso wie sein Freund, der Belgrader, nur einen verdorbenen und ruinirten Schlüssel zu jenem Thore hat.

Die Herculesbäder von Mehadia.

Wir setzten uns nun am folgenden Tage zu Wagen und fuhren auf jener merkwürdigen Straße an den Ufern der Tscherna hin, um die berühmten Bäder von Mehadia, die in diesem Thale liegen, zu besuchen. Die Oesterreicher haben hier eine vortreffliche Chaussee gebaut. Mein Franzose hatte von mir mit dem Versprechen Abschied genommen, daß er mir am folgenden Tage, wenn es seine Geschäfte erlaubten, nach Mehadia nachfolgen würde. Allein er ließ mich später in Mehadia freundlich grüßen und sein Bedauern ausdrücken, daß er diesen interessanten Ort nicht mit mir besehen könne. Ich sah ihn zu meinem Bedauern nicht wieder.

Nahe bei Orsowa, jenseits der Mündung der Tscherna, befindet sich noch die kleine Merkwürdigkeit eines zwischen Türken und Oesterreichern gemeinsamen Besitzthums. Es ist ein kleiner unbewohnter begras'ter Sumpf, eine wiesenreiche Strecke an der Donau hin, der Inselfestung Orsowa gerade gegenüber. Diese Strecke darf in der Regel

weder von Türken, noch von Oesterreichern besucht werden. Wenn aber das Gras reif ist, so kommen die Türken und mähen, trocknen und häufeln es. Darnach ziehen sie sich zurück, und die Oesterreicher kommen ihrer Seits und theilen das Heu in zwei Theile, von denen sie einen mit sich hinwegnehmen, worauf die Türken die andere Hälfte holen.

Wir besuchten, obgleich unsere Chaussee nicht eigentlich daran vorüber führte, den österreichischen Gränzposten an der Tscherna, der dadurch interessant ist, weil bei ihm der größte Theil des walachischen Rindviehs vorüber muß, das in großen Heerden beständig nach Ungarn einwandert, um die durch die Auswanderung nach Oesterreich hier entstandenen Lücken wieder zu füllen, und welches auf dem bezeichneten Trajanischen Wege nach Temeswar und Szegedin weiter geht. Der Befehlshaber des Postens führte uns in seinen Garten, in welchem es treffliche Pfirsichbäume und Muskatellertrauben gab. Der Garten wie der ganze Posten stand auf einer kleinen Erhöhung, die wahrscheinlich früher eine römische Befestigung gewesen war, und hinten im Garten fanden wir auch noch mehre tiefe feste Gewölbe, in welchen sich jetzt der Weinkeller des Postencommandanten befand. Jenseits der Tscherna lagerten große Heerden walachischen Viehs. „Es ist noch vermischt,“ sagten die Gränzer, „aber diesen Nachmittag wird es in's Wasser geführt und geschwemmt, dann ist es rein und kann herüber kommen.“

Mehadia ist ein großer walachischer Marktflecken im

Tschernathale. Zu der Römer Zeiten hieß dieser Marktflecken „ad mediam,“ und durch eine wunderliche Verwerfung der Sylben wurde daraus „me-ad-diam“ und mit Vermeidung des Hiatus „Mehadiam“, oder, da das „m“ in der schnellen Aussprache doch ausgelassen wurde, „Mehadia.“

Bis Mehadia ist der untere Theil des Tschernathals zwar angenehm, sehr unterhaltend und schön, aber er hat doch keineswegs so viel Außerordentliches, wie der obere von Mehadia zu den Herkulesbädern aufwärts. Wir blieben zunächst in jenem unteren Theile, dessen besondere Abtheilungen wieder besondere Namen haben und das Schupaneker Thal, der Koramniker Schlüssel u. s. w. heißen.

Im Koramniker Schlüssel fanden wir ein Zigeunerlager am Flusse, welches wir besuchten. Es waren etwa ein halb Dutzend Familien in ebenso vielen Zelten. Sie schmiedeten Nägel und bedienten sich dabei eines Blasebalges aus behaarten Ziegenfellen. Ihre ganze Einrichtung war nicht um ein Haar besser als die der Päschärähs in Südamerika. Dabei haben sie doch einen außerordentlichen Stolz, wie mir mein Begleiter, ein Bewohner des Banats, versicherte. Er habe bemerkt, sagte er, daß die Zigeuner noch größeren und versteckteren Nationalstolz als die Juden hätten. Denn sie behaupteten, sie wären von allen Völkern Europas das älteste. Im Banate und in Siebenbürgen giebt es mehr Zigeuner als in irgend einem anderen Theile Ungarns. Dieß rührt von der großen und innigen Verschwisterung her, welche die Walachen, die auch in je-

nen Provinzen die Grundbevölkerung bilden, mit den Zigeunern eingegangen sind. Der (übrigens höchst achtbare) ungarische Statistiker Schwartner sagt: „Dem Ungarn hängt der Zigeuner mehr als dem Slaven an; am allerwenigsten aber sympathisirt er mit dem Deutschen.“ Mir haben viele Ungarn versichert, daß dieß wahr sei, und ich glaube, wir Deutsche können uns dadurch eher geschmeichelt als verletzt fühlen. Im Banat, wie überhaupt in dem ganzen übrigen Dacien, wohnen sie im Sommer in Zelten, haben aber daselbst im Winter gewisse Zusammenkunftsplätze, wo oft mehre hundert Familien in Höhlen, Erdlöchern und Lehmhütten bei einander nisten.

Sie reden in diesen Gegenden überall die walachische Sprache und dann unter einander auch Zigeunerisch. Es ist merkwürdig, daß die Walachen, welche mit den Zigeunern am meisten zu thun haben, eine Menge Worte von ihrem Namen gemacht haben, mit welchen sie unanständige Handlungen und Dinge bezeichnen. Man findet in ihrem Lexikon z. B. folgende: „Tschiganu“ heißt erstlich „der Zigeuner,“ dann ist es aber auch ein Scheltwort.

„Tschiganie“ heißt die „ratio Zingarica,“ oder „der Zingarismus.“

„Tschiganosu“ heißt „importunus,“ „ungestüm wie ein Zigeuner.“

„Tschiganescu“ (verb.) heißt „petesco importune,“ „ungestüm etwas begehren, wie ein Zigeuner.“

„Tschinganesce (adv.) heißt „zingarice," „zigeunerisch," auch „schmuzig."

Sollten die Zigeuner, wie es jetzt nach allen Untersuchungen höchst wahrscheinlich ist, wirklich aus Indien stammen, und sollten sie dort noch viele Stammverwandte und Brüder haben, so wäre es ein höchst betrübtes Zeichen für die Langsamkeit der Fortschritte der Cultur in jenen Gegenden, daß diese Race vier Jahrhunderte unter allen möglichen gebildeten Nationen leben konnte, ohne auch nur eine Spur von Civilisation anzunehmen. Es ist dieß eine Ausdauer in der Barbarei, wie sie in der europäischen Geschichte nicht wieder vorkommt. Uebrigens ist der Stamm nun doch wohl überall im Abnehmen begriffen, — in Deutschland gewiß, in Ungarn auch, in Spanien (?). Auch muß doch ihre Barbarei sich wenigstens insofern ändern, als ihr von den europäischen Nationen, unter denen sie wohnen, nicht mehr soviel Vorschub geleistet wird. So z. B. sind sie jetzt in Ungarn und Siebenbürgen blos noch die Musikanten und Schmiede, während sie dort sonst ebenso viel mit dem Henkerbeile als mit dem Hammer zu thun hatten. Im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderte wurden in Siebenbürgen die Köpfe unzählig vieler Granden von den ungeschickten Händen zigeunerischer Henker abgesägt, und den berühmten Bauernkönig Dosa haben Zigeuner auf einen glühenden Thron gesetzt und ihm eine glühende eiserne Krone auf's Haupt geschmiedet.

Es wurde uns schwer, uns von den Zigeunern

loszureißen, erstlich, weil ich nie aufhören kann, diese wilde Race wieder und wieder zu betrachten, und zweitens, weil sie uns nicht loslassen wollten. Sie hatten nämlich angefangen zu betteln, und weil mein Reisegefährte sehr freigebig gegen sie gewesen war, so hatten sie noch mehr gebettelt und waren alle aus ihren Zelten herbeigestürzt. Zuletzt kamen sie in eine solche Bittwuth und Bettelleidenschaft, daß sie uns in einem undurchdringlichen Haufen umstanden und uns an den Kleidern packten. Mit Mühe und Noth kamen wir davon, und unser Kutscher erzählte und versicherte uns, daß, wenn wir bei dieser Gelegenheit von den Zigeunern nackt ausgezogen und ausgeraubt worden wären, wir nicht die Ersten gewesen sein würden, denen solches widerfahren.

Oberhalb des Koramniker Schlüssels befinden sich, an eine schroffe Felswand angelehnt, die schönen Trümmer einer Wasserleitung. Es stehen von derselben noch elf große schöne Bogen unversehrt neben einander, die anderen sind zerstört. Die Gelehrten sind nicht einig darüber, von wem diese Wasserleitung herrühre. Einige behaupten, sie sei von den Römern angelegt worden. Der edle, großartige Styl des Ganzen spräche wohl dafür, ob aber die Art der Zusammenlegung der Steine? Es sind nämlich die Bögen aus großen Feldsteinen und rothen Mauerziegeln gebaut, und zwar so, daß außen und innen eine doppelte Schicht von Ziegeln auf eine vierfache Schicht großer Feldsteine folgt. Diese für

die Beurtheilung wichtige Bemerkung habe ich noch in keiner Reisebeschreibung gelesen.

Gegen Abend ging unser Weg von der großen Militärstraße, welche dem Teregowaer Passe zueilt, rechts ab in das obere Tschernathal hinauf, dessen Felswände immer höher und imposanter werden und zugleich immer näher zusammentreten.

Es läßt sich gar nicht berechnen, wie viele tausend Schiffsladungen von Pulver nöthig waren, um diesen furchtbaren Felsspalt, in welchem die Herculesbäder liegen, auszuarbeiten. Wir kamen erst noch bei einigen walachischen Dörfern vorüber, dann schlängelte sich der schön gebahnte Weg durch tiefliegende Felder und Wiesen, setzte auf zwei eleganten eisernen Kettenbrücken zwei Mal über den Fluß, spazierte durch einige Wallnußbaumpartieen — und wir gelangten endlich, wie uns dieß der Schwefeldampf und der hier unaufhörliche Schwefelgeruch verkündeten, bei den ersten Restaurationen, Fremdenherbergen und endlich bei dem Hauptgebäude der Bäder selber an.

„Wenn ein Herr Badegast ein Stück Lamm, Kalb oder Kitz schlachten will, so darf dieß nur auf der dazu bestimmten Schlachtbank geschehen.“ Dieß war eine der Bestimmungen, auf welche mein Auge, nachdem ich meine Sachen in meinem Zimmer etwas geordnet hatte und mir die an der Thür befestigte Badeordnung durchlas, zuerst fiel. Es ist dieser Artikel zum Theil charakteristisch für die ganze eigenthümliche Gesellschaft, die sich an diesen berühmten Quellen zusammenfindet,

denn außer dem vornehmen ungarischen und siebenbürgischen Adel, für den natürlich eben dieselben Vorschriften gelten wie für die Besucher unserer Bäder, und der sich in den Restaurationen des Bades speisen und bedienen läßt, kommen hier, bei der Leidenschaft, welche alle umwohnenden Nationen für die Bäder haben, auch viele walachische und ungarische Bauern, kleine Leute aus den Städten der Militärgränze und kleine Bojaren aus der Walachei und Serbien hierher, die alle, um Geld zu sparen, ihren eigenen Kessel und Mundvorrath mitbringen, und die jener Artikel und einige andere Vorschriften derselben Art angehen.

Die Walachen sind die leidenschaftlichsten Besucher dieser Schwefelbäder, und hauptsächlich aus dieser Leidenschaft kommt es auch, daß sie hier den Oesterreichern die Gränze streitig machen. Die Walachen (ich spreche hier von der walachischen Bevölkerung der Umgegend) behaupten nämlich, daß das halbe Tschernathal bis zum Flusse ihnen gehöre, und daß die Oesterreicher ihre Posten, die sie auf dem hohen Gebirgsrücken des östlichen Flußufers aufgestellt haben, bis an den Fluß zurückziehen müßten. Ich weiß ebenso wenig, worauf die Walachen ihre Ansprüche an das linke Tscherna-Ufer gründen, als worauf die Franzosen ihr Recht auf das linke Rheinufer basiren; denn die Gränzen, wie sie jetzt bestehen, sind durch den Friedensschluß von Belgrad im Jahre 1739 bestimmt. Allein sie bilden es sich nun einmal ein, sie können ohne Schwefelbäder

nicht leben, und da sie mit der linken Seite der Tscherna auch einige heiße Schwefelquellen erwerben würden, die sie jetzt nur, nachdem sie Quarantäne gehalten haben, benutzen können, so gelüstet es sie nach dieser linken Seite. Diese für Schwefelwasser so passionirten Leute sind schon zuweilen in großen Haufen zu Hunderten, mit Mistgabeln, Knüppeln, Pistolen und Säbeln bewaffnet, angekommen und haben die österreichischen Gränzposten angefallen und einen oder den anderen verjagt, indem sie behaupteten und schrieen, das Land bis zur Tscherna hinab gehöre ihnen. Diese sonderbare Idee der Leute und der daraus erfolgende kleine Gränzpostenkrieg um die Tscherna-Ufer steigen bis hoch in das vorige Jahrhundert hinauf. Und noch im vorigen Frühlinge, noch vor vier Monaten, erzählte man uns, seien zwei ganze österreichische Gränzcompagnieen zusammengezogen worden und hätten auf's Gebirge marschiren gemußt, um dergleichen tractatwidrige Ansprüche der verrückten walachischen Bauern zurückzuweisen.

Es giebt außer Mehadia noch mehre heiße Schwefelquellen und kleine Badeörter in dem ganzen siebenbürgischen Gebirge. Sie sind beständig jeden Sommer von vielen walachischen Bojaren und Bauern besucht. Ja sogar im Winter kommen sie oft in die Bäder von Mehadia und stecken eine Zeit lang im Wasser, dem sie so heilsame Kräfte zuschreiben. Wie die Slavonier in der Militärgränze ihre kleinen Kinder mit Branntwein waschen, weil sie dieß für heilsam halten, so kommen hierher oft die Walachinnen, um die

übrigen einmal in die Schwefelquellen zu tauchen. Ich sprach später selbst eine walachische Mutter, die ein krankes Kind hatte und mir traurig sagte: „Ach könnte ich mein Kind nur einmal in die Schwefelbäder von Mehadia bringen, so würde es wohl besser werden!“

Es ist dem Allen nach wohl wahrscheinlich, daß diese Quellen nie völlig unbenutzt waren, vielleicht selbst schon zur Zeit der alten Dacier nicht. Für die Römer übrigens entdeckte und nahm sie in Besitz der Kaiser Trajan. Er und seine Nachfolger ließen hier viele Gebäude, Badehäuser, Tempel und dergleichen aufführen, weßhalb man auch noch das ganze Thal voll römischer Antiquitäten findet. Ein sehr kenntnißreicher österreichischer Oberst in der Militärgränze versicherte mir, daß er in Mehadia nie habe graben lassen, ohne irgend etwas Interessantes an Münzen, Bildsäulchen, bronzenen Sachen, Votivtafeln u. s. w. zu finden. Von den Römern, welche hier einen Tempel des Hercules bauten, schreibt sich auch noch der heutige Name der Bäder her, so wie insbesondere der der stärksten hier zum Vorschein kommenden Schwefelquelle, welche „die Herculesquelle“ heißt und ohne Zweifel ein Hercules unter allen Schwefelquellen der Welt ist. Denn sie ist noch mächtiger als die starke Ofener Schwefelquelle und soll in einer Stunde nicht weniger als 5045 Kubikfuß Wasser liefern.

Viele römische Inschriften und Bildsäulen, die man entdeckte, hat man überall in den Badehäusern, sowie in den Felsen am Wege eingemauert. Ich besah mir

dieselben am anderen Morgen in Begleitung eines Walachen, der sie mir deutete. Dieser Walache hieß Juri (Görg) und war der mir zugewiesene Badediener. Als wir zu einer Inschrift kamen, bei welcher wir auch noch die etwas verwischten Portraits einer römischen Frau und ihrer Tochter en bas relief in Stein ausgehauen fanden, sprach er im österreichisch-walachischen Deutsch: „Schaun's, dieses ist eine römische Grundfrau (gutsbesitzende Edeldame), die mit ihrer Tochter hieher kam. Das Fräulein war an Händen und Füßen krumb und lamb, und sie brauchte dagegen unsere Bäder. Das Fräulein wurde aber ganz g'sund, so daß es tanzen konnte, und zum Andenken ließ da die Grundfrau den Stein hier herrichten.“ Es kam mir dabei so vor, als wenn dieser dumme Juri durch seine Rede mir die entlegenen römischen Zeiten so nahe legte, daß ich sie fast mit Händen greifen konnte.

Auf einem anderen Steine dankte ein Gouverneur der dacischen Provinzen (Praeses Daciarum), wieder auf einem anderen ein Präfect Mercurius „mit den Seinigen“ (cum suis) dem Hercules und der Venus oder den Göttern und Genien der Gewässer (Diis et numinibus aquarum) für die wiedergeschenkte Gesundheit.

Unter Trajan, Hadrian und den Antoninen bis auf des Decius Zeiten badeten sich hier die römischen Gränzwächter und Obersten und sprachen hier vom fernen Italien und Rom, wie jetzt die Präfecten und Centurionen der österreichischen Gränztruppen, sich hier vom fernen Wien unterhalten. Die Völkerwanderung

warf Alles über den Haufen, und selbst die Türken, diese passionirten Liebhaber der warmen Bäder, thaten nichts für Mehadia. Nur einige Zelte und Hütten, welche sich die Walachen hier aufschlugen, sah man zu Zeiten auf den römischen Trümmern erscheinen und verschwinden. Erst seit hundert Jahren, seit Kaiser Carl's IV. Regierung, fing es wieder an, in diesem Thale lebendiger zu werden, seitdem ist immer mehr und mehr dafür gethan worden, und jetzt haben die Anstalten wieder eine so gute Einrichtung und einen so verbreiteten Ruf erlangt, daß Mehadia zu besuchen, unter den vornehmen Ungarn schon anfängt Mode zu werden.

Die ganze kleine Badeansiedelung steht wie Alles in der Militärgränze unter militärischem Commando. Es ist ein Hauptmann, der hier im Winter und Sommer wohnt und den ganzen Ort, sowie das Bade-, Wirths- und Kaffeehauswesen unter seiner Leitung hat. Die Hauptgebäude stehen in zwei regelmäßigen Reihen, casernenartig an einer breiten Straße einander gegenüber. Auch ihr Inneres ist casernenartig eingerichtet und gewährt nur soviel Comfort und Eleganz, als man hier an der walachischen Gränze suchen wird. Die Bedienung bilden meistens invalide Soldaten. In jenen Hauptgebäuden befindet sich das vornehmste Kaffeehaus, und hier wohnen die reicheren Badegäste. Sowohl oberhalb als unterhalb dieses Mittelpunctes des Ganzen befinden sich die verschiedenen kleinen und größeren Badehäuser, neben den

Orten, wo eben die Quellen hervorsprudeln. Es soll im Ganzen nicht weniger als 24 heiße Quellen geben.

Weiter hinaus sieht man noch andere lange Gebäude, in welchen diejenigen „Herren Badegäste“ wohnen, welche wir oben aufgefordert sahen, ihre Kälber und Kitzen an keinem anderen Orte als auf der angewiesenen Schlachtbank zu schlachten. Es giebt hier beständig viele ganz arme Leute, die mit ihrer kleinen Wirthschaft sich oft auf sehr lange Zeit einquartieren. Sogar auch ein kleiner Platz für die Zelte der Zigeuner ist da, die gewöhnlich während der Badesaison hierher kommen, um Musik zu machen, die Kessel zu flicken, wahrzusagen und zu betteln, sowie endlich ein anderer Platz für die Boutiken und hölzernen Baracken der Kaufleute, die mit Bijouterieen, Manufacturwaaren und anderen Dingen heranziehen.

Es mag sich dieß Alles in der Mitte der lebendigsten Badesaison eigenthümlich genug ausnehmen, da wir es schon jetzt so interessant fanden, wo nur noch wenige Ueberreste der Gesellschaft vorhanden waren.

Diese Wenigen bestanden in einigen sehr liebenswürdigen Szekler Offizieren, einigen ungarischen Herren und einigen walachischen Bauern. Am Abende trafen wir mit diesem ganzen kleinen Gesellschaftsreste in dem Speisesaale der Restauration zusammen, wo die Unterhaltung recht lebhaft war. Sie erzählten mir, daß die eigentliche Badesaison nur 3 Monate (Juni, Juli und August) dauere und daß sie morgen alle mit Ausnahme der Offiziere abreisen würden.

Eine walachische Dame stammte aus einer der vornehmsten griechischen Familien aus Konstantinopel und war wiederum an einen der vornehmsten Bojaren in Bukarest verheirathet. Sie hatte bis zu ihrem 13. Jahre im Fanal in Konstantinopel gelebt und war dort nach der damaligen griechischen Weise erzogen worden. Ihr einziges Vergnügen, sagte sie mir, habe darin bestanden, auf dem Bosporus dann und wann einmal spazieren zu fahren. Uebrigens wäre die Gesellschaft unter den Griechen damals in Konstantinopel sehr gut gewesen, denn alles vornehme Griechische hätte man dort im Fanal vereinigt gefunden. Sie, die Griechen, hätten allein Lateinisch, Französisch und die Wissenschaften studirt und unter den unwissenden Türken alle Geschäfte geleitet. Jetzt sei das ganz anders geworden. Seit der Revolution seien alle vornehme griechische Familien aus dem Fanal entweder nach Rußland, oder nach der Walachei oder nach Athen ausgewandert, viele aber seien auch durch die Revolution geradezu völlig ausgerottet worden. Sie selbst sei seit ihrem 13. Jahre, wo sie sich nach Bukarest verheirathet habe, nie nach Konstantinopel zurückgekehrt; auch denke sie nicht mit Sehnsucht an ihre einförmige Jugend zurück.

Wir endigten unsere erste Soiree in den Herculesbädern mit der betrübten Aussicht, unsere neuen Bekannten sofort wieder zu verlieren, und sahen in der That auch am anderen Morgen früh eine Reihe von Wagen in verschiedenen Richtungen dahinkutschen, vor jedem eine kleine Heerde von Pferden angespannt, weil es zu

den unergründlichen Wegen der Walachei und des Banats gehen sollte. Uebrigens blieben mir noch erstlich der gebildete und treffliche österreichische Hauptmann, ein höchst achtungswerther Steiermärker, der die Bäder von Mehadia commandirte, und dann ein paar liebenswürdige Szekler Hussarenoffiziere, an die ich mich anschloß, und mit denen ich für den kommenden Tag einen Ausflug in das obere Tschernathal verabredete.

Für heute sah ich mich nur in der nächsten Umgebung von Mehadia um und machte mit meinem Badediener Juri einen Spaziergang zu einem benachbarten Gränzdorfe Petschineska, wohin uns ein anmuthiger Weg an den Ufern der Tscherna hinführte. Wir fanden in diesem Dorfe eine außerordentliche Thätigkeit und alle Bewohner in einer gemeinsamen tumultuarischen Arbeit begriffen. Es war hier nämlich gegen das alte ehrwürdige walachische Sprüchwort: „So habe ich es gefunden, und so will ich es auch lassen", von Seiten der Militärbehörden eine Verordnung erlassen worden, die dahin ging, die alten Häuser ihres Dorfes zu erweitern und theilweise zu ganz neuen umzubauen. Jenem Sprüchworte zufolge leben die Walachen lieber in dem alten, ihnen achtungswerthen Schmuze und Ruine ihrer Väter so lange fort, bis sie einmal eine solche wohlthätige und streng durchgreifende Verordnung von oben herab zwingt, besser zu wohnen.

In der Nähe eines jetzt so stark besuchten Bades wie Mehadia hätte ein anderer Schlag von Bauern längst darauf gedacht, seine Häuser freundlicher einzu-

richten, um die Badegäste in's Dorf zu locken. Hier aber mußten die Leute von oben herab daran erinnert werden, auf ihre eigene Bequemlichkeit und ihren Vortheil Bedacht zu nehmen. Es war ihnen ein Termin angesetzt, innerhalb dessen sie den Umbau vollendet haben mußten; daher schleppten sie aber nun auch die Balken, Steine, den Lehm und Kalk heran wie die Ameisen. Selbst die Weiber halfen, und manche hatten sogar für einen Schnaps und ein paar Kreuzer einige Zigeuner willig gemacht, auch Hand an's Werk zu legen. „Nun ihr seid ja recht fleißig!" redete ich einen an. „Muß sein! Herr, muß sein!" war die Antwort.

Hinter dem Dorfe kommt ein kleines reizendes Thal aus den hohen Gränzbergen gegen die Türkei herab, und in diesem Thale schlängelt sich das schmale Band eines kleinen Baches, der gerade Kraft genug hat, eine winzige walachische Löffelmühle zu treiben, wie ich sie schon oft in der Ferne erblickt hatte, wie ich sie hier aber mir in der Nähe genauer betrachten konnte. Wir machten dieses Mühlchen zum Ziele unseres Spazierganges.

Das kleine hölzerne Gebäude, ein viereckiger Kasten, stand klappernd auf vier wackelnden Füßen über dem kleinen Bache, der unter ihr weglief. Die Art und Weise, wie die Steine der Mühle in Bewegung gesetzt wurden, ist das Wunderlichste, das ich je gesehen habe. Die Welle, ein ziemlich dicker Stab, lief senkrecht unter der Mühle heraus und ragte mit dem horizontalen Wasserrade in den Bach hinein. Die

Zähne oder die Schaufeln dieses Wasserrades waren viele nach Art der Suppenlöffel ausgehöhlte Klötze, die schief in den horizontalen Kamm des Rades eingesetzt und so gegen den Wasserstrahl gestellt waren, daß sein Stoß gegen diese Löffel das Rad herumdrehen mußte. Von diesem Wasserrade haben denn diese walachischen Mahlmaschinen auch den deutschen Namen: „Löffelmühle.“ Die Walachen, bei denen dieß — wenigstens im Gebirge — die gewöhnliche Mühle ist, nennen sie blos „mora“ (Mühle).

Eine kleine Leiter führte durch ein niedriges Pförtchen in die oberen engen Räume der Mühle. Hier fanden wir eine junge Walachin, mit dem ganzen Schmucke ihrer Opintschen, Oprätschen, Münzen, Perlen und Haarflechten angethan. Sie hatte natürlich ihre Furka an der Seite und spann beständig, sie mochte nun stehen, sitzen, liegen, oder um die kleinen, fleißig sich schwingenden Steine herum gehen, um zu Zeiten nach ihrem Kukuruz zu sehen, den sie aufgeschüttet hatte.

Eine solche Mühle gehört nämlich oft einem ganzen Dorfe, und jeder geht dann, wenn er in seinem Haushalte das Bedürfniß nach Mehl fühlt, mit seinem Kornsacke dahin, läßt das Wasser, das man mittels einer Röhre zu- oder ableiten kann, an die Löffel spritzen und schüttet den Kukuruz auf die Steine. So hatte auch unsere Müllerin ihren Sack mitgebracht und schüttete zu Zeiten eine Hand voll Körner auf. Die Mühle schien es recht gründlich zu nehmen; die Körner

fielen so langsam herab, daß man sie zählen konnte, und die Steine verarbeiteten sie Stück für Stück. Es giebt gewisse Leute, deren Weise zu arbeiten ganz dem Verfahren dieser walachischen Löffelmühle gleicht.

Unsere Walachin erzählte uns, daß sie die „gasdariza“ (Hausfrau) eines jungen Granitscharen sei, daß der hohe Baum, unter dem ihre „mora“ stände, ein „nuku“ (Nußbaum) sei, und daß die übrigen Bäume umher „fsirascha's“ und „wischinjä's“ (süße und sauere Kirschen), „prunju's“ und „pjera's“ (Pflaumen und Birnen) wären. An einem dieser Bäume hatte sie ihre „capra“ (Ziege) angebunden, die sich in dem schönen Grase gütlich that. — Wir wünschten ihr darauf, sie möchte aus dem Mehle ihrem „gasdakesch“ (Hausherrn) eine gute „pita“ (Brot) backen, und entfernten uns. Kaum hatten wir uns entfernt, so hörten wir, wie unsere spinnende Müllerin zu singen anfing. Ich blickte auf die kleine, unter Obstbäumen gelegene Mühle zurück, sah die Ziege daneben, die türkischen Gränzgebirge dahinter, hörte den hübschen Gesang, der sich mit dem Gemurmel des Baches und dem Geklapper der Mühle vermischte, und fand, daß dieß walachische Gemälde ganz allerliebst war, und nur langsam konnten Juri und ich uns von diesem Gemälde trennen, um über einige „podu's de lem“ und „podu's de fer“ (Holz- und Eisenbrücken) zu den Gebäuden der Bäder zurückzukehren.

Wo man geht und steht, wird man hier an die

Römer erinnert, und ich konnte während meines ganzen Aufenthalts bei den Bädern die Römer nicht wieder vergessen. Die Felsen sind noch ganz dieselben, wie die Präfecten beider Dacien sie zur Erholung mit den Ihrigen (cum suis) bestiegen, die Menschen (die Dacier) sind auch noch ebenso gekleidet, wie sie auf der Trajanischen Säule in Rom abgebildet stehen, und selbst die Töne der flüssigen, flüchtigen Rede sind noch ganz dieselben; wie die Römer sie den Barbaren lehrten. Die Briefe, welche die dacischen Boten aus der Ferne in dieß dunkele Thal bringen, mögen etwas anders zusammengefaltet sein, aber die Aufschriften sind noch dieselben; „Domnai, Domnai“ (Dominae) fing die Aufschrift eines Briefes an, den ein solcher dacischer Bote am Abend in unsere Gesellschaft brachte. Er sah mir ganz so aus, als hätte ihn ein römischer Vetter etwa aus den Legionsquartieren des Isther an seine Cousine in den Bädern geschickt. „Respunso?“ (wird Antwort sein?) fragte der Bote endlich, als man ihn eine Zeit lang hatte stehen lassen. „No!“ (non) hieß die Antwort. Man gab ihm Geld, welches er ungezählt einstecken wollte. „Numera! numera!“ (zähle nach) rief ihm der römische Centur.... ich wollte sagen, der österreichische Lieutenant zu. Es ist mir unbegreiflich, wie die Römer dieß Wunder einer solchen langen Sprachüberlieferung in der kurzen Zeit, in welcher sie Dacien besaßen, zu Stande gebracht haben, und noch dazu in einem Lande, wo nach dem Untergange ihres Reichs Jahrhunderte lange Völkerströmung und politische Anar-

chie erfolgte. Ihre Sprache und ihr Wesen muß etwas von dem Geruche des Moschus gehabt haben, denn wo der einmal hingerieben ist, da kann es unaufhörlich wehen und stürmen, die Stelle wird doch immer ganz frisch nach Moschus riechen.

Das obere Tschernathal und das Leben der Gränzer.

Am folgenden Morgen, der nach mehren Tagen schlechten Wetters nun einmal wieder hell und heiter aufging, rüsteten wir uns zu unserem Ausfluge in die oberen wilden Partieen des Tschernathales. Es waren von den Szekler Offizieren einige der hiesigen Bergpferde bestellt worden, die wir schon zu früher Stunde gezäumt und gesattelt auf dem Platze trafen. Diese Pferde sind ganz so klein wie die Bergpferde, welche die Tataren in der Krimm haben, und sie besitzen auch dieselben Eigenschaften wie diese, sind unermüdlich, ausdauernd, klug und sicher, dabei aber auch böse und bissig wie die Spitze und unansehnlich von Gestalt. Sie sind in dem ganzen hohen und wilden Alpenstocke, welcher Siebenbürgen von der Walachei trennt, und wahrscheinlich auch noch weiter in Siebenbürgen hinein zu Hause, und sie dienen dort nicht blos den Reisenden, den österreichischen Gränzoffizieren, den Jägern, sondern sie werden auch zu Transporten aller möglichen Art benutzt, so z. B. sogar zum

Holzschleppen aus den für die Wagen völlig unzugänglichen Wäldern. Man nennt diese Pferderace „Mocani,“ was man zu Deutsch durch „Aelpler“ übersetzen könnte; denn „Mocanu“ heißt im Walachischen ein „Bewohner der Alpen.“ Zunächst werden damit die Menschen bezeichnet, dann aber auch, wie gesagt, die Pferde. Als wir diese Mocani bestiegen, war das Erste, was sie thaten, dieß, daß sie sich einander in die Schwänze bissen und hinten ausschlugen. Später beruhigten sie sich etwas; besonders auf den Alpenstegen, wo sie vorsichtig sein mußten.

Die Felsenpartieen, welche Mehadia umgeben, sind in so ungeheueren Massen so großartig zusammengehäuft, wie ich sie, wenn ich mich nicht irre, so nahe zusammenrückend nie getroffen habe. Es ist, von unten aus gesehen, eine fast überall gleich hohe Mauer, über welche man aber, wenn man oben ist, einzelne Spitzen noch bedeutend hervorragen sieht. Die höchste ist der berühmte Domoglett, von dessen Gipfel aus man sogar die Walachei und die Gebirge Rumiliens soll erblicken können. Kein Geolog hat noch die Höhe dieser Felsen und Berggipfel bestimmt, wenige Botaniker haben noch ihre reiche und interessante Flora erörtert, kein Ethnograph das eigenthümliche Leben der Menschen auf diesen Höhen erläutert. Es ist hier noch ein reiches Feld für Jeden, der neue wissenschaftliche Entdeckungen erstrebt. Unser kleiner Streifzug in jene Berge ging zunächst nur auf die Gewinnung einiger Beiträge für die Ethnographie aus.

Auf der höchsten Kante des besagten östlichen Bergrückens geht eine Reihe österreichischer Gränzposten hin, bis zu dem Gränzposten Tschesna, welcher der äußerste auf dieser östlichen Seite ist. Von da an tritt die österreichische Gränze auf das westliche Ufer der Tscherna zurück und läuft eine Zeit lang an ihr hin, bis endlich die Quellengegend des kleinen Flusses auf beiden Seiten der Türkei anheimfällt. Das Ziel unserer Reise war heute nun eben jener äußerste Gränzposten nach Osten, Tschesna, und auf einem schön geebneten Reitwege, der neben der Tscherna hinführte, sprengten wir in den riesigen Felsenspalt hinein.

Die Walachen nennen das ganze Gebirge, welches Siebenbürgen von der Türkei trennt, und welches sie auf beiden Seiten bewohnen, einfach „Munti" (sprich: Muntschi), d. h. die Berge. Während die Theile auf den Seiten dieses Gebirges gewöhnlich tiefere Felseinschnitte darstellen, ist der höchste Rücken oft gerundet und trägt die schönsten Weiden und Triften. Auf diesen Triften hat sich eine ähnliche Viehwirthschaft organisirt, wie auf den hohen Alpenweiden der Schweiz. Die Deutschen Siebenbürgens nennen daher die „Muntschi" der Walachen nicht anders als „die Alpen."

In der Regel oder vielmehr fast durchweg sind diese Alpen, die sich oft sehr weit in öden langen Grasrücken hin erstrecken, Gemeingut der benachbarten Dorfschaften. Ihre Benutzungsweise ist eine eigenthümliche, und zwar diese: Im Frühlinge halten alle die Bewohner einer solchen in den Alpen begüterten Dor-

schaft eine Generalversammlung, bei welcher ein jeder sein Vieh, das nun in einer gemeinsamen Heerde ausgetrieben werden soll, mitbringt. Das Vieh eines jeden wird gezählt, und nach der größeren oder geringeren Anzahl, die er hat, wird ihm ein größerer oder geringerer Zeitraum, während dessen er die Producte und Emolumente der ganzen Heerde benutzen kann, bestimmt, dem einen zwei, dem anderen drei Tage, dem Reicheren eine Woche u. s. w., wobei sie wahrscheinlich auch auf die ungleiche Ergiebigkeit der verschiedenen Jahreszeiten Rücksicht nehmen. Es zieht nun zuerst einer von ihnen mit der ganzen Heerde auf die Muntschi und bewohnt die dort errichtete „Stena“ (Sennhütte) so viele Tage, als ihm bestimmt sind, indem er während dieser Zeit alle Milch, welche die Heerde giebt, zu Käse und Butter für sich verarbeitet. Dann nutzt sein Nachfolger die ihm bestimmten Tage ab, und so geht es weiter, bis am Ende des Sommers jeder einmal an die Reihe gekommen ist, seinerseits die Heerde zu melken. Jene großen Generalversammlungen haben auch einen eigenen Namen, den ich aber leider nicht erfuhr, und dieselben sind den Leuten so wichtig, daß sie die Jahreszeit darnach berechnen, wie unsere Leute nach Ostern oder Weihnachten. Ihr vornehmstes Vieh sind Schafe und dann eine kleine und schlechte Rindviehrace, wie sie fast überall in diesen Gränzgebirgen gesehen wird. Nur in den Ebenen der Walachei und Ungarn werden die Rinderracen besser. Sie mischen, sagte man mir, die Milch der Schafe sowohl, als die

der Ziegen und Kühe unter einander. Hier und da giebt es auch Pferdeweiden in den „Muntschi;" denn Pferde haben die Gränzer, wie man mir sagte, in der Regel soviel im Busche und auf der Weide laufen, daß sie selbst deren Anzahl oft nicht kennen. Nach Hietzinger hat die Militärgränze beinahe viermal weniger Einwohner als Böhmen, dagegen aber 50,000 Pferde mehr als dieses Königreich.

Die siebenbürgische Militärgränze ist bekanntlich nicht so organisirt wie die ungarische. Sie bildet kein geschlossenes Gebiet, in welchem die ganze, zum Gränzdienst verpflichtete Einwohnerschaft vereinigt wäre, wie jene es thut, vielmehr sind alle die Quartiere und Wohnungen der zum Gränzdienste verpflichteten Truppen im Lande selbst zerstreut, und die Leute kommen von fern zu den bestimmten Zeiten „auf den Cordon." Die interessanteste dieser Truppe sind die Szekler Husaren (außer den Husaren stellen die Szekler auch noch zwei Infanterieregimenter).

Es sind diese Szekler bekanntlich eine der drei, Siebenbürgen bewohnenden Nationen (außer ihnen bilden diese die Sachsen und Magyaren; — die zahlreichsten Leute, die Walachen, gelten für keine Nation). Sie rühmen sich, die directesten Nachkommen der Mannen des Attila zu sein. Obgleich dieß wohl ebenso wenig durch geschichtliche Documente bewiesen werden kann, als die Behauptung der Ungarn, daß die „Szekler," was so viel bedeute als „die Flüchtlinge," diejenigen Ungarn seien, welche bei einem Einfalle der Petschenegen in das Magyarenland

im's Gebirge entflohen, so ist doch soviel allgemein zugegeben, daß die Szekler die alten magyarischen Sitten und Rechtsgewohnheiten am längsten aufbewahrt haben und zugleich auch das reinste Ungarisch reden. Auch giebt es unter den Szeklern allein noch eine Spur von den Stämmen, Geschlechten und Zweigen der alten Magyaren, die der Kaiser Constantin namhaft macht. Jedes der zu dem Szekler Regimente gehörigen Grenzhäuser muß einen Husaren stellen und ihn von Kopf bis zu Fuß equipiren. Auch die Offiziere equipiren sich alle selbst. Dafür sind aber auch diese Häuser von allen anderen Staatslasten befreit.

Weil die Szekler Husaren sich selbst equipiren, so haben sie auch die besten Pferde und Uniformen, und obgleich schon die anderen elf ungarischen Husarenregimenter sämmtliche übrigen Husaren der Welt übertreffen, so sind doch wiederum die Szekler die Krone aller ungarischen Husaren. Sie bildeten in den Armeeen der alten Ungarn den Vortrab und sind noch jetzt die gewandtesten, leichtesten und besten Reiter von der Welt, dabei eine freisinnige, muthvolle und edle Nation. Zu gleicher Zeit ist dieses Szekler Husarenregiment die einzige Cavallerie, welche die österreichische Militärgränze aufzuweisen hat. Der Ruf der Szekler ist so groß, daß gewöhnlich auch einige Söhne des freien Albion unter ihnen dienen, um diese ausgezeichnete Truppe kennen zu lernen und ihr romantisches Leben an den türkischen Gränzen eine Zeit lang mitzumachen. Auch jetzt wieder,

sagten mir meine Szekler Freunde, hätten sie einige Engländer in ihrem Offizier-Corps.

Diese rare Truppe kommt in der Regel nur alle Jahre ein- oder zweimal schwadronsweise zusammen. Das ganze Regiment sieht sich zum Exerciren sehr selten einmal vereinigt, etwa alle vier Jahre, und auch das oft nicht einmal. Ein Szekler Husarenregiment exerciren zu sehen, gehört mithin zu den seltensten Schauspielen in Europa. Ein Liebhaber könnte deßwegen eine große Reise machen.

Meine werthen Szekler Gefährten erzählten mir unterwegs viel Interessantes aus ihrem Vaterlande Siebenbürgen, das ich leider nicht selbst besuchen konnte. Ich erkundigte mich besonders nach den dortigen Deutschen, den sogenannten Sachsen, welche die ihnen angestammte und angeerbte höhere Cultur dort unter minder gebildeten Völkern nun schon ebenso lange und noch länger bewahren, als die Zigeuner unter höher gebildeten Nationen ihre Barbarei behauptet haben. Die Szekler sagten mir, die Sachsen seien in Siebenbürgen die industriösesten, fleißigsten, gebildetsten und reichsten Leute; nur werfe man ihnen etwas Eigennutz und Egoismus vor. Doch käme dieß daher, weil sie von allen anderen beneidet würden und deßhalb auf sich etwas hielten. Bei ihnen hätte die ungarische Sprache noch wenig oder gar keine Fortschritte gemacht; denn sie wären die allerabgesagtesten Feinde des Magyarenthums und wollten durchaus nichts von der Einführung des Ungarischen

wissen*). Auf den Landtagen aber freilich mußten auch die Sachsen schon seit alten Zeiten entweder Ungarisch oder Lateinisch reden.

Wie man mir mittheilte, antworten die Sachsen, wenn man sie fragt, was und wer sie seien: „wir sind Siebenbürger," oder auch wohl: „wir sind Deutsche." „Sachsen" aber wollen sie nicht gern genannt sein. Uebrigens hätten sie noch das deutsche ruhige Temperament, und sie seien nicht so ungestüm und feurig wie die Szekler und Ungarn. Ich erinnerte mich dabei eines Ungarn, den ich in Linz kennen lernte, und der mir schon früher einmal folgendes merkwürdige Urtheil über die siebenbürger Deutschen gefällt hatte. Er sagte: „Es sind schöne, fleißige, ordentliche, reinliche und gutmüthige Leute; aber es ist kein Blut in ihnen! — keine Race! — sie haben durchaus keine Schneide!" — Merkwürdig ist es noch bei den siebenbürger Deutschen, daß sie eine ganz andere Conversations- und eine andere Schriftsprache haben. Es ist dieß allerdings wohl mehr oder weniger überall der Fall; aber bei ihnen sollen beide weit mehr auseinander gehen als bei uns. In ihrer Conversationssprache haben sie viele Worte, die sonst in gar keinem anderen deutschen Dialekte mehr vorkommen. So z. B. schreiben sie allgemein, wie die übrigen Deutschen, „Speck," nennen aber

*) In allerneuester Zeit haben die Sachsen jedoch in dieser Beziehung insofern etwas nachgegeben, als sie die ungarische Sprache wenigstens als einen Gegenstand des Schulunterrichts zugelassen haben.

im gewöhnlichen Leben diesen Stoff allgemein: „Bo-fleisch.“ Ebenso schreiben sie „Kraut,“ sprechen aber: „Kampes.“

Ich hatte eine gute Karte von Siebenbürgen bei mir, worauf sich viele Straßen befanden, welche wie Chausseen gezeichnet waren. Ich erkundigte mich nach dem Zustande derselben. „Es sind dieß solche Chausseen,“ hieß es., „daß die Diligence, welche von Pesth nach Herrmannstadt geht, gewöhnlich von sechs bis acht Pferden gezogen werden muß; bei außerordentlichem Wetter aber muß man sogar, um sie im Schritte aus der Stelle zu bringen, noch elf paar Ochsen (buchstäblich zu nehmen) zulegen.“

Unter solchen Gesprächen waren wir trabend und galoppirend weiter vorgerückt. „Laschan! Laschan! Huszar!“ (Langsam, Husar!) mußte ich meinen gewandten und muthigen Reitern zuweilen zurufen; denn die Wege gingen mitunter (obgleich immer sehr gut geebnet) auf sehr schmalen Vorsprüngen am Rande der Felsen hin und an Abgründen vorbei, und auf diesen Vorsprüngen gab es immer so wundervolle, so varirte Ausblicke, daß ich nicht Gebrauch genug machen konnte von jenem ungarischen Worte: „Laschan!“ — welches, nebenher sei es gesagt, als solches mir etwas verdächtig vorkam; denn es scheint mir unserem deutschen Worte „langsam“ sehr ähnlich gebildet, und ich möchte fast denken, daß die ungestümen Ungarn dieses Wort erst von den Deutschen lernten. Seit langer, langer Zeit

ruft Oesterreich den Ungarn gewissermaßen nichts Anderes zu als: „Langsam! Langsam! Husar!“

Das ganze Tschernathal ist vollkommen unangebaut, und es befindet sich darin oberhalb der Herculesbäder, bis zu den Quellen des Flusses am Pietrilla Alba (auf acht deutschen Meilen) auch nicht ein einziges Dorf, ja nicht ein einziges Wohnhaus, außer den Tscharbaken der österreichischen und walachischen Gränzwächter, sowie keine Spur von menschlichem Anbau, außer den Patrouillenwegen, welche alle öden Gebiete der Militärgränze durchziehen, und außer den nur wenig ausgetretenen Fußsteigen der Hirten, die zuweilen von ihren hohen Bergen zum Wasser des Flusses herabkommen.

Der ungeheuere Felsenriß, der dieses Thal bildet, ist in seinen Größenverhältnissen ganz dem Spalte, in welchem die Donau in der Clissura fließt, zu vergleichen. Es ist dasselbe Gebirge (Kalkgebirge), ganz dieselbe Gestaltung und Formung der Felsen, ganz dieselbe Höhe der schroffen Gehänge (man braucht überall zwei bis drei Stunden, um aus der Tiefe zu der höchsten Kante zu kommen), nur mit dem Unterschiede, daß hier die kleine Tscherna, dort die breite Donau fließt. Ich möchte daher auch wohl glauben, daß das ganze Tschernathal in geologischer Hinsicht eine Fortsetzung der Clissura nach Norden sei und mit ihr einen gemeinsamen, gleichzeitigen und durch dieselben vulkanischen Entwickelungen veranlaßten Ursprung habe, so daß man also die Clissura eigentlich als von Orsowa aus sich über die Herculesbäder fortsetzend denken müßte. Dieß

scheint mir um so wahrscheinlicher, da die Bergseiten der Donauufer unterhalb Orsowa einen ganz andern Charakter annehmen. Man könnte diesen ganzen bezeichneten Riß die „Tscherna-Cissura-Spalte“ nennen, eine der in historischer Hinsicht merkwürdigsten Erdspalten, die es in Europa giebt, und zwar um so interessanter durch den Gegensatz des öden, wasserlosen nordöstlichen Theiles zu der wasser- und handelerfüllten westlichen Hälfte.

Je öder es in der Menschenwelt des bezeichneten Thales aussieht — (obgleich es acht Meilen lang ist, so hat es, ich wiederhole es, gar keine beständig angesiedelten und vielleicht höchstens 200 nomadisirende Einwohner, Gränzwächter und Schafhirten), — desto lebendiger ist es in seiner Thierwelt. Doch scheinen es auch hier gerade die wildesten in jeder Gattung zu sein, Adler, Gemsen und Bären.

Die Adler siedeln in großer Menge auf den äußersten Felsenspitzen des Thales. Ich bemerkte auf unserem Ritte ihrer drei, die sich wie Könige in den höchsten und lichtesten Räumen, zu denen wir aus der Tiefe aufblickten, mit Flügelschlag erfreuten.

Die Gemse wird von den Walachen „capra de munte“ (die Ziege der Berge) genannt. Sie bewohnt den ganzen Zug der dacischen Alpen, sowie sie auch überhaupt auf dem ganzen Karpathenrücken vorkommt.

Daß man sowohl nach den besten Schriftstellern über diese Gegenden (nach Schwartener, Hietzinger ꝛc.), als nach den Aussagen der Einwohner des

Landes selbst noch immer nicht darüber ins Reine kommen kann, ob es in der That in diesen Gebirgen noch Auerochsen giebt oder nicht, ist wirklich ein höchst merkwürdiges, aber ausgemachtes Factum.

Die Bären sind dagegen in diesem wilden Thale, wie auch überhaupt in allen benachbarten Thälern, sehr häufig. Wir sahen freilich keinen einzigen, aber alle Leute wußten soviel von diesem interessanten Thiere zu erzählen, daß ich darnach fast jede Höhle, deren diese Kalkfelsen so unzählig viele haben, in Gedanken damit bevölkerte.

Die Thore der mächtigen Felsmassen schlossen sich, — sie öffneten sich wieder, — sie schlossen sich abermals und öffneten sich wieder, — über ungeheuere Trümmer und Ruinen flog der Blick, zu deren Herstellung selbst die Cyklopen eine lange Zeit gebraucht haben müßten! — Sie schlossen sich noch einmal und öffneten sich von Neuem, und so erschien eine Perspective von Riesensäulen und Riesenthoren hinter einander, bis unser Weg dann ganz zum Flusse hinabging, wo endlich auf einem kleinen niedrigen, versteckten Vorsprunge das Ziel unserer Reise, der Offizierposten Tschesna, lag.

Wir trafen den Offizier leider nicht zu Hause, und die Schildwache spazierte einsam auf ihrer Schilderbahn auf und ab, zuweilen den Fluß hinab in das Oesterreichische, zuweilen hinauf in das Walachische spähend. Sie sagte uns, ihr Offizier sei am Abend vorher ausgeritten, um seinen Cordon zu inspiciren, doch könnte er in jedem Augenblicke wieder zurückkommen. Wir traten in die Wohnung und fanden hier für den Herrn

scheint mir um so wahrscheinlicher, da die Bergschichten der Donauufer unterhalb Orsowa einen ganz andern Charakter annehmen. Man könnte diesen ganzen bezeichneten Riß die „Tscherna-Elissura-Spalte" nennen, eine der in historischer Hinsicht merkwürdigsten Erdspalten, die es in Europa giebt, und zwar um so interessanter durch den Gegensatz des öden, wasserlosen nordöstlichen Theiles zu der wasser- und handelerfüllten westlichen Hälfte.

Je öder es in der Menschenwelt des bezeichneten Thales aussieht — (obgleich es acht Meilen lang ist, so hat es, ich wiederhole es, gar keine beständig angesiedelten und vielleicht höchstens 200 nomadisirende Einwohner, Gränzwächter und Schafhirten), — desto lebendiger ist es in seiner Thierwelt. Doch scheinen es auch hier gerade die wildesten in jeder Gattung zu sein, Adler, Gemsen und Bären.

Die Adler siedeln in großer Menge auf den äußersten Felsenspitzen des Thales. Ich bemerkte auf unserem Ritte ihrer drei, die sich wie Könige in den höchsten und lichte[illegible] Räumen [illegible] denen wir aus der Tiefe aufblickt[illegible] [illegible]euten.

Die G[illegible] [illegible]achen „capra de [illegible] Sie bewohnt [illegible] sie auch [illegible]kommt. [illegible]riftstellern [illegible], Hiez- [illegible]wohner des

Länder selbst noch immer nicht darüber auf das Reine kommen kann, ob es in der That in diesen Gebirgen noch Menschen giebt oder nicht, ist wirklich ein höchst merkwürdiges, aber ausgemachtes Factum.

Die Bären sind dagegen in diesem wilden Thale, wie auch überhaupt in allen benachbarten Thälern, sehr häufig. Wir sahen freilich keinen einzigen, aber alle Leute wußten soviel von diesem interessanten Thiere zu erzählen, daß ich darnach fast jede Höhle, deren diese Kalkfelsen so unzählig viele haben, in Gedanken damit bevölkerte.

Die Thore der mächtigen Felsmassen schlossen sich, — sie öffneten sich wieder, — sie schlossen sich abermals und öffneten sich wieder, — über ungeheuere Trümmer und Ruinen flog der Blick, zu deren Herstellung selbst die Cyklopen eine lange Zeit gebraucht haben müßten! — Sie schlossen sich noch einmal und öffneten sich von Neuem, und so erschien eine Perspective von Riesensäulen und Riesenthoren hinter einander, bis unser Weg dann ganz zum Flusse hinabging, wo endlich auf einem kleinen niedrigen, versteckten Vorsprunge das Ziel unserer Reise, der Offiziersposten Tschesna, lag.

Wir trafen den Offizier leider nicht zu Hause, und die Schildwache spazierte einsam auf ihrer Schilderbahn auf und ab, zuweilen den Fluß hinab in das Oester-[illegible], zuweilen hinauf in das Walachische spähend. [illegible] uns, ihr Offizier sei am Abend vorher aus-[illegible] um seinen Cordon zu inspiciren, doch könnte [illegible] Augenblicke wieder zurückkommen. Wir [illegible] Wohnung und fanden hier für den Herr-

Wälder und Thäler, über Sümpfe und Bäche, auf Brücken, an Felsabhängen, über Bergrücken, in der ganzen, 200 Meilen langen Militärgränze, um die Monarchie herum spinnt, ziemlich vollständig ausgearbeitet.

Am beschwerlichsten und am unruhigsten ist der Dienst an den beiden entgegengesetzten Enden der Militärgränze, nämlich an der bosnischen und dalmatischen und dann an der siebenbürgischen. In der Mitte, an der Donau und der unteren Save, ist er am leichtesten. Denn erstlich ist hier eine scharf bestimmte und leicht zu überwachende Wassergränze, und zweitens wohnt jetzt auf der entgegengesetzten Seite ein minder uncultivirtes und unter der Herrschaft eines geregelten Staates vereinigtes Volk.

Auf dem westlichen Ende haben aber die Gränzer theils trockene Gränze, theils sich gegenüber die barbarische, unruhige und stets zu räuberischen Einfällen geneigte bosnische Nation. Weil die türkische Regierung nicht stark genug ist, diese räuberischen Einfälle in das Oesterreichische, so willig sie dazu wäre, zu verhindern, so hat sie dem österreichischen Gouvernement ein- für allemal die Erlaubniß gegeben, die Heiligkeit der türkischen Reichsgränze nicht zu achten, und die Gränzer können daher nicht nur räuberische Einfälle der Bosnier zurückschlagen, sondern auch die Räuber und Tumultuanten auf das türkische Gebiet verfolgen, dort bekämpfen, gefangen nehmen und dem Standrechte unterwerfen, — oder, mit einem Worte, einen soge-

nannten „Räuberzüge“ auf türkischem Gebiete veranstalten. Die Oesterreicher können sogar, wenn die Bosnier auf ihrer Seite einen Einfall thäten und, wie das zuweilen geschehen ist, ein Dorf in Brand steckten, zur Vergeltung und Blutrache wieder hinübergehen und wieder einige bosnische Orte abbrennen und das Vieh wegtreiben, ohne darüber mit der Türkei in Krieg zu gerathen. Solche Maßregeln sind zuweilen von Nöthen geworden, weil sich diese Völker durch keine anderen Mittel zur Ruhe verweisen lassen. Es ist noch nicht lange her, daß zu einem kleinen Kriege dieser Art zwei österreichische Gränzcompagnieen in das Türkische hinüber rückten. Wenn solche Krieger dann aus der Türkei zurückkehren, müssen natürlich die ganzen kleinen Armeen der Pest wegen in die Contumaz wandern.

Auch der siebenbürgische Cordon hat seine besonderen Beschwerden. Erstlich ist die Gränze trocken und läuft immer entweder in felsigen Thälern, oder auf wilden, öden und kahlen Gebirgsrücken hin, auf denen oft sechs Stunden in der Runde keine Menschenseele zu finden ist, außer einem einsamen walachischen Schafhirten. Auch soll das Wohnen auf diesem Gebirge ungesund sein und die Fieber auf ihnen ebenso arg herrschen, wie in den Ebenen des Banats. Wenigstens versicherte mir Letzteres ein Offizier, der ganz krank und fieberkrank von der Inspicirung seiner Compagnie aus den Alpen zurückkehrte. Zweitens ist wiederum auch die Nachbarschaft der türkischen Walachen, welche der Cultur weniger hold sind als die Serbier,

— („Walachaner" heißen sie in der Gränze, zum Unterschiede von den Walachen, welche Oesterreich unterworfen sind) — sehr unangenehm. „Die Walachaner sind eine wahre Raubernation," dieß hört man die deutschen Ungarn als etwas Ausgemachtes annehmen, und die Geschichten von Räubereien, von Räuberbanden unter der Anführung eines sogenannten „Harambassa," dem Alle auf Leben und Tod Gehorsam schwören, muß sich der Reisende unzählige Male erzählen lassen. — Was bei Kimpolung, einer Hauptveste der walachanischen Räuber an der bukowinischen Gränze, vor zwei Jahren passirte, welcher gefürchtete Harambassa vor vier Jahren bei dem Bozaer Passe die Wege unsicher machte, was hier oder dort noch ganz kürzlich sich ereignete, davon wissen alle Leute zu berichten.

„Bei Kimpolung," sagte mir ein Oesterreicher, „peitscht man sie, hängt sie an den Galgen, flicht sie auf Räder, aber es hilft Alles nichts, 's isch halt an Raubervolk. Es ist auch natürlich. Denn es ist halt viel armes G'sindel unter ihnen. Die Noth ist groß. Da rauben sie denn. Noch vor anderthalb Jahren haben sie eine große Rauberjagd hier g'habt. Es war eine weitläufige Bande, welche die Gränzer Monate lang hin- und herjagten. Man konnte nicht entdecken, wer sie wären; denn sie ließen Niemand in Gefangenschaft fallen, sondern sie schleppten ihre Verwundeten entweder weg oder, wenn sie dieß nicht konnten, tödteten sie sie und schnitten ihnen die Köpfe ab, die sie mitnahmen, so daß man dann die Leiber nicht erkennen konnte. Zuletzt in die Enge ge-

drängt und auf eine geringe Zahl gebracht, empörten sie sich gegen ihren Hauptmann, brachten ihn um's Leben und schickten seinen Kopf ein, weil sie meinten, man würde sie dann milder behandeln, wenn sie alle Schuld auf diesen Kopf schöben. Endlich aber wurden sie alle gefangen und gehangen. Ja, jetzt ganz kürzlich noch haben sie einen armen reisenden Juden überfallen. Sie streuten ihm glühende Asche in das Gesicht und raubten ihn aus. Es waren drei walachische Bauern. Man fing sie und hing sie; denn hier an der Militärgränze wird jeder Raub mit dem Tode bestraft, selbst wenn auch kein Mord damit verbunden wäre."

Daß die Walachaner auch zuweilen, weil sie sich einbilden, die österreichische Gränze sei nicht richtig bestimmt, die österreichischen Posten überfallen, ohne gerade räuberische Absichten zu hegen, erwähnte ich schon oben. So erzählte mir ein österreichischer Gränzoffizier, es sei noch nicht lange her, daß ein großer Haufen von wenigstens 60 Walachanern auf seinen Posten gekommen sei. Als er sie gefragt, was ihr Begehr sei, hätten sie verlangt, daß der kaiserlich österreichische Adler dort umgehauen und die Tscharbake daselbst weggerissen werde; denn beides stände auf ihrem Grund und Boden. Glücklicherweise hätte er gerade 12 Mann bei sich gehabt, weil zu den alten auch die ablösende Wache gekommen wäre. Er habe daher Gewalt mit Gewalt abgewehrt. Es sei zum Scharmützel gekommen, und seine 12 Mann hätten jene 60 zurückgetrieben und sie weithin in das türkische Gebiet verfolgt. Er hätte sich

[illegible] sogleich auf dem siegreich behaupteten Schlachtfelde hingesetzt, an seinen Obrist geschrieben und sich als „vermischt“ in die Contumaz erklärt, worauf man ihn und seine ganze Truppe unter Begleitung der Pestwache in eine Contumaz abgeführt habe. Auch an der ganzen siebenbürgischen Gränze hin giebt es für den täglichen Verkehr kleine Contumazanstalten und ebenfalls solche Rastelle für den Handel, wie wir oben bei Dusowa eins beschrieben.

Auch der ungewöhnlichen Naturerscheinungen bieten diese siebenbürgischen Alpen nicht wenige. So z. B. sind heftige Wirbelwinde im heißen Sommer hier sehr häufig. Noch kürzlich, erzählte uns ein Gränzoffizier, sei er in der Nacht durch ein fürchterliches Getöse geweckt worden, das er sich, weil bei ihm die Luft vollkommen unbewegt und ruhig gewesen sei, nicht habe erklären können. Am anderen Tage aber habe er nicht weit von seinem Posten eine Menge umgestürzter Bäume entdeckt, von denen viele an mehren Stellen im Kreise rund herum dagelegen hätten. Im Monate August aber giebt es oft in einigen holzreichen Gegenden so viele Waldbrände, daß man wochenlang auf dem Cordon keine Sonne, keinen Mond und keine Sterne zu sehen bekommt.

Siehe da die Romantik des Cordonlebens auf der siebenbürgischen Gränze! — „Siehe da, da ist er ja!“ riefen meine Szekler Freunde, mit denen ich mich unter einer Art kleiner Laube, welche von den Soldaten neben dem Wachhause errichtet worden war, niedergelassen hatte,

aus und gingen ihrem Freunde, einem jungen kroatischen Offiziers, der von seiner Nachtexpedition zurückkehrte, entgegen. Er kam wohlbewaffnet auf einem kleinen feurigen „Mokanu“ über die hohe hölzerne Brücke, welche über das felsige Flußbett der Tscherna den österreichischen Patrouillenweg auf die andere Seite des Flusses hinüberführte, herangeritten. In seiner Begleitung, ebenfalls auf Mokanus, befanden sich zwei „Serreschaner,“ die noch mehr als er selbst von Köpf bis zum Fuß bewaffnet waren. Der Kroate kam näher, hieß uns freundlich in seiner Hütte willkommen, und ich erkannte in ihm einen sehr liebenswürdigen, gastfreundlichen und gebildeten Offizier, der „sehr gutes Deutsch“ sprach. Ich muß bemerken, daß, so verschieden auch unsere Nationalitäten waren (Deutsche, Magyaren, Slaven und Walachen), doch unsere Unterhaltung immer deutsch blieb. Wir setzten uns wieder in die Laube, wo nach einiger Zeit ein Rest Wein nebst gutem Flußwasser und dann ein Gränzergericht, wieder eine Art von „Räuberbraten,“ eine Schüssel von sogenanntem „Pokany,“ erschien. Die Soldaten hatten schon die ganze Zeit über daran gebraten und zugerichtet. Es war gehacktes Lammfleisch mit etwas Zwiebeln und „Boflesch“ (um Siebenbürgisch zu reden).

Meine Aufmerksamkeit wandte sich jedoch nach einiger Zeit den mitgekommenen Begleitern unseres liebenswürdigen Wirthes, den genannten „Serreschanern,“ zu.

Sie fielen mir gleich durch ihre eigenthümliche und vollständige Uniform, die sie von den übrigen Gränz-

7*

scheint mir um so wahrscheinlicher, da die Bergseiten der Donauufer unterhalb Orsowa einen ganz andern Charakter annehmen. Man könnte diesen ganzen bezeichneten Riß die „Tscherna-Clissura-Spalte" nennen, eine der in historischer Hinsicht merkwürdigsten Erdspalten, die es in Europa giebt, und zwar um so interessanter durch den Gegensatz des öden, wasserlosen nordöstlichen Theiles zu der wasser- und handelerfüllten westlichen Hälfte.

Je öder es in der Menschenwelt des bezeichneten Thales aussieht — (obgleich es acht Meilen lang ist, so hat es, ich wiederhole es, gar keine beständig angesiedelten und vielleicht höchstens 200 nomadisirende Einwohner, Gränzwächter und Schafhirten), — desto lebendiger ist es in seiner Thierwelt. Doch scheinen es auch hier gerade die wildesten in jeder Gattung zu sein, Adler, Gemsen und Bären.

Die Adler siedeln in großer Menge auf den äußersten Felsenspitzen des Thales. Ich bemerkte auf unserem Ritte ihrer drei, die sich wie Könige in den höchsten und lichtesten Räumen, zu denen wir aus der Tiefe aufblickten, mit Flügelschlag erfreuten.

Die Gemse wird von den Walachen „capra de munte" (die Ziege der Berge) genannt. Sie bewohnt den ganzen Zug der dacischen Alpen, sowie sie auch überhaupt auf dem ganzen Karpathenrücken vorkommt.

Daß man sowohl nach den besten Schriftstellern über diese Gegenden (nach Schwartener, Hietzinger ꝛc.), als nach den Aussagen der Einwohner des

Landes selbst noch immer nicht darüber auf das Reine kommen kann, ob es in der That in diesen Gebirgen noch Auerochsen giebt oder nicht, ist wirklich ein höchst merkwürdiges, aber ausgemachtes Factum.

Die Bären sind dagegen in diesem wilden Thale, wie auch überhaupt in allen benachbarten Thälern, sehr häufig. Wir sahen freilich keinen einzigen, aber alle Leute wußten soviel von diesem interessanten Thiere zu erzählen, daß ich darnach fast jede Höhle, deren diese Kalkfelsen so unzählig viele haben, in Gedanken damit bevölkerte.

Die Thore der mächtigen Felsmassen schlossen sich, — sie öffneten sich wieder, — sie schlossen sich abermals und öffneten sich wieder, — über ungeheure Trümmer und Ruinen flog der Blick, zu deren Herstellung selbst die Cyklopen eine lange Zeit gebraucht haben müßten! — Sie schlossen sich noch einmal und öffneten sich von Neuem, und so erschien eine Perspective von Riesensäulen und Riesenthoren hinter einander, bis unser Weg dann ganz zum Flusse hinabging, wo endlich auf einem kleinen niedrigen, versteckten Vorsprunge das Ziel unserer Reise, der Offiziersposten Tschedna, lag.

Wir trafen den Offizier leider nicht zu Hause, und die Schildwache spazierte einsam auf ihrer Schilderbahn auf und ab, zuweilen den Fluß hinab in das Oesterreichische, zuweilen hinauf in das Walachische spähend. Sie sagte uns, ihr Offizier sei am Abend vorher ausgeritten, um seinen Cordon zu inspiciren, doch könnte er in jedem Augenblicke wieder zurückkommen. Wir traten in die Wohnung und fanden hier für den Herrn

Lieutenant außer einem hölzernen Feldbette und einem kleinen Tische, auf dem einige deutsche Literatur lag, ein räumlich wenig Comfort. Der Offiziersraum war auf der einen Seite, der Raum für die Gemeinen auf der anderen Seite der Thüre. Hier nahm eine große hölzerne Pritsche ohne Stroh allein fast den ganzen Platz weg, und an der Wand hing eine Reihe von Mehl-, Käse- und Milchsäcken aus rauhem Ziegenfelle, deren mehre nur noch einige Krümchen Speise enthielten. Wie gesagt, auch Milchsäcke waren darunter; denn auch die Milch, die sie etwa bekommen, thun sie in solche Schläuche.

Das Leben dieser Offiziere an der Gränze ist äußerst hart, voll Entbehrungen und reich an Beschwerlichkeiten aller Art, und sie träumen hier wohl manchen wunderschönen Traum von den Bällen der Gesellschaften in Herrmannstadt, Carlsburg oder Kronstadt. Der Mensch lernt aber nichts leichter liebgewinnen als das Eigenthümliche und Absonderliche; ja gerade in dieses verliebt er sich oft am meisten. Daher giebt es viele Offiziere, die für dieses Cordonleben ebenso besonders passionirt sind, wie die Seeleute für das Seeleben. Ja, und sogar mancher, der auf dem Cordon nach den geselligen Freuden der Städte verlangte, sehnt sich wiederum in den rauschenden Vergnügungen der Städte nach seinem einsamen, romantischen, einförmigen und ungenirten Cordonleben, wo er freilich viele Pflichten hat, wo er aber auch oft in einer weiten wüsten Strecke der unbeschränkteste und respectirteste Gebieter ist.

Sowie die Corporale beständig den ihnen übergebenen

Posten zu überwachen haben, so müssen die Lieutenants und Hauptleute wiederum unaufhörlich die ihnen untergebene Wachenreihe inspiciren. Die Lieutenants bereisen natürlich ihre kleinen Strecken häufiger als der Hauptmann seine größere. Die Majors wieder, unter denen mehre Hauptleute stehen, bereisen ihren Cordon seltener. Manche Majors (so z. B. der von Orsowa) haben eine Strecke von 15 Meilen Gränze, andere sogar ein noch ausgedehnteres Gebiet unter ihrer Aufsicht. Die Obersten und Generale kommen natürlich noch seltener und die Generalcommandeure alle Jubeljahre. Aber kein Subaltern ist nur einen Augenblick sicher, daß nicht seine Obern erscheinen.

Diese Cordoninspicirungen, obgleich noch wohl der leichteste Theil des Dienstes, sind nicht wenig beschwerlich, besonders da, wo trockene Gränze ist, und wo daher ein beständiges Patrouilliren nöthig wird. Zu ihrer Erleichterung haben die Oesterreicher im Laufe des vorigen und dieses Jahrhunderts dafür gesorgt, daß gute, bequeme und zweckmäßig eingerichtete Patrouillenwege, die in der Regel indeß nur zu Fuß oder zu Pferde zu passiren sind, angelegt werden. Noch jetzt werden hier und da solche Patrouillenwege, wo man das Bedürfniß fühlt, neu angebahnt, oder neue an die Stelle der alten gesetzt, deren Direction man als unzweckmäßig befunden hat. Im Ganzen aber ist jetzt das Netz guter Patrouillenwege, das sich von Generalat zu Generalat, von Compagnie zu Compagnie, von Posten zu Posten, von Tschardake zu Tschardake, durch

Wälder und Thäler, über Sümpfe und Bäche, auf Brücken, an Felsabhängen, über Bergrücken, in der ganzen, 200 Meilen langen Militärgränze, um die Monarchie herum spinnt, ziemlich vollständig ausgearbeitet.

Am beschwerlichsten und am unruhigsten ist der Dienst an den beiden entgegengesetzten Enden der Militärgränze, nämlich an der bosnischen und dalmatischen und dann an der siebenbürgischen. In der Mitte, an der Donau und der unteren Sau, ist er am leichtesten. Denn erstlich ist hier eine scharf bestimmte und leicht zu überwachende Wassergränze, und zweitens wohnt jetzt auf der entgegengesetzten Seite ein minder uncultivirtes und unter der Herrschaft eines geregelten Staates vereinigtes Volk.

Auf dem westlichen Ende haben aber die Gränzer theils trockene Gränze, theils sich gegenüber die barbarische, unruhige und stets zu räuberischen Einfällen geneigte bosnische Nation. Weil die türkische Regierung nicht stark genug ist, diese räuberischen Einfälle in das Oesterreichische, so willig sie dazu wäre, zu verhindern, so hat sie dem österreichischen Gouvernement ein- für allemal die Erlaubniß gegeben, die Heiligkeit der türkischen Reichsgränze nicht zu achten, und die Gränzer können daher nicht nur räuberische Einfälle der Bosnier zurückschlagen, sondern auch die Räuber und Tumultuanten auf das türkische Gebiet verfolgen, dort bekämpfen, gefangen nehmen und dem Standrechte unterwerfen, — oder, mit einem Worte, einen soge-

nannten „Räuberrecht" auf türkischem Gebiete veran-
stalten. Die Oesterreicher können sogar, wenn die Bos-
nier auf ihrer Seite einen Einfall thäten und, wie das
zuweilen geschehen ist, ein Dorf in Brand steckten, zur
Vergeltung und Blutrache wieder hinübergehen und wie-
der einige bosnische Orte abbrennen und das Vieh weg-
treiben, ohne darüber mit der Türkei in Krieg zu ge-
rathen. Solche Maßregeln sind zuweilen von Nöthen
geworden, weil sich diese Völker durch keine anderen
Mittel zur Ruhe verweisen lassen. Es ist noch nicht
lange her, daß zu einem kleinen Kriege dieser Art zwei
österreichische Gränzcompagnieen in das Türkische hinüber
rückten. Wenn solche Krieger dann aus der Türkei
zurückkehren, müssen natürlich die ganzen kleinen Ar-
meen der Pest wegen in die Contumaz wandern.

Auch der siebenbürgische Cordon hat seine beson-
deren Beschwerden. Erstlich ist die Gränze trocken
und läuft immer entweder in felsigen Thälern, oder auf
wilden, öden und kahlen Gebirgsrücken hin, auf denen
oft sechs Stunden in der Runde keine Menschen-
seele zu finden ist, außer einem einsamen walachischen
Schafhirten. Auch soll das Wohnen auf diesem Ge-
birge ungesund sein und die Fieber auf ihnen ebenso
arg herrschen, wie in den Ebenen des Banats. We-
nigstens versicherte mir Letzteres ein Offizier, der ganz
krank und fieberkrank von der Inspicirung seiner Com-
pagnie aus den Alpen zurückkehrte. Zweitens ist wie-
derum auch die Nachbarschaft der türkischen Walachen,
welche der Cultur weniger hold sind als die Serbier,

— („Walachaner" heißen sie in der Gränze, zum Unterschiede von den Walachen, welche Oesterreich unterworfen sind) — sehr unangenehm. „Die Walachaner sind eine wahre Raubernation," dieß hört man die deutschen Ungarn als etwas Ausgemachtes annehmen, und die Geschichten von Räubereien, von Räuberbanden unter der Anführung eines sogenannten „H a r a m b a s s a," dem Alle auf Leben und Tod Gehorsam schwören, muß sich der Reisende unzählige Male erzählen lassen. — Was bei K i m p o l u n g, einer Hauptveste der walachanischen Räuber an der bukowinischen Gränze, vor zwei Jahren passirte, welcher gefürchtete Harambassa vor vier Jahren bei dem Bozaer Passe die Wege unsicher machte, was hier oder dort noch ganz kürzlich sich ereignete, davon wissen alle Leute zu berichten.

„Bei Kimpolung," sagte mir ein Oesterreicher, „peitscht man sie, hängt sie an den Galgen, flicht sie auf Räder, aber es hilft Alles nichts, 's isch halt an Raubervolk. Es ist auch natürlich. Denn es ist halt viel armes G'sindel unter ihnen. Die Noth ist groß. Da rauben sie denn. Noch vor anderthalb Jahren haben sie eine große Rauberjagd hier g'habt. Es war eine weitläufige Bande, welche die Gränzer Monate lang hin- und herjagten. Man konnte nicht entdecken, wer sie wären; denn sie ließen Niemand in Gefangenschaft fallen, sondern sie schleppten ihre Verwundeten entweder weg oder, wenn sie dieß nicht konnten, tödteten sie sie und schnitten ihnen die Köpfe ab, die sie mitnahmen, so daß man dann die Leiber nicht erkennen konnte. Zuletzt in die Enge ge-

drängt und auf eine geringe Zahl gebracht, empörten sie sich gegen ihren Hauptmann, brachten ihn um's Leben und schickten seinen Kopf ein, weil sie meinten, man würde sie dann milder behandeln, wenn sie alle Schuld auf diesen Kopf schöben. Endlich aber wurden sie alle gefangen und gehangen. Ja, jetzt ganz kürzlich noch haben sie einen armen reisenden Juden überfallen. Sie streuten ihm glühende Asche in das Gesicht und raubten ihn aus. Es waren drei walachische Bauern. Man fing sie und hing sie; denn hier an der Militärgränze wird jeder Raub mit dem Tode bestraft, selbst wenn auch kein Mord damit verbunden wäre."

Daß die Walachaner auch zuweilen, weil sie sich einbilden, die österreichische Gränze sei nicht richtig bestimmt, die österreichischen Posten überfallen, ohne gerade räuberische Absichten zu hegen, erwähnte ich schon oben. So erzählte mir ein österreichischer Gränzoffizier, es sei noch nicht lange her, daß ein großer Haufen von wenigstens 60 Walachanern auf seinen Posten gekommen sei. Als er sie gefragt, was ihr Begehr sei, hätten sie verlangt, daß der kaiserlich österreichische Adler dort umgehauen und die Tschardake daselbst weggerissen werde; denn beides stände auf ihrem Grund und Boden. Glücklicherweise hätte er gerade 12 Mann bei sich gehabt, weil zu den alten auch die ablösende Wache gekommen wäre. Er habe daher Gewalt mit Gewalt abgewehrt. Es sei zum Scharmützel gekommen, und seine 12 Mann hätten jene 60 zurückgetrieben und sie weithin in das türkische Gebiet verfolgt. Er hätte sich

alsdann sogleich auf dem siegreich behaupteten Schlachtfelde hingesetzt, an seinen Oberst geschrieben und sich als „vermischt“ in die Contumaz erklärt, worauf man ihn und seine ganze Truppe unter Begleitung der Pestwache in eine Contumaz abgeführt habe. Auch an der ganzen siebenbürgischen Gränze hin giebt es für den täglichen Verkehr kleine Contumazanstalten und ebenfalls solche Rastelle für den Handel, wie wir oben bei Orsowa eins beschrieben.

Auch der ungewöhnlichen Naturerscheinungen bieten diese siebenbürgischen Alpen nicht wenige. So z. B. sind heftige Wirbelwinde im heißen Sommer hier sehr häufig. Noch kürzlich, erzählte uns ein Gränzoffizier, sei er in der Nacht durch ein fürchterliches Getöse geweckt worden, das er sich, weil bei ihm die Luft vollkommen unbewegt und ruhig gewesen sei, nicht habe erklären können. Am anderen Tage aber habe er nicht weit von seinem Posten eine Menge umgestürzter Bäume entdeckt, von denen viele an mehren Stellen im Kreise rund herum dagelegen hätten. Im Monate August aber giebt es oft in einigen holzreichen Gegenden so viele Waldbrände, daß man wochenlang auf dem Cordon keine Sonne, keinen Mond und keine Sterne zu sehen bekommt.

Siehe da die Romantik des Cordonlebens auf der siebenbürgischen Gränze! — „Siehe da, da ist er ja!“ riefen meine Szekler Freunde, mit denen ich mich unter einer Art kleiner Laube, welche von den Soldaten neben dem Wachhause errichtet worden war, niedergelassen hatte,

aus und gingen ihrem Freunde, einem jungen kroati-
schen Offiziere, der von seiner Nachtexpedition zurück-
kehrte, entgegen. Er kam wohlbewaffnet auf einem
kleinen feurigen „Mokanu" über die hohe hölzerne Brücke,
welche über das felsige Flußbett der Tscherna den öster-
reichischen Patrouillenweg auf die andere Seite des Flusses
hinüberführte, herangeritten. In seiner Begleitung, eben-
falls auf Mokanus, befanden sich zwei „Serreschaner,"
die noch mehr als er selbst von Kopf bis zum Fuß be-
waffnet waren. Der Kroate kam näher, hieß uns freund-
lich in seiner Hütte willkommen, und ich erkannte in
ihm einen sehr liebenswürdigen, gastfreundlichen und ge-
bildeten Offizier, der „sehr gutes Deutsch" sprach. Ich
muß bemerken, daß, so verschieden auch unsere Natio-
nalitäten waren (Deutsche, Magyaren, Slaven und Wa-
lachen), doch unsere Unterhaltung immer deutsch blieb.
Wir setzten uns wieder in die Laube, wo nach einiger
Zeit ein Rest Wein nebst gutem Flußwasser und dann
ein Gränzergericht, wieder eine Art von „Rauberbraten,"
eine Schüssel von sogenanntem „Pokany," erschien. Die
Soldaten hatten schon die ganze Zeit über daran ge-
braten und zugerichtet. Es war gehacktes Lammfleisch
mit etwas Zwiebeln und „Bosiesch" (um Siebenbürgisch
zu reden).

Meine Aufmerksamkeit wandte sich jedoch nach ein-
iger Zeit den mitgekommenen Begleitern unseres liebens-
würdigen Wirthes, den genannten „Serreschanern," zu.
Sie fielen mir gleich durch ihre eigenthümliche und
vollständige Uniform, die sie von den übrigen Gränz-

soldaten unterschied, auf. Es ist diese Uniform vielleicht das Modell irgend einer alten, in der Gränze ehemals bestandenen, jetzt untergegangenen Volkstracht. Ein enger Wams, reichgestickt und mit vier langen Reihen blinkender Knöpfe besetzt, lag ihnen knapp wie ein Panzer an der Brust, darüber hing ein weiter, mantelartiger Ueberrock mit einer Kapuze, die sie bei'm Regen über den Kopf ziehen. Ihre Beinkleider waren nach ungarischer Art ganz knapp, bunt ausgenäht und von hellblauen Farben. Ihre dicken Strümpfe hatten sie ebenfalls mit rothen Fäden ausgenäht. Ihr Haar war nach der Weise der ungarischen Hirten in dicke Flechten geflochten, die wie Kantschus an den Ohren herunterhingen. Ihre Gesichtsbildung war die regelmäßigste und schönste, die ich bisher an der walachischen Gränze gesehen hatte. In ihrem Gürtel trugen sie türkische Waffen, einen Jatagan (sie nannten ihn „Hatajan"), zwei ellenlange Pistolen, vor dem Leibe die Patrontasche und über die Schultern geworfen eine Büchse, die nach türkischer Art reich geschmückt und ausgelegt war. Ihre ganze Erscheinung war in eben dem Grade malerisch und poetisch, in welchem sonst die Erscheinung eines gewöhnlichen bäuerischen Gränzsoldaten prosaisch zu sein pflegt.

Diese Serreschaner bilden in der ganzen Militärgränze seit alten Zeiten her ein besonderes Corps, das seine besonderen Verpflichtungen und seine besondere Verfassung hat. Vielleicht ist in ihnen noch der alte Kern der Militärgränz-Bewohner zu suchen. Vielleicht sind es Nachfolger der alten Gränzwächter des Mathias Corvi-

nus. Jetzt sind diese Serreschaner gewissermaßen die Gens-d'armen der Gränze, ein Freicorps, von dem ein kleiner Trupp, etwa von 100 bis 200 Mann, jedem Gränzregimente beigegeben ist. Im Ganzen giebt es etwa 1000 Serreschaner, unter denen sich auch an der dalmatischen Küste eine Compagnie Seeserreschaner befindet. Diese Serreschaner gehören zu den wichtigsten Leuten an der Gränze; denn sie sind die Hauptspürhunde der Räuber, Diebe und Schwärzer, und jeder Offizier nimmt bei seinen Expeditionen und Inspectionen immer ein paar von ihnen mit. Sie sind mit dem Terrain und der Bevölkerung der türkischen Seite ebenso gut bekannt, wie mit dem der österreichischen, kennen die Verhältnisse und Persönlichkeiten ihrer Nachbarschaft auf das Beste, wissen alle Anschläge, die man sowohl diesseits als jenseits schmiedet, auszuspüren und sind daher bei Freund und Feind gleich geachtet und gefürchtet. Die Hauptstreiche und Heldenstücke in der Gränze werden auch gewöhnlich von Serreschanern erzählt, z. B. wie einer dieser Serreschaner, eine Brücke vertheidigend, im Angesichte des Feindes einem Türken, der angreifend zu nahe sich heranwagte, den Kopf herunterschnitt, oder wie ein anderer Serreschaner einen feindlichen Offizier, etwa einen Bassen, vom Pferde schoß, gleich einem Wolfe auf ihn einsetzte und den Leichnam aus der Mitte der Seinigen herausholte und ihn, ohne sich fangen zu lassen, in seinen Schlupfwinkel schleppte, wo er ihn ausraubte. Diese Serreschaner dienen, wie alle Grän-

zer, ohne Sold, „weil dieser Dienst ihr Robot*) ist,“ wie sich gegen mich ein Oesterreicher ausdrückte. Das Merkwürdigste ist, daß ihre Obersten noch türkische Namen haben. Sie heißen „Bassi,“ und man setzt dieses türkische Wort**) entweder mit deutschen oder anderen türkischen Worten zusammen. So z. B. heißt der Oberste der Serreschaner Haram-Bassi oder Oberbassi, die anderen Unterbassi, Vicebassi.

Unsere Gesellschaft war nun mit diesen Serreschanern, dem Cordonscommandanten, den vom Patrouilliren zurückgekehrten sechs Soldaten des Postens, dazu meine Szekler Freunde und ich, und dann unsere sechs Pferde, ziemlich groß geworden, und unser Pokani, den wir, die eine Partei in der Laube gelagert, die andere vor einer kleinen, neben dem Posten stehenden, aus Baumrinde zusammengesetzten Hütte — die Offiziere pflegen sich wohl neben ihrem Cordonhause eine solche kleine Rindenhütte, in der sie die milden Sommernächte hindurch lieber schlafen als in ihrem Cordonhause, errichten zu lassen — verzehrten, schmeckte uns so recht gut. Und mir, einem Hanseaten, machte es dabei ein besonderes Vergnügen, daß zufälligerweise heute gerade die Parole der ganzen Gränze „die Stadt Hamburg“ war. Der

---

*) Robot heißen in Oesterreich bekanntlich die Frohndienste der Bauern.

**) Oder ist es slavisch oder griechisch: βασιλεύς? — Der Name Serreschaner selbst kommt wahrscheinlich von dem ungarischen Worte: „Szer“ (sprich: Ser), d. h. die „Reihe, Ser.“ Serreschaner wären demnach die Leute, die den Reihendienst an der Gränze verrichten.

Hofkriegsrath in Wien theilt nämlich auf jeden Tag des Jahres die Parole aus, die dann nicht blos für die Gränze, sondern überhaupt für die ganze Armee gilt. Gewöhnlich ist es irgend ein Personen- oder Städtenamen, z. B. Aloysius — Jerusalem — oder wie heute „Stadt Hamburg."

Nach Tische wurde beschlossen, einen Besuch bei dem benachbarten walachanischen Posten, welcher dem österreichischen Posten Tschesna gegenüber liegt, zu machen. Wir gingen den österreichischen Patrouillenweg hinauf, und die walachische Gränze überschreitend, kamen wir auf ein kleines hochliegendes Plateau, welches mit Gras bewachsen war, hinter welchem aber die Felsen von Neuem schwindelnd hoch emporstiegen. Einen merkwürdigeren Contrast wie dieser, zwischen einem österreichischen und einem walachanischen Gränzposten, kann man wieder nicht haben. Es ist dasselbe Verhältniß, wie zwischen Peterwardein und der von uns beschriebenen türkischen Festung Orsowa. Es ist unmöglich, daß die alten Dacier in einem barbarischeren Zustande, als der war, in welchem wir diese walachischen Gränzer fanden, lebten.

Kaum waren wir auf das Plateau getreten, so sprangen drei bis vier walachanische zottige Hunde auf uns los, dergleichen die Walachaner überall auf ihren Gränzposten haben. Unsere Serreschaner hielten sie mit Steinen und Knüppeln von uns fern, nicht blos unserer Waden, sondern insbesondere auch der Pest wegen. Vor einer Moos- und Strauchhütte spazierte

eine walachanische Schildwache auf und ab, in Schaffelle gekleidet und eine sehr zottige Mütze, ebenfalls aus sehr grosslockigen Schaffellen, auf dem Kopfe. „Klabey" nennen sie eine solche, einer hohen Alongenperrücke gleichende Mütze. Auf unseren Ruf, so wie auf das Bellen der Hunde, krochen ein paar auf gleiche Weise in Schaffelle gehüllte Dacier aus der Hütte hervor und näherten sich uns. Wir befahlen ihnen, auf 20 Schritt Entfernung still zu stehen, was sie auch thaten, indem sie ihre Hunde zurückriefen. Wir unterredeten uns mit ihnen und fragten sie, warum sie, Romani, d. h. Abkömmlinge der Römer, so über alle Maßen armselig aussähen. „Ja," sagten sie, „Domini! Imperatu nostru ist nicht so groß und so reich, wie der Euere: Er nimmt wohl alles Geld, aber er giebt nichts her!" Wir fragten sie, ob ihr Offizier kürzlich da gewesen wäre. „Seit einigen Wochen," sagten sie, „nicht." Während auf der österreichischen Seite die Civilisation Tag und Nacht patrouilliren läßt, macht es sich die Uncultur hier leicht. Die walachischen Offiziere inspiciren ihre Posten nur sehr selten.

„Es sind übrigens für gewöhnlich sehr gutmüthige, dienstfertige und brauchbare Kerle, diese Walachen, — obgleich allerdings unter Umständen Räuber," — bemerkte einer der Offiziere. „Wenn wir einmal auf ihrer Seite in den wilden Felsen dort eine Bären- oder eine Gemsenjagd machen wollen, so klettern und spüren sie mit unglaublicher Gewandtheit, wie die Hunde, auf den schroffsten und ungangbarsten Pfaden herum und

jagen uns das Wild auf. Aber unendlich groß und kraß ist ihr Aberglaube. So z. B. glauben sie auch noch steif und fest an den sogenannten Vampyr. Sie meinen oft einen längst Verstorbenen aus dem Grabe erstehen zu sehen, und behaupten, daß er ihnen an die Brust falle und ihnen das Blut aussauge. Manche bilden sich steif und fest ein, von einem solchen Vampyre verfolgt und gepeinigt zu werden, und sterben zuweilen an dieser Einbildung. Auch der Glaube an die sogenannten „Dschires" oder „Kugelfesten" blüht noch unter ihnen. Dschires heißt eigentlich ein „Zubereiteter." Es ist nämlich ihrem fürchterlichen Aberglauben gemäß durch das Verzehren des Herzens eines ganz kleinen Kindes möglich, sich so zuzubereiten oder kugelfest zu machen. Auch die Unserigen sind keineswegs von diesem Aberglauben frei, z. B. vor allen die Elite unserer Gränzwächter, die Serreschaner dort, nicht. Auch diese glauben, daß man sich kugelfest machen könne, und in diesem Glauben verrichten sie oft Heldenthaten. Es ist noch nicht lange her, daß bei einem Gränztumulte einer dieser Serreschaner mit dem Ausrufe: „Jo sint dschires!" („Ich bin ein Zubereiteter!") mitten zwischen einen Haufen von schon zurückweichenden Walachen sprang und einen Gränzer, den sie gefangen hatten, aus ihren Händen befreite."

Unsere Walachaner schleppten aus ihrer Höhle viele Pfeifenröhre hervor, welche sie geschnitten hatten. Es waren lauter schöne, große und kleine Weichselröhre. Der Weichselstrauch wächst überall in diesen Gebirgen,

es wird von hier aus ein starker Handel nach dem übrigen Europa damit getrieben, und in Mehadia gehören schöne Weichselröhre zu den gewöhnlichen Souvenirs, welche sich die Badegäste von dort mitnehmen. Auch in der Militärgränze kommt der Weichselstrauch vor, jedoch ist seine Ernte dort „ärarisch," und der gemeine Gränzer kann nur auf ungesetzmäßige Weise sich in den Besitz der Zweige dieses Strauches setzen. Von der walachischen Seite kommen die meisten. Man kauft hier an Ort und Stelle um ein paar Kreuzer, was man in Wien und Leipzig mit mehren Gulden bezahlen muß. Wie alles Edle, zieht sich auch der Weichselstrauch von den gewöhnlichen Pfaden der Menschen zurück, und auf den höchsten und unzugänglichsten Felsen findet man die besten Weichselbüsche. Die Walachen nennen sie „Ciresu" (sprich Tschireschu), d. h. Kirschbäume. Wir konnten leider keine Röhre gebrauchen, aber wir legten diesen armseligsten der Menschen — übrigens empfinden sie ihr Elend nicht halb so sehr, wie die Elenden in unseren cultivirten Ländern — auf einem Stückchen Papier etwas Taback in das Gras, in welchem sie sich dann, als wir uns zurückgezogen hatten, friedlich theilten.

„Nu gang mer noch in die Bäsche dort" sagte einer der Szekler Offiziere, indem er sich scherzweise der Sprache der Siebenbürger Sachsen bediente, bei welchen „ein Wald" „a Bäsche"*) heißt. Der bezeichnete Wald

*) Wahrscheinlich von „Busch" abzuleiten.

lag auf der österreichischen Seite der Tscherna. Ein kleiner Hirtensteig führte uns durch ihn hin auf ein ähnliches vorspringendes Grasplateau, wie dasjenige war, das wir eben verlassen hatten. Es lag nur höher, und wir hatten hier sowohl den walachischen als den österreichischen Posten tief unter uns. Hinter uns aber klomm es wieder in hohen, steilen Spitzen zu den Wolken empor. Von hier aus bot sich uns der schönste und interessanteste Ueberblick des wilden Thales dar. Ich übertreibe um kein Haar, wenn ich sage, daß er uns in Entzücken versetzte, besonders der Blick in den noch wilderen Theil des Thales, die Tscherna aufwärts, wo Alles von Felsen stockt und starrt. An mehren unzugänglichen Wänden bemerkten wir Höhlen, die auch, wie einige Höhlen unserer Gebirge, voll von Knochen des Höhlenbären sind, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Knochen auch Fleisch und Seele haben, dort aber nur als Trümmer im antidiluvianischen Schlamme liegen.

Der hiesige Bär, wie ihn meine Begleiter beschrieben, ist von einer sehr großen und starken Race. Nichtsdestoweniger hat er aber, wie alle seine wilden Brüder, eine unüberwindliche Scheu vor dem Menschen. Wenn er einem Menschen begegnet, so steht er still, besinnt sich einen Augenblick und kehrt um. Er frißt Alles, Wurzeln, Obst, Kukuruz, Ziegen, Schafe; auch junge Wölfe und Füchse zerreißt er zuweilen. Er selbst aber wird von Niemandem hier gespeis't, auch von den Menschen nicht; denn die Walachen haben einen Aberglauben da-

bei. Meistens lebt er in den Höhlen oder hinter den Fels-schluchten des Kalkgebirges. Die Bauern treiben ihn mit Rauch heraus, und einige passen ihm dann auf, wenn er hervorkommt. Es giebt im Tschernathale an den Ufern des Flusses viele ebene, etwas feuchte Wiesenstellen, die mit außerordentlich großen Farrenkräutern dicht bewachsen sind. In diesen Farrenkräutern versteckt sich der Bär sehr häufig, entweder der Kühlung wegen, oder um irgend einem Thiere aufzulauern. Zu gewissen Tageszeiten findet man ihn immer in diesen Farrengebüschen. Er kommt auch oft zum Flusse, theils um sich zu baden, theils um Fische zu fangen. Wenn das ungeschickte Thier dann von seinen hohen Felsenspitzen über Stock und Block herabpoltert, giebt es einen so gewaltigen Lärm in den raschelnden Gebüschen, als wenn ein Felsblock in das Thal hinabrollte. Die besten Fische in der Tscherna sind die Forellen, und diese liebt er am meisten. Sie sitzen oft unter den Steinen, die im Wasser liegen; der Bär weiß das, und er holt sie oft mit seiner Tatze darunter heraus und wirft sie mit einem geschickten Stoße an das Land. Zuweilen auch schlägt er zuvor mit einem anderen Steine auf den Block, unter welchem er Forellen vermuthet, damit sie daraus hervorkommen mögen. Auch wenn er gejagt wird, wobei er gewöhnlich so lange flieht, bis er verwundet ist, worauf er aber sofort Kampf und Gegenwehr beginnt, vertheidigt er sich mit Allem, was er greifen kann, und schleudert mit Steinen und Holzblöcken um sich. Noch vor Kurzem hat man dem General-Com-

mandanten der banatischen Gränze eine große Jagd auf Bären und Gemsen veranstaltet.

Uebrigens sind keineswegs alle Höhlen des Tscherna-thales Bärenhöhlen oder Räuberhöhlen, obgleich es auch von den letzteren etliche giebt. Viele, aus denen die Räuber und Bären vertrieben wurden und die hoch in der Nähe der Alpenregion liegen, dienen den Schaf- und Ziegenhirten zum Nachtlager. Ja, in einigen so-gar stecken den ganzen Winter über Hirten; denn manche treiben ihr Vieh das ganze Jahr über nicht nach Hause, sondern nähren es so gut, als es gehen will, mit dem kümmerlichen Futter, welches sie selbst noch im Winter in der Nähe finden können. Ihre Ziegen haben sie dann im Hintertheile der Höhle. Sie selbst schlafen vorn bei einem Feuer.

Auch auf unserem Plateau, von dem wir jene Aussicht genossen, fanden wir einen kleinen walachischen Ziegenhirten, der der Milch wegen so nahe zum Cordon hinabkommen und dieses Plateau abweiden durfte. Die Soldaten holen von ihm für ihre Offiziere zuweilen süße Ziegenmilch herab. Sonst müssen sich die Hirten in respectvoller Entfernung von den Gränzposten halten. Denn es giebt hier gar viele verführerische Gelegenheit, mit den türkischen Nachbarn in einigen Verkehr zu tre-ten, so z. B. des Salzschmuggelns wegen. Ein Säck-chen mit Salz oder auch nur einen kleinen Block kry-stallenen Felssalzes wagen sie, weil sie es dort so billig haben können, gar zu gern in ihre Hütte hinüber-

Meistens werden sie von den argusäugigen Seressa=nern und Gränzpatrouillen entdeckt und verfolgt. So lange sie können, schleppen sie ihr Salzstück mit. Fühlen sie sich aber ihre Verfolger hart auf den Fersen, so lassen sie es fallen, bedienen sich aber auch dabei wohl der List, an verschiedenen Orten etwas fallen zu lassen, Lumpen, Kleider rc.; denn da Alles Pest ist, und Niemand es anrühren darf, so muß bei jedem Lappen eine Schildwache gelassen werden, und so vermindern sie die Anzahl ihrer Verfolger. Entkommen sie auf diese Weise, was selten ist, glücklich, so giebt es dann über die zerstreuten Salzstücke, Säcke und Lappen einen großen Proceß, einen weitläufigen Bericht, gränzenlose Schreiberei und detaillirte Untersuchungen und Nachforschungen darüber, — wem diese Lappen, die man immer nur aus der Ferne betrachten kann, wohl gehören, — woher die Leute gekommen, — wohin sie gegangen, — wie viele ihrer gewesen sein mögen. Die Wälder müssen durchspürt werden, um Gewißheit zu erlangen, ob nicht noch an anderen Orten Lappen oder Salzstücke liegen. Alle diese Sachen muß man gerade da lassen, wo sie liegen, sorgfältig bewachen und dann vor allen Dingen darüber an die nächste obere Contumazanstalt umständlich folgendermaßen berichten: „Gestern Abend hätten walachische Schwärzer Salz über die Gränze zu bringen versucht. Sie wären entdeckt und verjagt worden, selbst freilich entkommen, aber ihr Salz hätten sie im Stich gelassen. Ein Sack läge da und dort, ein Stück hinter jenem Felsen. Eine Kappe, eine

Mütze oder ein Wams sei hinter jenem Baume, der da und da stehe, gefunden worden, Alles habe der Postencommandeur unter Wache genommen, und er bäte nun, ihm Reinigungsdiener zu schicken, um die genannten Dinge in die Contumaz zu bringen." — Nach so und so viel Tagen kommen dann endlich Reinigungsdiener heraus, reißen mit eisernen Zangen die Säcke vom Salze ab und tragen ebenso mit eisernen Zangen die Lappen auf einen Haufen zusammen und verbrennen sie, wenn sie sonst nichts werth sind. Den Salzblöcken aber schütten sie ein paar Mal Wasser über das Haupt, nach welcher Taufe sie als gereinigt erscheinen und als genießbar für das westliche Europa, welches nichts davon weiß, durch ein wie mühevolles und umständliches Verfahren es vor der Pest geschützt wird.

Unser freundlicher Wirth gab uns mit einigen seiner Gränzer und Serreschanern, die alle beritten waren, das Geleit auf die nächsten Posten, die er zugleich bei dieser Gelegenheit inspicirte, und wir trabten dann ruhig auf unserem Patrouillenwege wieder den Herculesbädern zu, ließen unterwegs unsere Blicke noch an den pittoresken Felsenwänden weiden, betrachteten die dichten Farrenkräuterplätze, in denen der Bär sich verstecken, die Forellensteine, bei denen er den geschäftigen Fischer spielen, und die Höhlen, die er, oder eine Räuberbande, oder eine Ziegenhirtenbrüderschaft bewohnen sollte, und endlich zum Schlusse noch, als es Abend geworden, stiegen wir in eine dieser Höhlen, d. h. ich und Juri, mein treuer Begleiter, die anderen ritten

langsam voraus. Juri hatte zu diesem Ende schon vom Hause aus eine Fackel mitgenommen. Wir banden unsere Pferde an einen Baum und erklommen auf einem bequemen Fußpfade einen niedrig im Thale liegenden Eingang zu dieser Höhle. Es war die größte und besuchteste Höhle im Tschernathale, die vorzugsweise sogenannte „Räuberhöhle." Diese Höhle ist im Kleinen ganz das, was die Veteranische Höhle in der Clissura ist. Wie diese muß auch sie meist als eine Art von Festung oder Raubschloß benutzt worden sein; denn man findet vor ihrem hohen Felsenthore noch Ueberreste von Mauern, mit denen dasselbe einst völlig vermauert gewesen ist. Die Höhle spaltet sich im Inneren in mehre Theile, und durch verschiedene niedere Klüfte, die man gebückt durchkriechen muß, gelangt man in einige hohe Räume, welche die Zechsäle, Magazine und Schlafkammern der Räuber gewesen sein mochten. Der größte Saal hat 60 Fuß Höhe, 100 Fuß Länge und 50 Fuß Breite, und die Herren Räuber mochten hier gewiß in vieler Hinsicht noch bequemer wohnen als so mancher unserer Raubritter mitten in seinen engen Schloßgemächern. Im Hintergrunde verengt sich die Höhle zu einem schmalen, in die Tiefe gehenden Spalte. Dieser Spalt soll, wie das Volk sagt, durch das ganze Gebirge hindurchgehen und mit anderen festen Schlössern jenseits der Berge in Verbindung stehen. Mein Dacier, Juri, murmelte mir, indem er Alles mit der Fackel beleuchtete, immer halb walachisch, halb deutsch vom Hercules vor. Ich verstand nur so viel davon,

daß er mir sagen wollte, der schreckliche „Räuberhauptmann Hercules“ habe sonst diese Höhle bewohnt.

Als wir darnach weiter ritten, um unsere Gefährten wieder einzuholen, machte ich eine interessante Bemerkung an meinem kleinen „Mokanu.“ Er ging einen scharfen Paß und hielt den Kopf zum Boden gesenkt. Ich holte ihn anfangs einige Male mit dem Zügel herauf; allein das Thier senkte ihn immer wieder zu Boden und hielt die Nase dicht über dem Wege, indem es immer trabend wie ein Hund die Erde beroch. „Es spürt die anderen“, sagte Juri. Ob auch andere Pferde diese Eigenthümlichkeit und diese Geschicklichkeit, wie die Hunde zu spüren, besitzen?

Da unsere Gefährten einen zu weiten Vorsprung hatten und schon zu Hause sein mußten, als wir die ersten Badehäuser erblickten, so benutzte ich diese Gelegenheit, noch an diesem Abende vor meiner Weiterreise die Höhlung zu besehen, aus welcher die Herculesquelle hervorbricht. Auch hier half Juri mit der Fackel aus. Es ist ein enger, kleiner Canal oder Riß im Kalkfelsen, in welchem das Wasser hier und da einige Nischen ausgeweitet hat. Man kann bis zu einer Stelle vordringen, wo das heiße klare Wasser mit heftigem Gepolter aus einer natürlichen Felsröhre hervorbricht. In den Nischen befinden sich Inschriften von den antiken, wie von den neuen Römern. Die Quelle geht in ein dicht an den Felsen sich lehnendes Badehaus und vertheilt sich in mehre Separatbäder, sowie in ein großes gemeinsames Bad. In die-

sem gemeinsamen Bade, in welchem die Walachen sich vorzugsweise gern baden, sieht man noch eine Bildsäule im Felsen, bei welcher mir Juri wieder etwas vom „Harambassi Hercules" vormurmelte. Sollte man es glauben, daß im verleumderischen Munde der Menschen dieser allergrößte Räubervertilger, der je existirt hat, noch selber zum Räuberhauptmann sich muß erheben lassen?!

Die bezeichnete Bildsäule soll in der That eine Statue des Hercules sein. Doch sind ihre Linien bereits sehr abgerundet und ziemlich unkenntlich geworden, denn die Walachen, wie Herr von Dorner in seinem interessanten Werkchen über Mehadia bemerkt, schaben zuweilen etwas vom Steine ab und nehmen dieses Steinpulver, mit etwas warmen Schwefelwasser vermischt, als eine, wie sie dafür halten, sehr heilsame Medicin. Auch die Römer schon, bemerkt eben dieser Herr von Dorner, sollen dieser Herculesquelle, gerade so wie die Walachen noch jetzt, mehr als den übrigen 21 Quellen des Bades getraut haben. Der Spalt, aus dem die Quelle kommt, soll durch den ganzen Berg hindurch gehen und oben auf einem Vorsprunge einen zweiten Ausgang zu Tage treiben, aus dem Schwefeldämpfe aufsteigen.

Die Schlüssel von Teregowa und Slatina.

Bei jenen walachischen Gränzwächtern also, — bei jenen Ziegenhirten im Tschernathale, — bei jenem Abschiede von meinen Bojaren am eisernen Thore — und bei jener mit Münzen behangenen schönen Jana in Serbien — hatte ich die äußersten Puncte dieses türkisch-österreichischen Gränzgebietes, in welchem die Völker auf einander schlagen, — und die letzten Enden der österreichischen Monarchie im Südosten erreicht, und ich war nun darauf bedacht, mir einen interessanten Rückweg zu suchen. Ich wählte die große Diagonale, welche von diesem südöstlichen Winkel Ungarns durch das Banat über Temeswar und Szegedin, und dann durch die mittleren Steppen des Landes der Jazygen zum Centrum des Landes, Pesth, zurückkehrt. Es ist eine der in historischer und commercieller Beziehung merkwürdigsten Tracte des Landes. Es ist diejenige Straße, auf der Trajan in Dacien eindrang, auf welcher Joseph noch am Ende des vorigen Jahrhun-

derts gegen die Türkei vorrückte und auf welcher noch jetzt ein großer Theil des Verkehrs dieser Länder mit der Türkei sich bewegt.

Ich bestieg den höchst bequemen Heu- und Strohsitz eines kleinen walachischen Bauerwagens, der mit drei kleinen Mokanus aus dem Tschernathale bespannt war. Die Pferde waren mit allerlei Stricken, Bändern und Riemen aufgeschirrt, die Breter des Wagens an verschiedenen Stellen sehr haltbar geflickt, mein Kutscher hatte die Livree an, welche die walachischen Bauern bei'm Ackern sowohl als bei'm Ausmisten tragen, und ich selbst war in verschiedene Tücher und Bandagen eingewickelt, die bei der in diesen Berggegenden des Morgens bereits eingetretenen Kälte meine etwas sommerliche Kleidung completirten; auch hatte die Güte des commandirenden Hauptmanns der Bäder mir außer meinem Mantel noch ein Schaffell über die Füße geworfen. So kutschte ich von Mehadia ab, das Bella-Reka-Thal aufwärts, dem Teregowaer Engpasse zu. Fast hätte ich mich in diesem Aufzuge ein wenig geschämt, besonders wenn ich die schöne ebene Chaussee, auf der wir hinrollten und die für elegantere Equipagen gemacht zu sein schien, mit mir in Vergleich brachte. Allein mich kannte hier ja kein Mensch, und die Leute, welche mir begegneten, konnten ja ebenso gut denken, daß ich Herr PP. oder XYZ als Herr NN. sei, und Niemand konnte mir nachsagen: „aber, lieber Herr NN., welche erbärmliche Figur machten Sie gestern!" — Auch sind die Leute das hier seit alten Zeiten gewohnt, denn die Subalternoffi-

ziere der Praefecti Daciarum, wie die der österreichischen Generalcommandanten fuhren und fahren hier um kein Haar anders.

Ich tröstete mich mit dem Gedanken an alle diese ehrenwerthen Herren und fand sogar noch viele Passagiere unterwegs, die zwar stolz auf mich herabsahen, mit denen ich aber auf keine Weise hätte tauschen mögen. So z. B. begegnete ich einer großen Familie walachischer Bojaren, die, ich weiß nicht von woher, in ihr Vaterland zurückkehrten. Sie hatten mehre große Wiener Reisewagen hinter einander, jeder mit einem Dutzend von Pferden bespannt, und jeder zum Ersticken voll mit Menschen, Familienmitgliedern, Kammerzofen, Jungfern, Bedienten, Jägern, Köchen u. s. w.; hinten thürmten sich aufgebundene Hafersäcke, eine Last von Heu, Kessel und anderweitige Kochgeschirre, auf denen wiederum einige Bediente balancirten. Es ist dieß die gewöhnliche Weise, wie hier die Großen fahren müssen. Da haben es die Kleinen auf ihrer Karre noch besser.

Die Gegend im Thale der Bella Reka, obgleich nicht im entferntesten mit der des Tschernathales zu vergleichen, ist anfangs noch ziemlich anmuthig und abwechselnd. Je höher man aber kommt, desto mehr nimmt sie den Charakter einer wilden und einförmigen Hochgegend an. Die Berge sind meistens öde, unbedeutend, bewaldet und nur hier und da angebaut. Zuweilen passirt man ein walachisches Dorf, und in der Landschaft zerstreut finden sich mitunter kleine Flecken bebauten Landes, die gegen die Wölfe und Bären, sowie

gegen das oben oft schwer zu zügelnde und schlecht beaufsichtigte Vieh mit hohen Dornhecken umgeben sind.

Auf einigen der Berge erblickt man Ruinen von ehemaligen kleinen Schlössern oder Forts, welche die Bane des Banats oder die Grafen von Temeswar gegen die Türken errichteten. Meistens sind es nur viereckige, 10 bis 15 Klaftern hohe Thürme mit drei Etagen oder Abtheilungen, ähnlich denen, welche noch jetzt einige kaukasische Völker gegen die Russen errichten. Dieser Thürme kommen bis nach Karansebes hin mehre vor, und bei Karansebes selbst steht der letzte, welcher der Ovidsthurm (Ovidii turris) genannt wird; denn Ovidius soll ihn bei seiner berühmten Verbannung hier bewohnt haben. Von dem Banat bis nach Varna und von Varna bis an die Mündung des Dniestr (Ovidiopolis) scheint sich jedes Volk gern die Ehre aneignen zu wollen, daß der Dichter seine elegischen Tristia bei ihm geschrieben; denn es giebt hier mindestens fünf verschiedene Plätze, wo Ovidius das Unglück beweint haben soll, an dem Hofe des Augustus etwas gesehen zu haben, das er nicht sehen sollte. Uebrigens scheint es wohl gewiß, daß nicht Karansebes, welchen Namen einige gelehrte Patrioten des Banats ungeschickt genug sogar von dem Ovidischen „Cara mea sedes“ herleiten wollen, jener Thränenort gewesen sei; denn Ovidius starb bereits im Jahre 17 nach Christi Geburt, und die Römer eroberten Dacien erst um das Jahr 100 herum.

Auch die kleinen Dreschplätze der Walachen, die sie im freien Felde liegen haben, und auf denen wir jetzt

viel Beschäftigung fanden, gewährten uns manche Ab-
wechselung. Weit mehr aber noch als Triptolem
war Pan am Wege geschäftig, uns Unterhaltung zu
verschaffen, vorausgesetzt, daß dieser Gott nicht blos die
idyllisch lebenden Schäfchen und Rinder Arkadiens, son-
dern auch die Heerden walachischen Schlachtviehs zu
seinen Schützlingen zählt. In keinem Hause Europas
wird soviel Fleisch gegessen, als bei „Haus Oesterreich,“
und so viele Heerden es auch schon selbst produ-
cirt, so hat es doch immer noch eine bedeutende Ein-
fuhr von außen her nöthig. Mir scheint dieß für die
Ungarn nicht ehrenvoll zu sein. Da sie gewiß nicht
viel weniger als 5000 □Meilen Viehtriften haben, so
sollten sie doch mindestens die Stadt Wien satt machen
können. Es ist aber nicht so. Die Lücken, welche
der gefräßige Zahn des Menschen in die ungarischen
Heerden hineinarbeitet, müssen beständig wieder von au-
ßen her besetzt werden. Den Weg, auf dem die Schweine
kommen, die Donau, betrachteten wir schon oben. Der
Straßen, auf denen das meiste Rindvieh einpassirt, sind
vornehmlich zwei, erstlich die aus der Moldau, Beß-
arabien und überhaupt aus dem südlichen Rußland kom-
mende und durch Galizien und Mähren die Karpathen
umwandelnde und dann zweitens die Straße aus der
Walachei über Orsowa, auf der wir uns jetzt befinden.

Alle Augenblicke begegneten uns große Viehheerden,
deren Hörner sämmtlich auf Pesth und Wien gerichtet
waren. Wenn wir so eine Heerde im scharfen Trabe
passirten, — Martin, mein Kutscher, hatte sehr

wenige Rücksichten gegen sie, — so gab es beständig ein gewaltiges Hirtenhallo; denn sie waren immer von einer Partie walachanischer Hirten begleitet, deren wilde Stimmen und barbarisches Aeußere noch Alles, was wir hier bei den österreichischen Walachen sahen, übertrafen. Das Vieh, das sie hüteten, sah dagegen ebenso cultivirt aus, wie das unserige. Gewöhnlich gehen diese Leute nur bis Pesth mit, kommen aber auch wohl zuweilen nach Wien und noch weiter nach Deutschland hinein.

Alle Hirten in der Welt sind bekanntlich von Haus aus Räuber. Es ist dieß eine unwiderlegliche Thatsache, aber eine noch nicht gehörig erklärte Erscheinung. Und so ist denn auch diese Hirten- und Heerdenstraße nicht eben eine der sichersten. Vor 15 oder 20 Jahren noch, sagten mir die Leute, hätte man hier am hellen Tage sogar besser gethan, bewaffnet und in guter Gesellschaft zu reisen. Jetzt geschähe nur noch in der Nacht zuweilen etwas. Die Aufsicht in der Militärgränze sei immer besser geworden, auch die schöne neue Straße habe viel zur Sicherheit beigetragen. Doch sah ich auch an ihr noch, theils als Bürgschaft für die Sicherheit des Reisenden, theils als Beweis der allgemeinen noch herrschenden Unsicherheit neben der Chaussee hin viele kleine Wachhäuser von Gränzsoldaten, die gewöhnlich neben den Chausseeeinnehmer-Häusern errichtet waren. Sonst patrouillirten auch hier die Serreschaner beständig Tag und Nacht. Jetzt, glaube ich, geschieht es blos bei Nacht. Was die Serreschaner im militärischen Banate,

sind die „Plajaschen" im „Provinzialischen," nämlich die Räuberpolizei. Die Anführer dieser Plajaschen haben, wie mir Jemand sagte, auch türkische Namen. Sie heißen „Bulibascha's." Man findet, wenigstens im südlichen Ungarn, fast in jedem Comitate eine andere Art von Gensd'armerie und auch andere Namen für sie. „Tschetniken" (vom Türkischen tscheta, d. h. die Truppe), — „Hadnagy," — „Haiducken," — „Persecutores," dieß sind lauter verschiedene Benennungen für die Räuberpolizei in verschiedenen Gegenden Ungarns.

Wir passirten über einen hohen Bergrücken und kamen gegen Mittag in Teregowa an, welches an den Quellen der Temes, am Eingange des berühmten Schlüssels oder Engpasses liegt. Die Bodengestaltung in dieser Gegend ist folgende: das Land rund umher, obgleich Hochland, ist doch niedriger als die Bergmassen, welche zu beiden Seiten nach Osten und Westen liegen. Die höchste Spitze der Massen im Westen ist der Semenik, — sowie im Osten den mittleren Hauptknoten der Sarko bildet, — dieser über 7000, jener über 5000 Fuß hoch. Drei niedrigere Bergzüge spinnen sich von der einen dieser Hauptmassen zur anderen hinüber. Der erste dieser Züge, den wir soeben passirten, hat nur eine wenig erniedrigte Einsattelung, in welcher die Gewässer auf beiden Seiten nach der Donau und nach der Theiß abfließen. Der zweite und der dritte Bergzug aber sind vom Gewässer durchbrochen. Von dem Semenik kommt nämlich die Temes und vom Sarko der Hideg herab. Diese Flüßchen vereinigen sich bei Te-

regowa und durchbrechen erst den zweiten Berggang, fließen dann in einer mittleren Weitung oder einem Becken fort und durchbrechen dann ebenso den zweiten Damm. Der erste Durchbruch heißt der „Teregowaer," der zweite der „Slatinaer Schlüssel." „Schlüssel" scheint hier ein ebenso gewöhnliches Appellativum für die kleineren Engpässe zu sein, wie „eisernes Thor" für die größeren Bergpforten.

In dem öden Teregowa trafen wir im Wirthshause ein hübsches junges Ehepaar, Deutsche, er aus Böhmen, sie aus dem Erzherzogthume. Sie ordnete und wässerte in seinem Zimmer seine Blumen, er fütterte in ihrem Gärtchen ihre Tauben. Wir speis'ten bei diesen netten Leutchen besser zu Mittag, als man uns in manchem Kaffeehause Wien's servirt hatte. Sie gaben mir auch einige Trauben, die sie als etwas Rares in dieser kalten Höhe von Orsowa empfangen hatten. Mein Mitgast war ein Jägersmann, der auch nach Karansebes wollte, und der sich entschloß, den Hauswagensitz neben mir bis dahin anzunehmen. Nur eins bat er, er müsse auch seinen großen Jagdhund mit in den Wagen nehmen dürfen. Die Schäferhunde der Walachei seien so bös, daß er es nicht wage, ihn hinter dem Wagen herlaufen zu lassen. Gegen sie vertheidige sich kaum ein Wolf, geschweige ein Jagdhund.

Der böhmische Wirth und unsere hübsche Wirthin erzählten uns, daß, wenn ich ein wenig früher gekommen wäre, ich einen Blutegelwagen hätte ansehen können, mit dem hier heute Morgen ein Franzose passirt

wäre. Der Wirth sagte, er habe diesem französischen Blutegelhändler schon seit Jahren immer seine Pferde gestellt. Sie holen diese Blutegel vorzüglich aus der Walachei; denn mit diesen Thieren ist es ebenso wie mit dem Viehe. Ungarn hat deren schon nicht mehr hinreichend. Es ist ein ganz eigenthümlicher Handel und ein ganz besonderer Transport, der von Etappe zu Etappe, durch ganz Ungarn und Oesterreich und Deutschland direct bis Paris geht. Die Franzosen müssen wohl in einer gemeinsamen Compagnie vereinigt sein. In Orsowa sitzen einige von ihnen; diese lassen aus der Walachei die Blutegel in einzelnen kleinen Partieen hereinschwärzen, vielleicht weil ihre Ausfuhr aus diesem Lande verboten ist. Hier in Orsowa haben sie einen großen Teich, in welchem sie ihre Waare sammeln, und von da aus transportiren sie dieselbe in vierzehn Tagen (?) bis Paris. Sie haben für diesen Transport eigens eingerichtete Wagen. Es ist ein großer Kasten, der sehr sorgfältig auf Federn gesetzt ist, um die Erschütterungen zu schwächen. In diesem Wagenkasten, welcher durchlöchert ist, befinden sich viele Abtheilungen oder Fächer aus Drahtgitter, so daß überall frische Luft durchströmen kann. Jede Abtheilung ist so groß, daß sie einen Sack mit sechs Okkas (zu 2½ Pfund) Blutegel aufnehmen kann. Die Egel werden aus dem Teiche vorsichtig gefischt und zu kleineren Partieen in diese Säcke gethan, die man eine Zeit lang in frische Luft hängt, damit sie abtrocknen. Denn naß dürfen die Thiere nicht transportirt werden. Die Blutegel

ziehen sich dann ganz wie Kugeln zusammen, und so aufgerollt, verharren sie auch in einer Art von Erstarrung während des Transports. Der Centner Blutegel kostet den Franzosen in Orsowa 400 bis 500 Gulden, und sie führen oft für 10,000 bis 15,000 Gulden Waare bei sich! Es ist einer der gefährlichsten und delicatesten Handelszweige von der Welt. Bei schwüler Luft crepiren die meisten Thiere unterwegs. Auch Frost können sie nicht vertragen. Und bei plötzlich einfallendem Froste gehen oft ganze Transporte zu Grunde, ebenso bei schwülen Gewittern. Am besten ist ihnen eine kühle Witterung. Damit der Transport rasch von Statten gehe, haben die Franzosen mit den Bauern oder Wirthen in allen den ungarischen Dörfern, welche sie passiren, Contracte abgeschlossen, daß sie stets ihre Pferde für sie in Bereitschaft halten. Sie geben ihnen vorher Nachricht, oder sie machen ihnen auch Zeichen unterwegs. An einem Ende des Dorfes klatschen sie mit der Peitsche auf eine gewisse Weise, dieß hören ihre Leute, und sie finden dann am anderen Ende die Pferde schon angeschirrt. An verschiedenen anderen Orten auf der Blutegelstraße sind wieder Franzosen angesiedelt (so z. B. in Baja an der Donau). Diese haben dann wieder Teiche, bei denen eine Zeit lang gehalten wird, um die Thiere zu erfrischen und die unterwegs gestorbenen sorgfältig von den noch lebensfrischen zu sondern. Jene fallen sofort zu Boden. Auf diese Weise geht es bis Paris, wo die Egel das Stück oft mit einem halben Gulden bezahlt werden.

An manchen Orten haben sie auch förmliche Blutegelplantagen, in welchen sie diese Thiere zur Fortpflanzung bringen. Sie haben große Teiche, deren Ufer sie mit Rasen ausschlagen; doch sterben die Blutegel in diesen Plantagen oft zu Tausenden, ohne daß man jedesmal die Ursache davon anzugeben wüßte. Manche behaupten allerlei Mittel zu kennen, um solches Unglück zu verhüten, während Andere wieder diesen Mitteln keine Kraft zuschreiben. So soll die Anpflanzung des Calamus aromaticus in jenen Teichen sehr heilsam sein. Auch auf die Art des Fangens der Thiere aus dem Wasser kommt Vieles an. Die Franzosen sollen sie oft mit Juchtenleder fischen, das sie wahrscheinlich mit irgend einer den Blutegeln angenehmen Essenz bestreichen, denn sie fallen sehr gierig über diesen Köder her und saugen sich an dem Leder fest. Andere wiederum fangen sie mit Sieben, weil sie dieß für die geeignete Weise halten. Uebrigens ist es merkwürdig, daß diese Thiere, welche den Menschen bei so vielerlei Krankheiten helfen, selbst wiederum an so manchfaltigen Uebeln und Krankheiten leiden. Sie wachsen in den Plantagen erstaunlich langsam. Selbst in einem Zeitraume von fünf Jahren bemerkt man kaum eine Vergrößerung ihres Körpers. Weil sie im Winter vor Frost geschützt werden müssen, so werden sie im Herbste aus den Plantagen der Teiche herausgefangen und alsdann in Gefäßen in Keller gesetzt. In diesen Gefäßen legt man erst eine Schicht Thon, darauf die Blutegel, dann wieder eine Schicht Thonerde und so abwechselnd fort. Sie machen sich

Löcher und Gänge durch die Thonschichten und Flechen durch das Labyrinth hin. Uebrigens sagte man mir in mehren Gegenden Ungarns, daß sowohl die Zahl dieser Plantagen als auch überhaupt der ganze Blutegelhandel stark im Abnehmen begriffen sei.

Sowie von Ungarn und der Walachei, so geht auch von Polen aus ein großer Blutegelhandel durch ganz Europa. Berlin, Bremen, Hamburg und überhaupt der ganze Norden Deutschlands werden meistens mit polnischen Blutegeln versorgt. Die Polen legen die Blutegel ebenfalls in Säcke, hängen dann aber diese Säcke in Tonnen auf, welche oben Luft haben und zum Theil mit Wasser gefüllt sind. Auf diese Weise kommen die polnischen Blutegel nach Berlin, Hamburg und Bremen. Und von hier aus werden sie dann wieder weiter nach London geschickt, wo sie am allertheuersten sind; denn hier gelten sie oft vier, fünf und sechs Mal soviel als in Berlin, wo in den Apotheken das Stück zu drei Silbergroschen verkauft wird.

Hinter Teregowa passirten wir nun den ersten Schlüssel, einen tiefen, schmalen und waldigen Einschnitt, der sich eine halbe Stunde lang hin- und herwindet. Dann kommt man in das besagte weite Becken und darauf in den zweiten, den „Slatinaer Schlüssel," der dem ersten ganz gleich sieht. Er ist nur ein wenig weiter und gemächlicher. Die Walachen nennen diese Schlüssel „Pusláz." Dieß Wort, sowie das andere, das wir schon an der Donau kennen lernten, „Isláz"

(es giebt an der unteren walachischen Donau noch ein „Islaz") scheint auch ein Appellativum zu sein, wie „eisernes Thor," und bedeutet ungefähr soviel wie „Durchlaß" oder „Paß."

Hinter Slatina geht es nun fort in dem breiten Thale der Temes, das sich über Karansebes und Lugos hinaus immer mehr und mehr weitet, bis dann am Ende da, wo die Ebene sich vollkommen herausstellt, die gebietende Stadt Temeswar liegt.

Je weiter wir uns hinabsenkten, desto mehr ging hinter uns die Gegend der beiden Schlüssel in die Höhe, und eben das, wo wir nur Vertiefung, Thal und Einschnitt gesehen hatten, lag am Ende wie eine Mauer hinter uns, welche in einem Bogen vom hohen Muntje Sarko zum Muntje Semenik hinüberschweifte. Nur hier erst konnten wir die ganze Höhe dieser dacischen Berge ermessen, die wie mächtige Pforten zur Seite des großen, in die Ebene mündenden Amphitheaters dalagen. Da unsere Augen mehre Tage zwischen lauter Felsen genistet hatten, schweiften sie nun mit Entzücken über die schöne Fläche hin.

Es bietet dieses Amphitheater wieder eine Arena großer und gewaltiger Kämpfe, zu deren Deutung der Schlüssel in den besagten „Schlüsseln" zu finden ist. Denn diese Pässe zur Donau, zu den Tummelplätzen von Orsowa hin zu erkämpfen, lagerten in dieser Arena nicht nur die Oesterreicher unter dem Erzherzoge Franz von Toscana im Jahre 1738, und abermals im Jahre 1788 unter dem Kaiser Joseph den Türken gegen-

über, die sich durch die beiden Schlüssel in wilden Scharen in die Banater Ebene herab ergossen hatten, nicht nur die Ungarn unter Kinys, Hunyades und unzähligen anderen Helden hatten hier Kämpfe zu bestehen, sondern auch die Römer, die über die Trajanische Brücke und durch den Schlüssel kamen, fanden hier ohne Zweifel einen Theil, wo nicht die Hauptmacht der dacischen Völker zu bekämpfen. Man sieht auch von hier aus bereits den Muntje Mik und den Muntje Ruska, zwischen denen in der Mitte sich jener berühmte zweite Ausgang dieses Amphitheaters, das siebenbürgische „eiserne Thor" befindet, durch welches Trajan, nachdem er dem Decebalus ein entscheidendes Treffen geliefert, in das Herz von Dacien eindrang.

Die letzte furchtbare Türkenfluth, welche diese Gegend verwüstete, ihre Ortschaften in Staub und Asche legte und das flache Land entvölkerte, hatte im Jahre 1787 statt. Die Scenen aus dieser Verwüstung leben noch frisch im Andenken der Leute. Mein Wirth in Karansebes erzählte mir, wie er mit seinen Aeltern vor den Türken in das Innere geflohen sei und wie sie und alle die unzählbaren anderen Flüchtlinge dort auf der einen Seite mit Sehnsucht täglich den Kaiser Joseph und auf der anderen Seite mit Furcht und Zittern stündlich die Türken erwartet hätten, — wie sie dann nach Vertreibung der Türken zurückgekehrt seien, und wie sie den Bauplatz ihrer vom Boden wegrasirten Stadt kaum wiedergefunden hätten. Das Franziskanerkloster

sei das einzige Gebäude gewesen, welches noch aufrecht gestanden hätte. Der Leichnam des Klosterpriors habe vor dem Altare der Kirche gelegen, verfault und beinahe völlig verwest; denn es habe sich auch von den Siegern, die im Lager gestanden, Niemand um die Beerdigung der Leichen bekümmern können. Auch von der Türkenverwüstung im Jahre 1738, die um so schrecklicher war, da zugleich mit dem Feinde die Pest in das Land brach, und selbst in Pesth und Ofen 6000 Menschen in Folge dessen starben, hat man in Karansebes noch Traditionen in dem geschriebenen Tagebuche eines Franziskanermönchs. Derselbe war mit einem Trupp heimathlos gewordener Menschen in den ungarischen Steppen, in welche Viele auch der Pest wegen flohen, herumgezogen und hatte Tag für Tag aufgeschrieben, was ihnen begegnet war und was sie erduldet hatten.

Im Jahre 1787 und 1788, wie gesagt, war es das letzte Mal, und seitdem ruhen diese Gegenden in Frieden und preisen das Glück des Verfalls des osmanischen Reichs.

Hier in der Ebene war es nun um Mittag wieder sehr warm, ja schwül geworden, und Martin hielt bei jedem Brunnen still, um seine Pferde saufen zu lassen. Auch wir konnten unseren Durst so wenig löschen, wie griechisches Feuer. Gern hätten wir noch dazu einige von den schönen blauen Zwetschen gegessen, die uns bei jedem Dorfe aus den Bäumen entgegendämmerten. Die Walachen haben hier ganze große Plantagen von Zwetschen- oder — wie die Leute hier sagen — von „Zweschpenbäumen.“ Diese Bäume

waren dabei alle so mit Früchten beladen, daß die Flur geradezu von ihrer anmuthigen Farbe erblaute. Es war für uns aber diese Bläue nichts als eine vergebene und trügerische Fata Morgana; denn wir durften nichts davon genießen, weil Martin sagte, an diesem Obste hänge das Fieber. Da er selbst erst vor Kurzem vom Fieber genesen war, so machte er dazu ein so erbärmliches Gesicht, daß wir uns immer vor der lockenden Frucht wie vor Sirenengesang hüteten. Die schöne ungarische „Zweschpe" — man gewöhnt sich dieses Wort sehr leicht an, denn es liegt viel bequemer in den Lippen als unsere Zwetsche, — verlor übrigens für mich auch bald ihren Reiz, theils wegen der großen Massen, die es davon gab, theils aber auch deßwegen, weil wir hörten, daß alle diese Früchte nur des fatalen „Raki" (Branntweins) wegen, den man davon brenne, gezogen würden, — nicht aber um den trockenen Gaumen eines Wandersmanns zu erfrischen, oder um einem Gaste im zierlichen Körbchen von der hübschen Tochter des Hauses präsentirt zu werden, oder den Kindern zur Speise und Freude zu dienen.

In einem Dorfe Namens Petroschnitza hielt Martin wieder bei einem Brunnen an. Er fuhr, wie gewöhnlich, ohne Weiteres zum Wasser, spannte seine Pferde, indem er uns mit dem Wagen unter einem schattigen Baume stehen ließ, aus und ließ sie nach Herzenslust saufen. Es war sehr heiß, und meine Schaffelle und Tücher vom Morgen waren vollkommen überflüssig. Im Dorfe schien Alles im Nachmittagsschlafe versunken zu sein. Menschen ließen sich nicht sehen. Sie „nazten" gewiß

etwas auf ihren Teppichen. Auch die Kühe lagen auf den Gehöften und „nazten,“ das ganze Dorf schien zu „nazen,“ d. h. es war im Nachmittagsschlafe versunken. Nur die Gänse, die ewigen Capitolswächter, schrieen bei unserer Ankunft. Dicht bei unserem Wagen legten sich zwei Schweine nieder. Sie hatten, wie alle Schweine dieser Gegend, einen dicken langen Stock vor der Brust, der mit einem Stricke am Halse befestigt war. Dieser Querstock hindert sie daran, durch die Zäune der Gärten einzubrechen, was sie sonst gar zu gern thun. In allen diesen Gegenden war ich immer von mehr Thieren als Menschen umgeben; zum Theil kommt dieß auch daher, weil die Thiere gewöhnlich keinen Stall haben. Auch vor dem Fenster des Hauses, das nicht weit vom Brunnen stand, sah ich kein hübsches Mädchen sitzen, sondern ein Kätzchen, das sich bemühte, in der engen Mütze eines österreichischen Beamten sich einen behaglichen Sitz zu bereiten. Der knappen und engen Form dieser Mütze wegen waren aber alle seine Bestrebungen vergeblich. Desto besser aber schienen die Bestrebungen gewisser anderer kleinen Thierchen zu gelingen, die auf der Gartenseite des Hauses fleißig summten, der Bienen nämlich, denen die Walachen hier eine Reihe von Körben errichtet hatten. Diese Körbe haben eine ganz eigenthümliche Form. Sie sind aus Weidenruthen geflochten, cylinderartig und zugespitzt wie Zuckerhüte und rund umher mit Kuhmist verschmiert. Die Leute versichern, daß das Verfahren, sie mit Thon zu verschmieren, nicht so gut sei; die Bienen hätten den Kuhmist gern. Wahr-

scheinlich ist er deswegen besser, weil er poröser als der Thon ist und mithin die Ausdünstung der Bienen leichter durchläßt.

„Es wird gewiß noch heute ein Gewitter geben,“ sagte mein Jäger, als wir aus dem nazenden Dorfe weiter fuhren. Dieß wäre mir sehr unangenehm gewesen, und ich behauptete daher, „ich glaubte, daß es kein Gewitter geben würde.“ Der Jäger erwiderte, „ich möchte denn doch einmal nach dem Muntje Mik und Muntje Sarko sehen, wie schwer die schwarzen Wolken darauf herabhingen; auch blitze es ja schon hell und klar über den Gebirgen!“ — Aber, wie gesagt, es wäre mir höchst unangenehm gewesen, naß zu werden, und obgleich ich längst die wundervollen schwarzen Wolken, die rund herum überall an dem Rande unseres Amphitheaters hingen, gerade so, als spiegele sich das Bild der Gebirge noch einmal am Himmel ab, bewundert, und obgleich ich längst das Blinken der Blitze von den Seiten in meinen Augen wahrgenommen hatte, so fing ich doch mit meinem Jäger zu zanken an und blieb bei meiner Negation. Ich machte es wie gewisse Staatsmänner, die, wenn sie gewisse Anzeichen von gewissen Bewegungen nicht gern sehen, sie wegleugnen und eines anderen Weges blicken. Ich blickte beständig in den Sonnenschein vor uns und sprach ebenso viel vom schönen Sonnenschein, wie mein Jäger vom Regen, und die Sache endigte damit, daß wir am Abende ohne Sonnenschein und bis auf die Haut durchnäßt in Karansebes ankamen.

Karansebes und alte Münzen.

Das herrliche, imposante Gewitter, daß uns den Reisespaß ebenso gut erhöht, als in gewisser Hinsicht freilich verdorben hatte, schüttete sich jedoch so zeitig aus, daß ich noch denselben Abend meinen Brief dem würdigen Geistlichen überbringen konnte, dem ich empfohlen war. Ich fand ihn in einer Gartenlaube, sich mit seinen Blumen und Sträuchern der erquicklichen abgekühlten Atmosphäre freuend.

In einem Lande, wie dieser Theil der Militärgränze ist, — denn auch Karansebes liegt noch im Bezirke des walachisch-illyrischen Regiments, — kann es zwischen denen, welche die Wissenschaften lieben, nicht an interessanten Gesprächen fehlen. Denn da der Stoff hier so äußerst manchfaltig und dabei noch so wenig erörtert ist, da auch die, welche sich zu den Gebildeten oder Gelehrten zählen, hier rar sind, so werden zwei solche, wenn sie sich treffen, bald ein Herz und eine Seele, wie ich und mein Propst es wurden, als er

mich einlud, mit ihm den Abend in seiner Laube zu verbringen.

„Im Namen des Decebalus, im Namen des Nerva Trajan und des Herennius Mösius, treten Sie näher!" wenn er auch wirklich nicht so sprach, so klang es mir doch beinahe so, als wenn er so spräche.

Unsere Conversation drehte sich natürlich hauptsächlich um Trajan. Denn Alles, was hier nach ihm kam, waren mehr oder weniger Barbaren, und es wurde von ihnen mehr verwüstet als gestaltet. Die jetzigen neuen deutsch-ungarischen Zeiten ließen wir aber später freilich auch an die Reihe kommen.

Es ist bekannt, daß diese Gegenden zur Römer-Zeit zu der Provinz „Ufer-Dacien" (Dacia ripensis) gehörten. Trajan eroberte sie in der Schlacht am eisernen Thor, in welcher er den „Decebalus" vernichtete. Dieser Decebalus und seine Vorgänger „Dorpora," „Kotiso" u. s. w. müssen keine unbedeutenden Leute gewesen sein, da sie den beßten römischen Kaisern so viel zu schaffen machen konnten, — der Decebalus insbesondere, der sogar Gift nahm, weil er den Tod der Sklaverei vorzog. Gehört nicht schon ein ziemlich hoher Grad von Cultur dazu, um Männer von so edelmüthiger Gesinnung an die Spitze zu bringen, und ist nicht schon die Erfindung unendlich vieler politischer Einrichtungen nöthig, um einen so bedeutenden Staat, wie Decebalus ihn befehligte, denkbar zu halten? Und von der ganzen Einrichtung dieses Staates wissen wir gar nichts, sowie von seiner Geschichte nur sein Ende, und

über die Nationalität seiner Bewohner sind wir vollkommen in Zweifel. Wenn wir von allen den hunderttausend dacischen Worten, die ehemals von Millionen von Menschen gesprochen wurden, nur einige wenige Dutzend in reiner ursprünglicher Beschaffenheit hätten, so könnten wir manche Fragen vielleicht gleich entscheiden.

Auch des Lysimachus gedachten wir, der noch früher als die Römer hier gekriegt hatte. Ich weiß nicht, ob die Gegenden genau bekannt sind, in welchen er jenem dacischen Könige ein so unglückliches Treffen lieferte, daß er, der Herr von ganz Kleinasien und dem größten Theile der griechischen Halbinsel, Gefangener dieses Barbaren-Königs wurde. Es ist aber sehr wohl möglich, daß es die Gegend von Karansebes war; denn man findet noch diesen Augenblick hier sehr viele Lysimachische Münzen.

Ueberhaupt ist die Erde der Umgegend von Karansebes so reich an thracischen (Lysimachischen), griechischen, dyrrhachischen (dyrrhachische Münzen finden sich durch die ganze Donau-Gegend hin), römischen, byzantinischen Münzen (nach arabischen fragte ich sonderbarerweise überall vergebens, da sie doch sonst vom Handel bis an die Ostsee in Kurland und Livland, ja bis an das Nordmeer in Biarmien getragen worden sind), — so viel, sage ich, findet man hier von diesen Münzen, daß es nicht rühmlich ist für viele Gelehrten, daß der Habsucht wegen der Boden besser und sorgfältiger (rund

umher giebt es gute Eisen- und andere Bergwerke) durchsucht wird als der Wissenschaft wegen.

Um meine Behauptung von dem Reichthume dieser Gegenden zu erhärten, nur ein Factum, das sich ganz kurz vor meiner Anwesenheit zugetragen hatte, und das mir mein priesterlicher Freund erzählte. Vor vier Wochen wurde dem in Karansebes commandirenden Obersten angezeigt, man habe auf dem Felde ein frisch gegrabenes Loch gefunden und daneben mehre silberne Münzen in der aufgeworfenen Erde und im Grase umher entdeckt. Diese Münzen wurden gebracht und als römische erkannt. Es waren ihrer 95, lauter silberne. Man fand, daß in dem aufgegrabenen Loche ein Kasten gestanden haben mußte, dessen Form noch deutlich in der Erde ausgeprägt war, und man sah bestimmte Spuren, daß er mit Balken herausgehoben worden war. Es war offenbar eine Schatzgräberei gewesen, wie sie in hiesigen Gegenden nicht selten vorkommen. Die gefundenen Münzen zeigten, welcher Art wahrscheinlich die übrigen gewesen waren, und die große Anzahl derer, welche die Schatzgräber nur aus Nachlässigkeit auf der Erde zerstreut hatten, bewies, wie bedeutend der ganze Fund gewesen sein mußte. Es war eine ganze Kiste voll römischer Münzen. Nach dem besagten Erdloche, das man ausmaß, konnte diese Kiste, wenn sie, wie zu vermuthen, voll gewesen war, etwa 60 Okka's (anderthalb Centner) Münzen enthalten haben. Anderthalb Centner Münzen auf einem Brete! dabei muß einem Alterthumsfreunde der Mund wässern.

Aber man höre die traurige Geschichte nur weiter an, es wird ihm das Wasser auch noch in die Augen treten.

Man stellte nun natürlich Nachforschungen nach den Dieben an und war endlich so glücklich, einer verdächtigen Frau habhaft zu werden, deren Mann seit einiger Zeit verschwunden war. Diese gestand denn am Ende auch, daß ihr Mann und noch einige andere Leute den Schatz gehoben und sich zu Nutze gemacht hätten. Sie hätten die Absicht gehabt, alle Münzen einzuschmelzen und das Silber an Goldschmiede zu verkaufen. Einen Theil davon, nämlich etwa 70 Pfund, hätten sie auch wirklich schon „z'sammen g'schmulzen" — sage 70 Pfund kleine historische Documente, 70 Pfund Inschriften und Porträts von Trajan, Hadrian, Severus, Aurelius und anderen Kaisern, — 70 Pfund zierlicher, deutlich redender und gewissermaßen lebendiger Zeugen der Gestaltung der Dinge in so grauer Vorzeit. Wie höchst, höchst beklagenswerth! — Und doch ereignet sich dergleichen hier gar nicht selten. Die Mittel, die den Offizieren der Militärgränze von der Regierung bewilligt werden, sind nicht sehr bedeutend und müssen fast alle auf andere Dinge verwendet werden. Sie können daher, wenn sie, wie dieß oft der Fall ist, Liebhaberei für Alterthumskunde haben, in der Regel nichts dafür thun, daß jene Art von Schatzgräberei mehr von den Gebildeten als von habsüchtigen Dieben betrieben werde. Wie schön wäre es, wenn man von Wien aus dafür ebenso gut einen Fond etablirte, oder den bereits etwa vor-

handenen vergrößerte, wie man es für die Beförderung so vieler materiellen Interessen gethan hat. Man hat sich von der Militärgränze aus schon oft an die Directoren der Wiener Sammlungen gewendet. Aber auch diese haben nicht viel dafür bewilligen können.

Die meisten römischen Münzen, welche sich im Banate zeigen, sind aus der Zeit der genannten Kaiser. Doch findet man auch noch Münzen von den späteren Kaisern bis zum Ende des Reichs hinab, ja sogar von den oströmischen bis in's 6. Jahrhundert, von Constantin bis Justinian und Justin II., ein Zeichen, daß diese Provinzen noch lange mit den Römern im Verkehr blieben, selbst als sie ihrem Reiche nicht mehr für beständig einverleibt waren. Man sollte wohl denken, daß von den byzantinischen Kaisern bis auf den letzten hinab Münzen zu finden wären. Allein man hat mir gesagt, man fände solche Münzen nicht.

Mein geistlicher Freund war selber ein großer Alterthumsforscher und namentlich hatte er sich z. B. viele Mühe gegeben, alle noch vorhandenen Reste der berühmten sogenannten Avaren-Ringe aufzufinden. Dieser Ringe oder, wie die Deutschen sie nannten, „Hage" (Gehäge) sollen nach einer alten Tradition, die sich schon von den Geschichtsschreibern Karl's des Großen vererbt hat, 9 gewesen sein. Und auch mein Freund sprach wieder nur von 9 „Circulis." Es waren große, weit ausgedehnte Circumvallationen, die wahrscheinlich — nach Art der chinesischen Mauer — nicht blos einzelne Städte, sondern ganze Provinzen schützten. Die Avaren

hatten innerhalb dieser Ringe ihre Dörfer oder Lager und ihre Viehtriften. Von ihren Kriegern wurden die Ringe bewacht, und aus den Thoren derselben brachen sie zu Zeiten hervor, um zu rauben und zu plündern und dann die Schätze der benachbarten europäischen Länder hinter den Schanzen zu verbergen. Das Volk hatte auch seinen Namen von diesen Ringen, denn Var hieß in der Sprache der Hunnen und Avaren (sowie auch in der der jetzigen Ungarn) so viel als befestigter umzäunter Platz; Avaren bedeutet also so viel als die „Gehege-Bewohner." Der Hauptring der Avaren war bekanntlich im Centrum Ungarns, bei Ofen, zwischen der Donau und Theiß. In ihm residirte der „Kagan" (sollte dieses Wort nicht auch vielleicht nur ein deutsches und von „Hag" abzuleiten sein, der Hagan oder Kagan, d. h. der Gehege-Herr?). Karl der Große, der bekanntlich die avarische Nation vernichtete, zerstörte auch die meisten ihrer Ringe und nahm ihnen in einem Kriege, welcher seine armen fränkischen Soldaten reich machte, die Beute Europa's ab.

Das größte aller Werke aus dem Alterthume ist aber wieder ein Römerwerk. Es sind dieß ohne Zweifel die Bergwerke in den banatischen Gebirgen bei dem alten „Centum putea" (d. i. „die hundert Schachte"). Es sind hier viele höchst sehenswerther Stollen und Schachte in dem harten Fels ausgearbeitet, und zwar gewiß auf sehr mühevolle Weise. Wie die Russen ihr Sibirien haben, so hatten die Römer ihr Dacien, und wie in Rußland die härteste Strafe die ist, in die

Ural'schen und Nertschinskischen Bergwerke verurtheilt zu werden, so war es bei den Römern das Aergste, in Dacien „ad metalla damnari." Lauter arme „ad metalla damnati" haben unter der Leitung römischer Offiziere jene bewundernswürdigen Werke ausgeführt, welche die Vorläufer der jetzigen österreichischen (die Oesterreicher sind vielfach in die Fußstapfen der Römer getreten) Bergwerke im Banate sind.

Leider war es mir weder vergönnt, diese „hundert Schachte" der Römer zur Linken, noch auch die großen, in neuerer Zeit berühmt gewordenen Eisenwerke von Rußberg zur Rechten von Karansebes zu besichtigen. Diese letzteren großen Eisenwerke — ich erwähnte ihrer schon oben — waren sonst „ärarisch," d. h. sie wurden auf Rechnung der Regierung verwaltet. Da aber eine solche Verwaltung immer wenig ergiebig ist, — die Fahrlässigkeit, die Gleichgültigkeit und die Betrügerei der Beamten allen Nutzen hinderten, so wurden sie im Jahre 1826 an österreichische Privaten abgegeben. Seitdem wurde auf ein Mal der Eisenberg so ergiebig, daß nun die wichtigsten Eisenarbeiten für ganz Ungarn daraus hervorgehen. Die eisernen Brücken bei Mehadia, bei Lugos und anderen Orten kamen von hier, sowie eine Menge nützlicher Maschinen und Werkzeuge. Und die Eisenwerke von Rußberg nehmen jetzt in der österreichischen Monarchie eine sehr bedeutende Stellung ein.

Es giebt Bergwerke aller Art in den banatischen Gebirgen, welche nur eine Fortsetzung des an Metallen

so äußerst reichen siebenbürgischen Bergzuges sind. Es ist dabei nur höchst merkwürdig, daß die meisten und wichtigsten Werke erst aus dem Anfange dieses Jahrhunderts stammen, und daß hier also wahrscheinlich noch sehr viel zu thun und zu entdecken ist.

Goldwäschereien haben hier wie an anderen Gold führenden Flüssen Ungarns die Zigeuner. Auch hier ist es zum Gesetz gemacht, daß kein Zigeuner in der Militärgränze geduldet werden soll, der nicht wenigstens 3 Ducaten Goldes jährlich an das Bergamt zu einem bestimmten niedrigen Preise abliefert. Was sie über 3 Ducaten bringen, wird ihnen al pari bezahlt. Ihr Verfahren ist zum Theil dasselbe, welches wir schon oben angaben. Zum Theil ist es aber noch viel roher. Ein Augenzeuge schilderte mir es so: die Zigeuner schürfen, muthen oder probiren ebenso wie andere Bergleute an gewissen Stellen, an denen sie Gold vermuthen. Gewöhnlich holen sie es aus dem Sande der Flüsse, besonders dann, wenn diese angeschwollen sind und frisches Gerölle von oben herbeiführten, oder auch, wenn sie sehr ausgetrocknet sind und der Goldsand dann auf dem Boden gefunden wird, — aber sie graben auch darnach, weil es unter der Ackerkrume des Bodens auch goldhaltige Erdschichten, wahrscheinlich verlassener und bedeckter Flußbetten, giebt. Der Goldsucher hat oft weiter nichts als eine breite flache Schaufel in Händen, die muldenartig etwas vertieft und dann in die Quere mit kleineren Einschnitten gereift ist. In diese Schaufel bringen sie den

es außer den genannten auch noch sonst in jeder einigermaßen bedeutenden Stadt der Militärgränze. Es gilt das Gesagte auch von der siebenbürgischen Militär-Gränze. Auch unter den Szeklern sind die Normal-Schulen alle deutsch und mit deutschen oder doch in's Deutsche eingeweihten Lehrern besetzt.

Die Gebäude der Schulen in Karansebes, welche ich sah, waren nicht allein gut, sondern ganz vortrefflich zu nennen. Da gerade Ferien waren, so konnte ich keiner Lehrstunde beiwohnen, doch sah ich die schriftlichen Musterarbeiten der Schüler, welche dem Hofkriegsrathe in Wien eingeschickt werden sollten. Diese Arbeiten bestanden erstlich in „Schönschrift-Arbeiten," dann in „Dictando-Arbeiten" und endlich in „Aufsätzen" und mathematischen und militärischen Zeichnungen. Ich muß sagen, daß ich nicht glaube, daß die Illyrier, Walachen, Slavonier u. s. w. von selbst ebenso gut das Schreiben und Zeichnen gelernt hätten, als wie sie es hier unter Anleitung der Deutschen zu Stande gebracht hatten. Es ist hier und da mit Recht, wie es scheint, der Zweck, aus den Knaben nicht nur allgemein gebildete Menschen, sondern eben auch vor allen Dingen gebildete Gränz-Militärs zu machen. In dieser Beziehung waren die aufgegebenen Thema's der Aufsätze sehr zweckmäßig gewählt, als z. B. solche: „Bericht an den Hauptmann über eine stattgehabte Schwärzung," „Beschreibung eines durch ein Wildwasser angerichteten Schadens" ꝛc.

Die entworfenen Pläne und Karten waren ebenso

aus der nächsten Umgegend gegriffen, z. B. Zeichnungen benachbarter Berge, eine Uebersichts-Karte eines Theils der an der Gränze sich hinziehenden Patrouillenwege u. s. w.

Eine besondere Abtheilung der Oberschule bildet die mathematische, in welcher die ausgezeichneteren Schüler zu Unteroffizieren gebildet werden. Sie können auch zu Offizieren sich emporschwingen, wenn sie sich genug Bildung erwerben, ja sogar bis zu den obersten Stellen gelangen, und es giebt mehre geringe Walachen, denen dieß gelang. Da es überhaupt in der Militärgränze keinen privilegirten Adel giebt und da die adeligen Offiziere Oesterreichs sich wohl eben nicht sehr nach dem Dienste in der Militärgränze drängen, so ist vielleicht in dieser Abtheilung der österreichischen Armee mehr Freiheit und Gleichheit in der Concurrenz zu den obersten Offizier-Stellen als in irgend einer anderen. Ich stelle dieß indeß blos als eine Vermuthung, die ich wage, hin. In der mathematischen Abtheilung befanden sich im Jahre 1841 86 Schüler und in den anderen Abtheilungen 300. Wie diese Anzahl der Schüler, so haben sich auch die Schulen seit Hietzinger's Beschreibung der Militärgränze bedeutend vermehrt, — obgleich, wie man mir sagte, die Abneigung gegen die Schulen bei den Gränz-Nationen noch wenig vermindert ist. Im Ganzen müssen die Aeltern noch durchweg gezwungen werden, ihre Kinder für die Schulen herzugeben.

In dem Schulplane fiel mir als ein eigenthüm-

licher Unterrichtszweig auf die sogenannte „Belehrung der Kinder in den Pflichten der Unterthanen.“ Es waren in den unteren Classen dafür drei Stunden wöchentlich angesetzt. Wahrscheinlich mag dieß bei Nationen, die so wenig von der politischen Einrichtung des Staatsgebäudes wissen, und von denen doch eine so exacte Erfüllung der Pflichten verlangt wird, ein sehr heilsamer Unterrichts-Gegenstand sein. Uebrigens ist es eine bemerkenswerthe Erscheinung, die sich bei der Geschichte der Militärgränze schon mehre Male herausgestellt hat, daß die Gränzer die militärische Verwaltung ihres Landes lieber haben als eine „civile.“ Es wurden schon bei mehren Gelegenheiten Theile der Militärgränze unter Civil-Verwaltung gestellt. Sie sehnten sich dann nach der Militär-Administration zurück und petitionirten so lange, bis ihnen gewillfahrt wurde.

Lugos und walachische Tänze.

Nachdem ich noch einmal meinem geistlichen Freunde zum Abschied einen Besuch gemacht hatte, fuhr ich mit meinem Wirthe, der mir seine Equipage selbst lenkte, weiter auf der großen Straße nach Lugos (sprich Lugosch). Er hatte die zwei raschen schönen Pferde, die uns mit Windeseile entführten, für nicht mehr als 300 Fl. W. W., d. h. für etwa 15 Louisd'or gekauft, und ich glaube, daß man in keinem Theile Deutschlands zu solchem Preise so muntere und dabei schöne Renner haben kann. Der kleine Sohn meines Wirthes wurde auch mitgenommen, er war von seiner Mutter sauber gekämmt und sagte mir, was sein deutscher Vater nicht wußte, daß die Walachen das eiserne Thor, das uns zur Linken liegen blieb, „porta de fern“ nennen.

Dicht hinter Karansebes gewahrt man zur Rechten des neuen österreichischen Weges noch die Spuren der alten Römer-Chaussee, die zu jenem Engpasse hinführte. Sie ist jetzt zum Theil mit Erde und Rasen

überdeckt. Aber hier und da findet man nur wenige Zolle unter dem Rasen noch die schön behauenen römischen Steine in alter Ordnung liegen. An einigen Stellen aber haben die Bauern, welche darüber hinackerten, den Weg ganz zerstört. Mehre Trümmer von Brücken findet man noch an den Flüßchen, welche die Linie der Chaussee durchschneiden. Als der Erzherzog-Palatin vor einiger Zeit hier war, befuhr er einen Theil dieses alten Römerweges.

Von Karansebes bis an's eiserne Thor (etwa 5 Meilen) breitet sich ein eben solches Thalbecken hin, wie dasjenige ist, welches bis zu den gestern beschriebenen Schlüsseln ansteigt. Vom Muntje Mik auf der einen und dem Muntje Ruska auf der anderen Seite ist dieses Becken umstellt, und zwischen beiden Bergen läuft im Bogen ein Bergriegel auf ähnliche Weise herum wie bei jenen Schlüsseln. Doch ist dieser Bergriegel blos von einem vielleicht auf vulkanischem Wege entstandenen Einschnitte oder Sattel, nicht aber von einem Flusse durchbrochen. Jenseits dieses Einschnittes in Siebenbürgen liegt das berühmte Hatzeger Thal, in dessen Mitte jetzt die Stadt Hatzeg sich befindet, und wo sich ehemals des großen Königs Decebalus stolze (?) Capitale erhob, welche Trajan zerstörte und mit seiner blühenden Colonie „Ulpia Trajani Augusta, Colonia Metropolis“ remplacirte.

Diese Gegend ist der klassische Herzpunct des alten sowohl als des römischen Daciens und das Gefilde, auf welchem sich die Gedanken und Träume der wa-

lachischen Patrioten noch oft ergehen, denn man darf sich nicht einbilden, daß etwa die walachische Nation so herabgedrückt, so vergessen ihrer ehemaligen Größe sei, daß sie nicht noch oft mit Wärme des alten römisch-dacischen Colonieen-Staates gedächte. Es ist sogar, wie ich aus guter Quelle weiß, in Bucharest ernstlich davon die Rede gewesen, ob nicht ein Wiederaufleben des Königreichs des Decebalus möglich wäre. Wenn es jetzt schon da wäre, dieses Reich, so wäre es schon gut, und die Walachen, die nicht nur den Gegner des Trajan, den König Decebalus, sondern auch den großen römischen Kaiser Aurelianus, sowie auch den römischen Kaiser Galerius*), zwei tüchtige Soldaten zu ihren Landsleuten rechnen, ja die sogar auch Ungarn mit seinem tapfersten, edelmüthigsten und berühmtesten Könige, dem Matthias Corvinus (sein Vater Johann Hunyades war ein Walache) und mit seinem größten Türkenfresser, Paul Kinys, Grafen von Temeswar, beschenkten, würden ja wohl im Stande sein, große Männer zu produciren, welche ein so großes Reich regieren könnten. Allein wer könnte den blutigen Weg nur ansehen, auf welchem ein solches Reich zum Dasein gelangen müßte? Die Ungarn, die Deutschen, die Türken, die Russen würden alle auf gleiche Weise dagegen sein, die Türken indeß wohl am wenigsten.

Von Sarmizegethusa oder Ulpia Trajani aus ging eine Kette römischer Colonieen durch ganz Siebenbür-

*) Beide Kaiser waren geborene Dakoromanen.

gen weit nach Norden bis zu den Quellen der Theiß hin, wo die letzte Paralissum Colonia hieß. Noch in diesem Augenblicke liegen die großen siebenbürgischen Städte Karlsburg und Klausenburg in dieser Kette. Zwischen dieser dacischen Colonieenkette und jener pannonischen an der Donau hin bis Carnuntum blieb das ganze mitten innen liegende Land, das 50 Meilen breite, flache Centralungarn, leer von römischen Colonieen. Im Grunde genommen, wenn man, wie man dieß mit Recht thun kann, die Deutschen in Bezug auf Colonieen-Anlegung, Städtebau und Communen-Begründung in diesen Gegenden als Nachfolger der Römer betrachtet, ist es noch jetzt so. Denn zwischen der östlichen Kette deutscher Städte-Communen Hermannstadt, Karlsburg und Klausenburg in Siebenbürgen und der westlichen vorzugsweise deutschen Donaustädte Ofen, Pest, Raab &c. fallen in die Mitte nur die ungarischen Viehtriften und die vorzugsweise magyarischen Städte: Szegedin, Debretzin &c.

Als wir nun bei dem Anfange der ganzen Colonieenkette vorüberkreuzten, gedachten wir der Sorgen Trajan's, und ich muß gestehen, wenn ich mir die ungeheuere Ausdehnung, die das römische Reich damals hatte, lebhaft vergegenwärtigte, so begreife ich nicht, wie dieser große Mann in diesem versteckten Winkel seines Reiches so, ich möchte fast sagen, leichtsinnig kriegen konnte. Wenn er der Provinz Spanien, der Provinz Gallien, Britanniens gedachte, oder wenn er an den Euphrat und an den Tigris, an die Parther in Asien, oder an Aegypten und Afrika und an das Cap Nun (denn so weit gingen ja die römischen Be-

sitzungen) sich erinnerte und sich vorstellte, was da wohl geschehen, was dort gegen ihn unternommen werden möchte, so muß man staunen, wie ein Mann die Last so riesengroßer Sorgen tragen und muthig in diesen kleinen Thälern, in diesen engen Pässen und Schlüsseln sich herumschlagen konnte. In dem Mittelpuncte seines Reiches, von allen Gefahren auf der Stelle benachrichtigt, nach allen Seiten seine Diener sendend, so nur kann ich mir ein so großes Staatsoberhaupt deutlich vorstellen.

Der österreichische Militärposten störte mich in der weiteren Verfolgung dieser Ideeen. Er fragte nach meinem Paß und gab mir einen Verweis, daß ich ihn nicht hätte in Karansebes visiren lassen. In der ganzen Militärgränze ist das Paßwesen nämlich sehr regulirt, und man muß hier überall visiren lassen, was man in Ungarn nicht nöthig hat. Die gelbe und schwarze österreichische Farbe sieht man hier zum letzten Male. Oesterreich hört auf, und Ungarn, dessen Krone der Kaiser von Oesterreich trägt, beginnt, und damit hören denn auch die Vortheile der Ordnung und der Regelmäßigkeit, wie sie in Oesterreich herrscht, auf, und es beginnen freilich viele Vortheile der ungarischen Freiheit, aber auch viele Nachtheile der Art und Weise der Handhabung dieser Freiheit sich zu entwickeln.

Sonst war dieß nicht so, vielmehr wurde gleich zu Anfang nach seiner Eroberung das ganze Banat einer militärischen Verwaltung, ganz ähnlich der der Militärgränze, unterworfen. Diese Verwaltung organisirten der Prinz Eugen und der General Mercy. Das ganze

eroberte Land, das zum Theil sehr entvölkert war, wurde mehr oder weniger als für das Haus Oesterreich erworbenes Eigenthum angesehen (weshalb auch noch in diesem Augenblick die Krone Ungarn nirgends mehr Kameralgüter hat als im Banate). Viele Deutsche, Spanier und Italiener wurden berufen, das Land zu bevölkern (ebenso wie auch die Römer unter Trajan aus Italien, Spanien und anderen Ländern schon einmal viele Colonieen hierher geführt hatten). Sie belehnte man mit Ländereien und schenkte verdienten Generalen ebenfalls Güter, verkaufte auch dergleichen zu billigen Preisen. Deutsche und serbische Stadt-Magistrate wurden in den zu Städten erhobenen Ortschaften eingesetzt, und diese erbauten sich Rathhäuser, sowie für die Soldaten überall Kasernen errichtet wurden. Mehre Canäle für Schifffahrt und zur Austrocknung der Sümpfe wurden gegraben, zu wiederholten Malen serbische, bulgarische und deutsche Colonisten in's Land gezogen. Es wurde dann das Ganze mappirt, katastrirt, allen Dörfern das Ihre genau ausgemessen. Der ganzen Verwaltung stand ein sogenannter „Präsident" vor, und übrigens war das Land nach deutscher Weise in Kreise getheilt, deren jeder einen Kreishauptmann an der Spitze hatte. Alles dieß geschah nach und nach in einem Zeitraum von ungefähr 60 Jahren, und die Leute im Banat nennen diese Periode die Zeit der „deutschen Verwaltung."

Den Ungarn aber schien diese deutsche Verwaltung eine Verletzung ihres alten Besitzrechtes an diesen

Gegenden zwischen der Maros, Theiß und Donau, welche die österreichischen Kaiser nicht als solche, sondern als Könige von Ungarn und nicht für sich neu-erobert, sondern für die ungarische Krone zurückerobert hätten. Sie lagen daher der Kaiserin Maria Theresia schon lange an, das Banat wieder mit dem Königreiche Ungarn zu vereinen und dort wie im übrigen Ungarn die Verwaltung der Gespanschaften und die Theilnahme dieser Gespanschaften an den ungarischen Reichstagen einzuführen. Gegen das Ende der Regierung dieser Kaiserin erlangten sie auch dieß Zugeständniß. Die deutsche Verwaltung, welche das Banat allein zu dem gemacht hatte, was es geworden ist, die fruchtbarste und eine der bevölkertsten Provinzen Ungarns, hörte auf, der Präsident dankte ab (das Präsidentenhaus steht noch in Temeswar), und die Ungarn nahmen Besitz vom Banat und theilten es nach alter, vortürkischer Weise in drei Comitate, das Temescher, Krassover und Torontaler. Aus jener deutschen Zeit aber stammen hauptsächlich die vielen deutschen Colonieen im Banat; daher kommt es, daß Temeswar mehr als irgend eine Stadt im ganzen östlichen Ungarn noch jetzt deutsch ist (ich erinnere dabei wieder daran, daß es auch ehemals, als Tibiscum, eine ebenso bedeutende römische Colonie enthielt), und daher schreibt sich endlich auch noch die Anhänglichkeit dieser Deutschen in Temeswar und im ganzen Banate an jene alte deutsche Verwaltung her, welche das Land neu constituirte, und unter welcher sich wohl entschieden die Bauern und Bürger wohler

befanden als unter der jetzigen Adelsherrschaft, die den Bürger und Bauer weniger achtet, als es die österreichischen Präsidenten, welche von Mercy an fast lauter Deutsche oder doch wenigstens Nicht-Ungarn waren, so Engelshofen, Baron Lutzen, Fochtern, Graf Thierheimb, Villars, Clary und die Administrationsräthe Hildebrand, Knoll, Laff, Neumann rc. rc.

In der Militärgränze, wo der österreichische Kaiser allein der Grundeigenthümer ist (er hat das Obereigenthum aller liegenden Güter), wo aller sonstige Grundbesitz nur Militärlehn ist, und wo ein Offizier außer einem Obst- und Gemüsegärtchen nichts besitzen, ja nicht einmal ein größeres Grundstück in Pacht nehmen darf, giebt es keine Spur von grundbesitzendem Adel. Sowie man aber die ungarische Gränze überschreitet, hört und sieht man überall gleich die „Grundherren" und ihre Herrschaften.

Es ist vielleicht der Adel keiner europäischen Provinz so wunderlich zusammengesetzt wie der der drei banatischen Comitate. Ich will nur einige seiner Elemente bezeichnen. Zuerst giebt es allerdings unter ihnen mehre der edelsten ungarischen Geschlechter, als z. B. Bathyany's, Szapari's rc. Ebenso sind auch hier viele deutsche adelige Familien besitzlich geworden, doch bilden sie die Minderzahl, und namentlich giebt es der ächten magyarischen Familien-Stämme, welche fast alle unter der türkischen Herrschaft erloschen oder vertrieben wurden, weniger als in irgend einem

en Theile des Königreichs. Ebenso auch hat man
e Geschlechter walachischen Ursprungs, z. B. die
ika's, doch sind diese in der Regel schon seit al-
Zeiten magyarisirt. Obgleich sich über eine Million
achen in Ungarn und Siebenbürgen befinden, und
in einem Theile des Landes, der als ihr uraltes
mmland zu betrachten ist, so giebt es hier doch
walachischen Bojaren, wie in der Walachei, Mol-
Bukowina und Bessarabien. Ich glaube, daß die
edlen walachischen Geschlechter alle im Laufe der
entweder ausgestorben sind, oder sich zu Magyaren
bildet haben.

Der Hauptstamm des banatischen Adels ist ein
völlig neugeschaffener, es sind meistens Serbier und
zum Theil auch Armenier. Diese letzteren, die Arme-
nier, sind die großen Viehzüchter, sowohl in diesen Ge-
genden Ungarns als auch in den im Norden der Ma-
ros liegenden Comitaten. Sie werden häufig sehr reich
bei diesem Geschäfte, und da in keinem Lande der
Adel leichter zu erwerben ist als in Ungarn, wo er
zugleich auch mehr Prärogativen gewährt als in irgend
einem anderen Lande, so kaufen sich solche Herren dann
sehr gewöhnlich im Banate an und gehören dadurch
zum Adel.

Ganz etwas Aehnliches ist es mit den Serbiern,
auch unter ihnen sind viele, die durch Viehhandel
und andere Geschäfte außerordentliche Reichthümer er-
werben, und sie pflegen sich jetzt seit langen Zeiten
schon in dem Banate, welches durch die vielen serbi-

schen Auswanderungen und Niederlassungen ein halbes Neuserbien geworden ist, anzukaufen. Diese so entstandene Classe serbischer Edelleute bildet entschieden die Mehrzahl im banatischen Adel, und ihre Hauptstadt ist Temeswar. Auch der Fürst Milosch wollte sich nach dieser unter den auf österreichische Seite übergetretenen Serbiern herrschenden Sitte im Banate ankaufen, was ihm aber bekanntlich nicht gestattet wurde. Diese Serbier sind griechische Slaven, weshalb auch in ihren Zirkeln in Temeswar über den Sturz von Warschau keine große Betrübniß herrschte.

Mein heutiger Kutscher dachte über die banatischen Fieber anders als der gestrige, welcher sie dem Obstessen zuschrieb. Er sagte, dieß wäre Vorurtheil, die Fieber kämen von dem eigenthümlichen Wasser des Banats her, vor Obst brauche man sich gar nicht zu hüten. Er legte mir daher ohne Weiteres einen großen Zweig mit schönen Zwetschen vor, die so dick waren wie Hühnereier. Ich hielt diesen Zweig in der Hand und dachte eben daran, wie Huysum oder Kupp ihn wohl gemalt haben würden, als mein Kutscher wieder von Raki zu sprechen anfing, worüber der ganze Zwetschenzweig mir zuwider ward. Jenes feurige Gift weiß der Mensch im Schönsten und im Nützlichsten zu finden, hier findet er es in den Zwetschen, in Preußen in den Kartoffeln, in Schweden im Korn, in Frankreich in den Trauben, in Ostindien im Reis, bei den Kalmücken sogar in der Milch, dem scheinbar unschuldigsten Stoffe von der Welt.

Von den Deutschen im Banate hörte und sah ich ebenso viel Gutes als von denen in der Batschka. Sie bauen z. B. den besten Taback, eine Pflanze, die sehr gepflegt sein will. Das Land, in dem sie steht, muß gut gepflügt werden, die Blätter müssen bei'm Trocknen sowohl vor dem Regen als auch von der oft zu starken und zu heftig trocknenden banatischen Sonne geschützt werden. Alle diese und andere Pflege lassen die Deutschen dem Taback mehr angedeihen als die Walachen. Die Walachen halten am meisten auf ihre „Kukurusitsche“, d. h. auf ihre Maisfelder, denn der Kukuruz ist ihr Ein und ihr Alles. Die Aufspeicherung dieser vielgebauten Frucht hat hier eigenthümliche und, wie es scheint, sehr zweckmäßige Wirthschaftsgebäude hervorgerufen. Diese Gebäude, die man bei jeder walachischen Wohnung stehen sieht, und die auch bei den größeren gutsherrlichen Wirthschaften immer einen großen Theil der Baulichkeiten einnehmen, heißen: „Kukuruzkora“ und sind folgendermaßen eingerichtet.

Es sind bei den Bauern auf vier Pfählen etwas über den Boden erhabene und unter Dach gebrachte Scheunen, äußerst schmal (5 bis 6 Fuß breit) und ungemein lang (30, 40 bis 100 und 200 Fuß, je nach dem Reichthum des Besitzers). Sie sind über dem Boden erhaben, um Feuchtigkeit abzuhalten, und von Flechtwerk, damit die Luft durchziehen und die Sonne darauf einwirken kann. Aus derselben Ursache auch sind sie schmal und lang; denn in einem runden oder breiten Gebäude würden die frischen Körner der Kolben leicht

sticken. Diese Gebäude gleichen also in der Art und in dem Zweck ihrer Construction den Gradir-Mauern bei unseren Salinenwerken.

Auf den Edelhöfen sind die Kukuruzkora's solider aus lauter schmalen Latten mit Zwischenräumen errichtet, und sie stellen sich hier oft von außerordentlicher Länge dar. Die Maiskörner dürfen nicht gleich, so wie sie reif vom Acker geärntet sind, wie anderes Getreide gedroschen werden, sondern sie müssen in dem Kolben selbst erst völlig austrocknen und nachreifen. Dieß thun sie in den Kora's, in denen sie oft den halben oder ganzen Winter, wie in einem Kasten übereinander gepackt, liegen bleiben, bis man sie dann im Frühling erst ausstampft. Mir scheint es, daß man in allen unseren maisbauenden Gegenden die Construction dieser nützlichen Bauten nicht kennt.

Walachaner Schweine, Walachaner Ochsen, Walachaner Büffel, Walachaner Schafe, die beiden ersten in großen Heerden, die letzteren in kleineren Partieen, waren auf dem ganzen Wege bis Lugos hin unsere regelmäßige Gesellschaft. Gewöhnlich waren bei jeder Heerde ein paar grausam und wild aussehende, aber gewiß unter Umständen ganz gutmüthige Walachaner Menschen als Treiber und zuweilen außerdem noch ein paar Serbier zu Pferde, die Besitzer der Heerde selbst, oder ihre Commissionäre, meistens jeder mit zwei bis drei Pistolen und einem Jatagan bewaffnet. Bei einigen dieser Heerden vernahm ich das Geläute einer Glocke, das lauter schöne Gedanken an die Schweizer-Alpen in mir auf-

steigen ließ, jedoch nur so lange, bis ich den Träger der Glocke zu sehen bekam, welcher gewöhnlich keine behagliche, mit Blumenkränzen geschmückte Alpenkuh, sondern ein großes, grunzendes Mutterschwein war, dem die übrige Heerde von Grunzern folgte. Außer dieser Glocke müssen die Walachaner aber auch sonst noch allerlei Kunststücke anwenden, um ihre Heerde in beständigem, willigen Marschir-Humor zu erhalten, — der vorangehende Treiber lockt, trillert, schreit, zwitschert, pfeift und ermuntert beständig. Die Schweine mögen sich daran gewöhnt haben, und es mag wohl ohne dieß Hallo nicht von Statten gehen. Vielleicht denken sich die Hirten aber auch dergleichen nur aus, um sich selber damit zu amüsiren. Wie unzählig viele „Rostbrateln" und „Schweinscoteletten" ließ ich hier nicht am Wege, derentwegen man noch einmal in Pesth oder Wien den Wirth beloben und sagen wird: „Ah, Ihr Fleisch ist ausgezeichnet, Herr Wirth!" wie unzählig viele andere, derentwegen man dem Kellner ein schiefes Gesicht machen und rufen wird: „Kellner, nehmen's aweck, 's isch so hart, das Rostbratl, man verbeißt sich die Zähne schier drauf!"

Eine dieser Heerden hatte hier kürzlich den Rußberger Eisenherren einen argen Streich gespielt. Sie hatte die ganze schöne Lugoscher Eisenbrücke zusammengerissen, die wir nun jämmerlich zerbrochen im Flusse liegen sahen und neben der wir durch's Wasser passiren mußten. Dieß war so zugegangen. Eine Heerde scheuer Büffel war eben im Begriff, diese Brücke langsam zu überschreiten, und einige von ihnen waren bereits auf

dem jenseitigen Ufer angekommen, als ein kleines Hündchen vor ihnen aufsprang und sie anbellte. Die Vordermänner wichen scheu vor dem Hunde zurück, und dieser folgte bellend nach. Die Vordermänner drängten auf die Hintermänner. Durch das entstehende Getrampel auf der Brücke mochten sie alle noch wirscher werden, und kurz, die ganze Heerde kam in der Mitte der Brücke in einem wilden Gedränge und verwickelten Knoten zusammen, den die Hirten nicht schnell genug lösen konnten. Die Last wurde der Brücke zu groß, sie brach, sank, und alles todte Eisen und all die lebendigen Büffel polterten mitsammen in den Fluß hinab. Da sah man recht, auf wie außerordentliche Fälle man bei allen Werken und Unternehmungen im Leben gefaßt sein muß. Mehre Büffel wurden bei dieser Gelegenheit erschlagen, andere so schlimm zugerichtet, daß man sie schlachten mußte, und Lugos und die Umgegend hatte in diesen Tagen sehr billigen Büffelbraten auf der Tafel. Einige behaupten, die Brücke sei falsch construirt gewesen, und dieß trage die Schuld des unerfreulichen Ereignisses — Andere sagten, das Comitat, von welchem das Holz geliefert worden, habe schlechte, feuchte und bald verfaulte Balken gegeben und müsse die Zeche bezahlen — wieder Andere wollten den armen Büffelhirten zu Leibe, die ihr Vieh geschickter hätten treiben sollen — und Etliche suchten den Besitzer des Hundes zu entdecken, der die nächste Veranlassung gegeben. Ich möchte wohl wissen, wie dieser gordische Knoten von Proceß noch entschieden wurde.

Bei Lugos ziehen sich einzelne kleine Bergzweige in die Ebene hinab und verlaufen sich ganz allmählig in derselben, in äußerst unmerklichen Abstufungen immer nur ein Weniges niedriger werdend, bis sie endlich völlig mit der Fläche verschmelzen. Uebrigens zieht sich in einem größeren Bogen noch ein Hauptast der siebenbürgischen Alpen weit um die Stadt herum und läuft dann erst im Norden von Temeswar zwischen der Temes und der Maros ebenfalls äußerst allmählig, von hohen Bergen zu niedrigen, von Bergen zu Hügeln, von Hügeln zu Dünen, von Dünen zu noch unmerkliche- ren runden Buckeln und endlich zu völlig egalen Flächen absteigend.

In dem Wirthshause von Lugos kam uns kein Kellner entgegen — wir mußten lange pochen, stampfen und schelten, bis sich Jemand zeigte, der uns bewillkommnen wollte, — die Thüren der Zimmer waren mit doppelten Schlössern verrammelt, wie wir es bei unserem ersten Eintritt in Ungarn in Eisenstadt fanden. Es war uns dieß in der Militärgränze nirgends vorgekommen. Wir hatten dort vielmehr überall gute Bedienung, reinliche Wirthshäuser und treffliche Speisen gefunden. Es müßte wunderlich zugegangen sein, wenn das ein bloßer Zufall gewesen wäre.

Lugös theilt sich in Deutsch-Lugos und in Wa- lachisch-Lugos. Dieß ist hier im Banat mit mehren Orten der Fall. Ja ich werde später noch Gelegenheit haben, zu zeigen, daß auch viele Dörfer so eingerichtet sind, daß auf der einen Seite der Straße

Deutsche, auf der anderen Walachen oder Serben wohnen. Eine der verbreitetsten Familien in Lugos ist die Familie „Deutsch.“ Ich sah diesen Namen häufiger als irgend einen anderen.

Ich sollte eigentlich von Lugos nichts als nur Schönes und Gutes sagen; denn ich fand hier so liebenswerthe und so sehr von mir verehrte Menschen, mit denen es mir vergönnt ward so äußerst angenehme Stunden zu verleben. Doch glaube ich, daß diese einen Fremdling so freundlich willkommen heißenden Menschen Lugos selbst, wenn auch gerade nicht für einen verächtlichen, doch auch eben nicht für den reizendsten und lieblichsten Aufenthalt halten, den sich ein Mensch wünschen könnte, und in dieser Voraussetzung thue ich meinem Urtheile keinen Zwang an.

Mich weckte am anderen Morgen in Lugos das Kettengeklirr von Verbrechern, ein unleidlicher Klang, der aber in den ungarischen Comitatsstädten ein sehr gewöhnlicher ist. Die Verbrecher werden in diesen Städten nämlich theils zu allerlei Arbeiten für die Comitatsbeamten verwandt, theils ist es ihnen auch erlaubt, aber nie ohne ihre Ketten, in die Privathäuser zu gehen und sich durch Arbeit einige Pfennige zu verdienen. Sie klirren daher überall auf den Straßen herum, und ich sah sie selbst Abends ohne Aufsicht ihre Ketten schleppen. Ich verstehe keine Sylbe davon, warum man nicht in Ungarn eine andere und bessere Gefängniß-Ordnung einführt, als diese ist, welche fortwährend mit Ketten be-

lastete Räuber und Banditen in die Gesellschaft ehrlicher Leute führt.

Durch dieses Kettengeklirr wurde ich am folgenden Morgen, wie gesagt, geweckt. Es war ein Sonntag, und ich besuchte die verschiedenen Kirchen des Orts, die katholische und griechische. Die letztere nennt man hier die „illyrische" Kirche. Das Wort „illyrisch" scheint dem Reisenden in diesen Gegenden ein wahres Chamäleon zu sein, eine höchst schwankende, unbestimmte und unsichere Benennung; denn es werden unter dem Namen „Illyrier," den sich alle, als einen berühmten und edlen Volksnamen, gern gefallen lassen und soviel als möglich zueignen, während sie zugleich die Benennung Raizen und andere Spottnamen ungern hören, nicht nur die Bewohner eines gewissen Landes (des alten römischen Illyricums) verstanden. Der Name geht jetzt vielmehr weit über die Gränze dieser Provinz hinaus. Auch nicht blos die Glieder eines gewissen Volksstammes werden mit diesem Namen bezeichnet; denn die Walachen, die auch zur illyrischen Kirche gehören, haben nichts mit den Slaven zu thun. Auch werden endlich darunter nicht durchweg die Mitglieder einer und derselben Kirche verstanden, denn die Kroaten nennen sich vor allen Dingen Illyrier und sind ächte Katholiken, während die illyrischen Serbier der griechischen Kirche angehören. Der Name Illyrier ist also weder eine genetische, noch eine geographische, noch eine Religions-Partei-Benennung. Ich habe mich bemüht, darüber in's Klare zu kommen, und mir scheint Folgendes das Richtige.

Der Name Illyrier ist nie ganz außer Gebrauch

gekommen. In Oesterreich hat man damit von jeher mehr eine Kirchenpartei bezeichnet, und zwar die griechische. Und in dieser Beziehung hat man von der illyrischen Kirche gesprochen und auch von den illyrischen Nationen, worunter man alle diejenigen verstanden, die im Südosten der österreichischen Monarchie der griechischen Kirche zugethan sind, mögen sie Serbier, Walachen oder Slavonier sein. Seit langer Zeit bestand daher auch in Wien eine eigene Hofkanzlei „in Illyricis“ (in Angelegenheiten der griechischen Kirche). Ebenso nannte man auch die Versammlungen der walachischen, serbischen und slavonischen Deputirten zur Wahl eines neuen Erzbischofs oder Metropoliten den „illyrischen National-Congreß.“ In neuerer Zeit aber, besonders seit Napoleon wieder ein illyrisches Königreich aufleben ließ, ist der edle Name „Illyrier“ in noch größere Achtung und Mode gekommen, und jetzt will man dem Worte blos eine genetische Bedeutung unterlegen und den ganzen südöstlichen Stamm der Slaven, wie wir schon oben näher ausführten, so nennen, und in diesem Sinne gehören dann die Walachen nicht dazu.

In der illyrischen Kirche fand ich ein paar Plaschtschen in prächtiger Kleidung, viele walachische Männer festtäglich angethan und mit frommen ehrfurchtsvollen Mienen. Die Einrichtung der Kirche, das Ikonostas, die Art sich zu bekreuzen, die Bilder zu küssen, das „Gospodi pomilui,“ der ganze Hergang der Messe, das Aeußere der Priester, dieß Alles war ganz ebenso wie in den griechisch-russischen und wie über-

haupt in allen griechischen Kirchen. Einige Verschiedenheiten fielen mir aber doch auf. Die Melodieen der Gesänge schienen etwas anders zu sein. Auch ging der Priester während des Gottesdienstes durch die mittleren königlichen Pforten des Ikonostases aus und ein, was er in Rußland für gewöhnlich nicht thut. Dann bemerkte ich nicht, daß die Leute auf die Erde niederfielen und mit der Stirne den Boden schlugen. Besonders auffallend aber war es mir, so ungleich viel mehr Männer als Frauen in der Kirche zu finden.

In der katholischen Kirche, die ich darnach besuchte, war dieß umgekehrt. Ich glaube, daß durchweg in der ganzen griechischen Kirche die Männer mehr an dem Gottesdienste Theil nehmen als die Frauen. In der griechischen Kirche standen die Männer alle vorne an und bildeten die mittlere Masse der Versammlung; die Frauen aber waren mehr hinten zerstreut. Auch dieß war umgekehrt in den meisten ungarischen katholischen Kirchen, die ich sah, in denen immer die Frauen vorn und in der Mitte in Masse zusammensaßen, während die Männer hinten an den Mauern, vor den Thüren und in den Gängen vertheilt waren. Auch diese Gruppirung des Publicums in den verschiedenen Kirchen hängt gewiß mit dem Charakter beider zusammen. Die griechische Kirche ist eine Männerreligion, die katholische, welche die Mutter Maria so hoch stellte, hat weit mehr dem tiefreligiösen Sinne, der in dem Wesen des Weibes liegt, gehuldigt. Daher giebt es in der katholischen auch weit mehr heilig gesprochene Frauen als in der griechischen, im Ganzen, glaube ich,

wenigstens drei Mal so viel. Auch Nonnenklöster giebt es deshalb bei den Katholiken mehr als bei den Griechen. Es bezeichnet dieß außerordentlich stark den gewaltigen Unterschied des Geistes, der in beiden Kirchen waltet.

Die illyrische oder griechische Kirche ist in diesen Gegenden, wie in der östlichen Militärgränze, noch immer die entschieden herrschende. Denn es kommen in der Krassoer Gespanschaft, zu welcher Lugos gehört, auf 156,000 Griechen 15,000 Katholiken und nur 80 Protestanten. Dieß Verhältniß ändert sich in der Linie, in welcher wir gegen die Theiß hin vorschreiten, bedeutend. Der Griechen werden immer weniger, der Katholiken und Protestanten mehr, wie sich dieß aus folgender Uebersicht der von Osten nach Westen hin bis zur Theiß neben einander liegenden Comitate zeigt.

Das Verhältniß der drei verschiedenen Kirchen-Parteien stellt sich so:

In der Krassoer Gespanschaft kommen auf 1000 Gr. 100 K. 1 Pr.
In der Temeser — — 1000 " 300 " 20 "
In der Torenthaler — — 1000 " 500 " 60 "
In der Tschengrader oder
Szegebiner Gespanschaft — 1000 Gr. 30000 K. 11000 P.

Man kann noch mehre solche interessante Linien durch Ungarn verfolgen und zwar so: Es läßt sich dieses Land als ein Viereck mit vier Zipfeln auffassen. Der südliche Zipfel, in dem wir uns befinden, der Zipfel der Walachen und Serbier, ist der Sitz der orientalischen Kirche, — die nordöstliche Partie, der alte Wohnplatz der Magyaren, hat den Kern der reformirten

Bevölkerung, — in dem nordwestlichen Ende, dem Lande der Slowaken, befinden sich die meisten Lutheraner — und in dem südwestlichen Viertel, im Gebiete der Kroaten, herrscht der reinste Katholicismus.

Auf den Linien, welche alle die extremen Endpuncte mit einander verbinden, läßt sich ein allmähliges Aufsteigen der einen, sowie eine fortschreitende Abnahme der anderen Kirche nachweisen.

Beispielsweise wollen wir nun einmal zwei Linien, die uns in diesen Gegenden besonders interessiren, näher angeben, nämlich diejenige, welche von dem südöstlichen Griechenthum nach Westen durch die ganze Militärgränze zum kroatischen Katholicismus geht, und dann die, welche nach Norden zum magyarischen Calvinismus aufsteigt.

Auf den verschiedenen Puncten der ersten Linie stellen sich die Religionsparteien so dar:

In d. banatischen Gränze kommen auf 1000 Gr.	100 K.	33 Pr.
In d. slavonischen Gränze — — — „	1000 „	30 „
In d. kroatischen Gränze — — — „	1100 „	¼ „
In Kroatien selbst (dem Agramer Comitat) — — — „	100,000 „	0 „

Auf der zweiten Linie nach Norden zum Calvinismus hin verändern sich die Religions-Verhältnisse nach folgender Proportion. Auf 1000 Griechen kommen:

im Banat (Temeser u. Krassoer Comit.)	200 Kathol.	10½ Pr.
in der Arader Gespanschaft	160 „	80 „
in der Großwardeiner Gespanschaft	160 „	1200 „
in der Debreziner Gespanschaft	140 „	1000 „

In der Stadt Debretzin selbst kommen auf 42,000 Einwohner 38,000 Protestanten, 4000 Katholiken und vielleicht einige hundert Griechen.

Wir haben hier bisher unter den Protestanten die Reformirten und Lutheraner zusammengenommen. Trennt man sie, so zeigt sich die große Ueberzahl der Reformirten in dem nordöstlichen magyarischen Theile des Landes, wo oft auf 1000 Reformirte ein, zwei oder drei Lutheraner kommen, während, wenn man von hier zum nordwestlichen slowakischen Theile übergeht, die Lutheraner im Verhältniß zu den Reformirten so zunehmen, daß umgekehrt auf 1000 Lutheraner oft nur 50, oder gar nur 2 oder 1 Reformirter kommen; z. B.

die Preßburger Gespanschaft hat:
Lutheraner: 18000, Reformirte: 2000, Prop. 1000:100;
die Neutraer Gespanschaft hat:
Lutheraner: 17000, Reformirte: 3000, Prop. 1000:60;
die Trentsiner Gespanschaft:
Lutheraner: 21000, Reformirte: 20, Prop. 1000:1*).

Am Morgen gehen die Walachen in die Kirche, am Nachmittage zum Tanz oder, wie sie es nennen, zum „Dschoku." Dschoku (italienisch Giuoco) heißt eigentlich das Spiel, vorzugsweise aber das Tanzspiel, woher auch dschokare tanzen heißt. Sie nennen übri-

---

*) Wir haben alle die oben stehenden Verhältnißzahlen nach Hietzinger (Jahr 1820) und nach einer ungarischen Statistik von Magda bestimmt.

gens auch den Tanz „Danzio“ und tanzen „danzescire.“ Doch haben sie dieses Wort ohne Zweifel von den Deutschen aufgenommen, und sie bezeichnen damit nur den deutschen Tanz, den Walzer, der auch bei ihnen bekannt ist. Ebenso wie die Walachen haben auch die Magyaren das Wort Tanz (ungarisch Tantz) von uns aufgenommen und mit diesem alle die davon abgeleiteten: „tantz mester“ (Tanzmeister), „tantz haz“ (Tanzhaus), „tantz nóta“ (Tanzmusik), „tántzolo“ (Tänzer), „tantzoskola“ (Tanzschule). Für die eigentlichen ungarischen Nationaltänze haben sie, wie die Walachen, wieder andere Namen. Ebenso haben die Russen von uns das Wort „danzawatj“ (nach der Mode tanzen) und „plässatj“ (nationalisch tanzen). Es ist dieß übrigens noch mit vielen anderen Völkern der Fall. Es ist höchst merkwürdig, daß dieses deutsche Wort Tanz auch durch das ganze übrige Europa geht. Englisch, französisch: dance, italienisch: danzo, spanisch: dança.

Auch ich wurde von einer liebenswürdigen Gesellschaft mit in die Vorstädte von Lugos hinausgenommen, um diese walachischen Volkstänze anzusehen. Häufig soll sonst der gewöhnliche Tanzboden der Walachen der Kirchhof sein. Hier war es ein großer offener hölzerner Schuppen, unter dem sich 50 bis 60 Paar nach einer Zigeunermusik lustig hin- und herbewegten. Sie waren dabei so fleißig, als hätten sie eine sehr geschäftige Arbeit vor. In der Regel waren die Paare ohne Verbindung unter einander, ohne eine Figur zu

bilden. Jeder Herr stand seiner Dame gegenüber und trippelte auf demselben Flecke nach Herzenslust herum, gerade so, als wenn die Winzer Trauben austreten. Ebenso machte es auch die Dame. Sie näherten sich trippelnd ein wenig, ebenso entfernten sie sich wieder. Dieß ging unermüdlich oft fünf Minuten lang ohne Variation so fort, und wenn man bedenkt, daß das, wie ich sagte, 40 bis 50 Paare so thaten, so kann man sich ungefähr eine Vorstellung davon machen, wie komisch das aussehen mußte. Nach fünf Minuten aber ergriffen die Tänzer ihre Damen, schwenkten sie hin und her, oder im Bogen herum und bewegten sich dann auch mit ihnen wohl von der Stelle durch das Gewirr der übrigen hin, bis das Trippeln und Schaukeln auf einem Flecke wieder anfing.

Einer der Tänzer, ein recht flotter Bursche, zeichnete sich vor allen anderen aus; er hatte seine Jacke ausgezogen und zeigte in ihrer ganzen Pracht eine Weste mit silbernen Knöpfen. Vorn im Gürtel hing ihm sein hübsch gesticktes Schnupftuch lang herab und wehte in der Luft wie eine Flagge (wie die Letten mit den Handtüchern, so machen die Walachen und Ungarn mit den Schnupftüchern Parade). Dabei schnalzte er zuweilen mit dem Munde, begleitete die Musik mit lauten Ausrufungen, Gesang und improvisirten Scherzen. Er schwenkte seine Tänzerin hin und her, ergriff sie, ließ sie los, ergriff sie wieder, hob sie ein wenig vom Boden, kurz bearbeitete sie auf die manchfaltigste Weise.

Sie, die Tänzerin, eine junge Walachin, hatte eine

hübsch bordirte Schürze vor, an welcher am Rande hin die Gold= und Silberfädchen schimmerten. Ohne Zweifel hatte sie dieselbe selbst gestickt und nicht, wie es jetzt wohl, wenigstens in den walachischen Städten, Mode wird, bei einer Putzmacherin bordiren lassen. Auf ihrem Kopfe lief die Scheitellinie der Haare nicht mitten über das Haupt, sondern, von den beiden Schläfen angefangen, rund um dasselbe herum, eine Art von Abtheilung der Haare, wie ich sie bisher noch nicht gesehen hatte, wie sie aber bei den hiesigen Walachinnen ganz üblich ist. Der obere Haarschopf war zu einer dichten Flechte vereinigt, ebenso auch der untere Haarzopf. Die untere Flechte war die stärkere und schlang sich schief um den Kopf herum, so daß es aussah, als wenn sie nachlässig auf eine Seite herabfiele. Die obere Flechte dagegen lag in einem Kreise gewunden ganz horizontal und gerade auf dem Scheitel. Zwei Flechten auf diese Weise zu vereinigen, dieß ist bei den Walachinnen Mode, und wenn ich die Wahrheit gestehen soll, so muß ich sagen, daß mir in dieser Vereinigung des Schiefen und Geraden ein großer Reiz zu liegen schien. Ich erinnerte mich hierbei des russischen Zweigespanns, bei welchem ein Pferd im Trabe geradeaus läuft, während das andere im Galopp und zur Seite gebogen daneben springt. Ich weiß nur nicht zu sagen, woher es kommt, daß wir eine gewisse Abweichung von der Regelmäßigkeit so schön finden, wie es z. B. zu erklären, daß die schief aufsitzende Mütze einen Anstrich von Poesie und Genialität giebt und diese

schiefe Flechte der Walachinnen einen so großen Reiz hat. Die Walachinnen halten auf die beiden dicken Haarflechten, welche ihr Haupt umschlingen, so viel, daß diejenigen sogar, welche nicht von Natur hinreichenden Haarwuchs haben, sich eine falsche Flechte machen lassen (ebenso wie die Russen bei jenem Zweigespann ihren Pferden falsche lange Mähnen einbinden). Diejenigen, welche weder Haare, noch auch Geld genug haben, sich diese zweite Flechte anzuschaffen, begnügen sich natürlich auch mit einer, doch ist dieß dann immer die schief auf einem Ohre liegende.

Gewöhnlich also, sage ich, war es so, daß die verschiedenen Paare einzeln durcheinander tanzten, und dieß, sagten sie mir, sei der eigentliche „Dschoku“. Zuweilen aber auch faßten sich mehre Paare (4, 5 u. 6) zusammen an und bildeten Reigentänze, die sich im Kreise herumdrehten und zusammen das ausführten, was früher jedes einzelne Paar für sich dargestellt hatte. Dieser Kreis-, Reihen- oder Gürteltanz heißt im Walachischen „Kolo“. Eigentlich bildet bei diesem „Kolo“ die gewöhnliche Musik der Walachen, der Dudelsackpfeifer, den Mittelpunct, um den sich Alles herumbewegt. Hier, wo die Musik ein ganzes Chor war, fiel dieß weg. Sie gaben sich dabei die Hände. Uebrigens haben sie auch eine Art von Kolo, „der Koloschärentanz“ genannt, den gewöhnlich blos Männer aufführen und bei welchem sie sich nicht die Hände reichen. Dabei hat jeder gewöhnlich einen großen Hirtenstab in der Hand, dessen er sich wie der Bär bei'm Tanze bedient.

Der Dudelsackpfeifer steht bei diesem Koloschärentanz in der Mitte. Die Tänzer führen mit ihren Stäben (die zuweilen auch durch Beile ersetzt werden) allerlei seltsame Bewegungen aus, schreiten von allen Seiten gegen den Dudelsack vor, fahren in verschieden gerichteten Radien wieder auseinander und gehen im Kreise rechts und dann wieder links herum. Dieser Koloschärentanz kommt besonders bei den Walachen in den siebenbürgischen Alpen vor.

Außerdem haben sie aber auch noch andere Tänze; mir wurden noch genannt die „Argirenka", dann „Montaneschti" und „Kataneschti", d. h. „auf gebirgisch" und „auf soldatisch", doch kann ich sie nicht näher beschreiben, weil ich keine deutliche Vorstellung von ihrer Weise erlangte.

Auch einiger hübscher Oelgemälde muß ich noch erwähnen, die ich hier in Lugos zu sehen Gelegenheit hatte, weil sie Gegenstände darstellten, die namentlich für die Gegenden, in welche ich nun hineinreise, für die ungarischen Flachländer, charakteristisch waren. Beide Gemälde waren von einem österreichischen Maler Namens Prestel und beide ganz aus dem Leben der hiesigen Natur- und Menschenwelt gegriffen. Das eine stellte einen Theil der ungarischen Steppen dar, eine breite, unabsehbare wüste Fläche, über welche bereits der Schleier der Abenddämmerung herabgesunken ist. Ein trüber, tief niederhängender Wolkenhimmel vermehrt noch die Finsterniß, und nur vom fernsten Horizonte schimmert ein leiser Lichtstreifen. Im Vordergrunde reitet die Haupt-

figur des Bildes, ein „Tschikosch" (ungarischer Pferde-hirt) auf einem wilden rauhhaarigen Thiere im gestreckten Galopp vorüber. Ein junges Kalb liegt blökend und schreiend vor ihm quer auf dem Pferde, er hält es fest wie ein Wolf seine Beute. Seinen Hut hat er tief in's Gesicht hinabgedrückt, und indem er sein Pferd anspornt, blickt er scheu rückwärts, um zu sehen, ob nicht Jemand den Räuber verfolge, denn er hat sich in dieser Dämmerung die Zeit ersehen und jenes Kalb nach der Weise der Tschikosen, welche sich wie die Falken meistens von kühn im Fluge erhaschtem Fleische nähren, gestohlen.

Das andere Bild stellt ebenfalls einen Theil der ungarischen Steppen dar und darauf ein Wettrennen walachischer und ungarischer Bauern. Man sieht mehre ihrer Wagen in der Ferne auf der Fläche kreisen. Einer davon ist mit 15 Pferden bespannt, die zu 2, 3 und 4 neben einander geschirrt sind und alle im Laufe mit dem grossen Wagen durchgehen. Nebenbei caracoliren die kleinen Füllen. Einer der Wagen, ich glaube, ein ungarischer, mit vier Pferden bespannt, kommt allen voraus. Die Peitschenhiebe fliegen von der Rechten und Linken herbei, der Staub wirbelt in die Höhe, der Kutscher beugt sich mit Ermunterungen vorn über seine Pferde hin, auf seinem hopsenden Sitze balancirend, die vier Pferde scheinen aber im Begriff, zum Bilde heraus und in's Zimmer hinein zu springen, denn der Maler hat das ganze Viergespann gerade von vorn aufgefaßt und die Pferde sämmtlich mit der Brust und

Sinen, eine nicht leichte Aufgabe, gegen die Zuschauer gerichtet. Da gar kein Boden mehr als Vordergrund gelassen ist, so macht dieß einen sehr lebhaften Eindruck, dessen Ausführung dem Maler vortrefflich gelungen ist.

Ich weiß nicht, war es der Eindruck, den diese lebhaften Steppenbilder auf mich gemacht hatten, oder war es die Besorgniß vor dem Eintritt in diese einförmige Steppe, der mir nun bevorstand, ich verließ die Berge so ungern, daß mir unterwegs immer so zu Muthe war, als müßte ich mich an jeden anklammern; ich sage, ich weiß nicht, war es dieß oder war es sonst etwas, genug, ich hatte in der folgenden Nacht in Lugos eine wundervolle Täuschung, die mir Bilder hervorzauberte, welche im geradesten Contraste mit den geschauten Steppengemälden standen. Ich erzähle dieß natürlich nicht, weil ich glaube, daß der Leser verpflichtet wäre, auch von meinen Träumen Notiz zu nehmen, sondern nur weil mir die Sache in psychologischer Hinsicht interessant war. Ich wachte mitten in der Nacht auf, und zwar dießmal als Ausnahme in Ungarn nicht von Flöhen geweckt, sondern von einem wunderschönen Gesange, dessen Töne so reizend, so melodisch durch die Luft sich schwangen, daß ich nicht unterlassen konnte, an's Fenster zu treten und sie näher zu belauschen. Ich sah hinaus und erblickte einen großen Strom, die Donau, auf dem ein kleines Schiffchen schwamm, in welchem die Sänger, eine hübsche Walachin und ein Walache, saßen. Gegenüber sah

ich deutlich das serbische Ufer, die hohen dunklen bewaldeten Gebirge, in denen mir hier und da einige Feuer zu schimmern schienen. Kurz, mit einem Worte, ich war wieder bei Plawischtschewiza in der Clissura. Mein erster Gedanke war, ob wohl unsere Damen bei dem walachischen Popen ruhig schlummern möchten. Daß ich meinen Franzosen und den österreichischen Gränzposten nicht bei mir fand, wunderte mich in dem ersten Augenblicke nicht, denn mich entzückte wieder der reizende Gesang, der auf der Donau so himmlisch dahinfloß. Ich horchte ihm lange zu und genoß der wunderherrlichen Aussicht, indem ich deutlich verspürte, wie die Poesie und die bedeutungsvolle Romantik dieses welthistorischen Thales mir zu Herzen ging und zauberisch durch's Blut rieselte. Ich schwelgte in diesem Genusse wenigstens einige Minuten. Auf einmal aber verstummte der schöne Gesang, und damit schwand auch meine Illusion. Ich rieb mir die Stirn, sah noch einmal scharf und deutlich hin und gewahrte, wie der Donaustrom stockte und zu der breiten Lugoscher Straße erstarrte, die vor meinem Wirthshause hinlief, und wie es nichts als die gegenüberliegende Reihe von Häusern war, was ich für das serbische Gebirge gehalten hatte. Auch hatte ich noch Zeit genug, zu erkennen, daß ein kleiner walachischer Bauerwagen, auf dem wahrscheinlich zwei singende Marktleute gesessen hatten, geräuschlos auf der sandigen Straße um die Ecke bog. Ich hatte diesen Wagen für eine Gondel genommen. Etwas enttäuscht legte ich mich zu Bette, obgleich mir der

Gesang noch immer in den Ohren klang. Das Merkwürdigste dabei war mir dieses herrliche, überirdische Gefühl, das mich bei dieser Täuschung überströmte und das mich auf eine noch viel wohlthuendere und mir noch weit unvergeßlichere Weise ergriff als damals bei dem Anblicke der Wirklichkeit selbst, obgleich auch diese mich zu entzücken nicht verfehlt hatte. Weder später noch früher habe ich je eine solche liebliche Täuschung erlebt, da ich gar nicht zu Träumereien und Visionen geneigt bin. Vielleicht führte der reizende Volksgesang das Ganze herbei, und ich war von nun an darauf bedacht, mir wo möglich noch einige walachische Volkslieder zu verschaffen.

Ich setzte mich deßwegen in der Folge mit einigen Walachen in Correspondenz, doch erhielt ich nichts, weil Krankheit und andere Umstände sie an Sammlung dieser Volkslieder hinderten, so gut auch der Wille war, mir zu dienen. Nur von Lugos aus erhielt ich später durch die Vermittelung eines verehrten Bekannten zu meiner größten Freude ein noch ungedrucktes walachisches Lied, welches ich hier, wo ich nun bald von der Walachei Abschied nehmen muß, hersetze, indem ich dann noch einige Bemerkungen darüber beifügen will, da es in vieler Hinsicht höchst interessant ist. Ich kenne freilich nicht die näheren Umstände, unter denen dieses Lied aufgezeichnet wurde, auch weiß ich nicht, wie und auf welche Weise es im Munde des Volkes lebt, d. h. ich meine, in welcher Classe des Volkes es zu Hause ist, und wie weit es unter ihm verbreitet

ist, von wem und bei welchen Gelegenheiten es gesungen wird. Allein es ist mir als ein Volkslied, das aus dem Munde der Leute genommen sei, bezeichnet worden. Ich habe es durch die Sorgfalt meines dortigen Gönners sowohl in walachischer als auch in einer an Ort und Stelle verfertigten deutschen Uebersetzung erhalten. Ich gebe diese wörtliche Uebersetzung, die von einem des Deutschen kundigen Walachen herrührt.

Das Lied ist eine

Elegie
der Nachkommen der römischen Colonisten in Dacien, über den Untergang des römischen Reiches.

Die strahlende Sonne, von Wolken ist sie überzogen.
Des romanischen Geschlechtes Hohheit ist gesunken.
Einst vielleicht könnte es einmal wieder heiter werden,
Denn der romanische Strahl erlosch nicht auf immer.
Es war dereinst, ja es war ein sehr grosses Volk,
Der romanische Zweig, er war der breiteste unter der Sonne;
Es waren bei ihm die tapfersten Männer unter allen Nationen,
Da unter den Waffen der Romanen die ganze Welt erseufzte.
Heut zu Tage was sind sie? Jammer und Trauer!
Wehmüthig seufzen sie unter fremden Zungen!
Wohin ist Roma, das durch romanisches Blut
So viel vertheidigte, das nun aber klagende?
Das Vaterland, das theure, wir haben es verloren;
Das Schwert der Feinde hat es uns entrissen.
Weinet daher, weinet, ja weinet wehmüthig!
Denn was Ihr bereits verloren, wird es je wieder gefunden?
Weinet auch, ihr Gebeine, ihr Gräber der Römer,
Ueber uns Fremdlinge in fremden Gebieten.
Beweinet eure nachgeborenen Enkel,
Die im fremden Lande verfolgt werden von Allen.
Weinet, ihr Töchter und Söhne, ihr würdigen Sprößlinge
Aus des großen Romulus erlauchtem Stamme.
Hebet bis zum Himmel die Klage der Wehmuth,

Denn der romanische Ruhm ist auf ewig verschwunden.
Weinet auch ihr, ihr Hügel und Berge in Trauer,
Ihr Bäche und Quellen in das Thal hernieder,
Auch ihr kleinen Vögel hört nimmer auf,
Mit uns insgemein die Trauerklänge zu singen.
Süßes Italien, du schönstes der Länder!
O! wie haben dich die Feinde von uns entfernt!
Nie mehr wirst du haben solche Helden in Waffen,
Wie es waren die Römer, deine ächten Söhne.
Nie mehr wirst du sehen ein römisches Heer,
Im Triumphe marschirend aus dem Reiche der Griechen.
Nie mehr sehen die Hirten auf fetten Weiden herumgehen,
Jugendliches Vieh zur Heimath fröhlich treibend.
Nie mehr ertönt in den Hainen die Flöte,
Nie mehr tanzet die Stora das römische Mädchen.
O du eitle und gebrechliche Welt!
Dein ganzer Ruhm ist vergänglich,
Da römische Pracht und römische Herrschaft
Dürren konnte wie Gras, welken konnte wie die Blume.

Für diejenigen, welche das interessante Gedicht mit dem Originale vergleichen möchten, setze ich letzteres hierher:

Sztre lutsitul Szoare de Nori sze kuprinsze;
A' Gintei Romane Merirea sze sztinsze.
Poate vre odate szerin iár sze fie;
Kets Romana Raze nui Sztinsze in vetsie.
Josztau oare kendra, fosztau Ginte mare,
Romana mleditze mai lata szub szoare.
Josztau intre Niamuri mai viteze gloatè,
Két szubt alor arme gyemia lumia toaté.
Par tse szunt iei asztez, Zsale si intrisztare,
sznb sztreine Limbe gyem ku szuperare.
Undei Roma karia prin Romanul szingye,
Mult fu aperate, iar akumaplingye.
Patria iubite iate ó am perduto,
szabia Duzsmani din Mèni niau repito.
Plengyetz dare plengyetz, plengyetz ku intricztare
Kets tse atz pierdut voi, numai are a flare
Plingyetz schi voi oásze, Romane Mormunturi
pre noi kari szuntem sztreim in pemunturi

Plingyetz pre ai vostri urmetori nepotzi
  kari in tzeri sztreine sze goneszk de totzi
Plingyetz fii si fete din merita vitze
  A marelui, Romul viteze mleditze
Glasz de tinguire datz penla tzer szusz
  kets szlava Romane in vets an apusz.
Plingyetz si voi dialuri voi muntz ku zsale
  Riuri schi szvoare tse kurgyetz pre vale
Nitsi voi paszeruike nu vetz intseta
  ku noi ipreune Zsalnik a kenta,
Italia dultse pria formoasze tzare,
  Oh! kumte Duzsmanii de noi depertare.
Nuvei mai ave tu vitezsi in Armatz,
  kum an foszt Romani fii adeverátz.
Nu vei mai ave tu vaszte Romenyaszke,
  viind ku triumfuri din tzara gretsaszke
Nits pre kempuri grasze pesztori preumblind
  Jurme tinerele la sztan adukend.
Nuva szuna in kodru mai mult flueritza
  Nits va szalta stora Romana fetitza
Oh Lume desarte si in schele toare?
  Joate ata merire iaszte treketóåre
Kum Romana laude si Domnia mare,
  sze uszke ka iarba, vestezi ka floaria.

Das Original hat Reime, die ich im Deutschen nicht wiederzugeben versucht habe, um nicht der Wörtlichkeit der Uebersetzung zu schaden. Mir wurde es ohne Ueberschrift zu Theil; die Ueberschrift, die ich ihm gegeben habe, bezeichnet genau seinen Inhalt, der in der That die merkwürdige Erscheinung bestätigt, daß sich noch eine römische Klage, ein römisches Heimweh durch die ganze bunte Geschichte der Rumunier bis auf unsere Tage herabzieht. Unwillkürlich erinnert man sich bei der Lesung dieses Gedichtes der Elegieen, die der Römer Ovid vor 1800 Jahren in eben diesem Lande dichtete, und ist versucht, einen Vergleich mit

ihnen anzustellen. Diese Klagelieder Ovid's mochten damals wohl, sobald er sie geschrieben hatte, unter den Römern in diesen Gegenden von Hand zu Hand gehen; denn es mochten viele, wenn gleich nur in einem freiwilligen Exile, an einem ähnlichen Heimweh leiden wie er. Lange vielleicht tradirten sich hier die Ovid'schen Tristia von Mund zu Mund. Wie viele andere Römer auch noch in Ulpia Trajani, Tierna, Napoca Colonia und Paralissum Colonia mögen ähnliche Tristia gedichtet haben wie er, wenn sie auch nicht so berühmt wurden wie die seinigen. Unter der Herrschaft der Gothen, der Hunnen, Avaren und endlich der Ungarn und Türken mögen solche alte Lieder sich immerfort erhalten haben, und neue in der Weise der alten, stets von der Unterdrückung der Barbaren und von der Herrlichkeit und dem Fall der römischen Pracht handelnd, mögen sich wieder erzeugt haben, und so kann denn auch unser Lied vielleicht als ein uralter Klagegesang betrachtet werden, wenn gleich die Form, die ihm gegeben ist, eine spätere sein mag.

Das Merkwürdigste dabei ist nur, daß ein gewichtloses in einem Winkel der Welt verlorenes Colonistenvolk den Untergang Roms beklagt, während man unter den Ruinen Roms selbst vergebens nach solchen Klageliedern fragt. Doch erklärt es sich einigermaßen erstens daher, daß in Rom die alte Herrlichkeit später, wenn auch in einer anderen Form, wieder auflebte, indem die weltbeherrschenden Kaiser, die ohnedieß sich ja auch schon „Pontifices maximi" nannten, nun

zu weltbeherrschenden Päpsten wurden, die fast ebenso viele Armeen in die Welt aussandten als jene, und zweitens auf der anderen Seite daher, daß die Dacier in der Beklagung des fernen Roms mehr nur ihr eigenes nahes trauriges Geschick beweinten. Ihre Klagen über ihre nächsten Leiden hatten vielleicht diese Form der Beklagung Roms gewissermaßen als ein Symbol angenommen, ebenso wie die Klagelieder der Juden in Babylon mehr über ihre babylonischen Leiden als über die Leiden, die Jerusalem bei seinem Untergange erduldete, jammerten.

Es ist sonderbar, daß man an den äußersten Enden des römischen Reiches noch die Volkslieder sammeln muß, welche an seine große Macht erinnern. Auch die Schotten haben in ihren Volksgesängen noch Erinnerungen an Roms Größe, aber freilich in einem anderen Sinne. Ein Walache versicherte mir, daß es unter den Dako-Romanen unserer heutigen Tage keine Lieder mehr gäbe, welche an den Untergang der dacischen Herrlichkeit, an Decebalus, Sarmizegethusa &c. erinnern. Diese Dinge beweinen die heutigen Walachen weniger schmerzlich; denn sie sind, so behaupten sie, reine Sprößlinge Roma's.

Temeswar und die banatischen Fieber.

Auf eine schöne Täuschung in der Nacht folgte am anderen Tage eine traurige Wirklichkeit, ein regnichter Reisemorgen und dazu ein kleiner offener walachischer Bauerwagen, auf den meine Sachen gepackt wurden. Ich wollte eben, eingedenk des unbarmherzig raschen Fahrens der Bauern in Ungarn, den Wirth fragen, wie „langsam" auf Walachisch heiße, als ein Blick auf die kleinen, kümmerlichen Pferde mich dahin entschied, lieber mir das Wort „schnell" übersetzen zu lassen. Auf diese Weise, da dieß meine letzte Tagereise in dem von Walachen bewohnten Lande war, habe ich nie erfahren, wie „langsam" auf Walachisch heißt; schnell aber heißt „jutje!" und indem ich meinem Kutscher, einem blutjungen Romanen, der kein Wort deutsch verstand, zu Zeiten das Wort „jutje! jutje!" zurief, fuhr ich in den Regen hinaus. Mein Kutscher hüllte sich in seinen Schafpelz und ich in meinen Mantel. Ich hing meinen deutschen Gedanken nach, und er vertiefte

sich in seine walachischen Ideen. Nur zu Zeiten conversirten wir durch Zeichen.

Auf der ganzen Straße bis nach Temeswar hin sind noch die meisten Dörfer von Walachen bewohnt. Doch trifft man hier auch schon deutsche Colonieen. Die hiesigen walachischen Dörfer sind, wie überhaupt fast alle Dörfer des Banats, nach einem regelmäßigen Plane gebaut, denn es sind fast lauter erst in neuerer Zeit, d. h. im vorigen Jahrhunderte entstandene Colonieen. Die Pläne, nach denen die banatischen Dörfer angelegt wurden, sind natürlich sehr verschieden, denn oft hielt ein anderer Präsident oder Grundherr einen anderen Plan für besser. Einige sind zirkelrund gebaut. Im Centrum liegt die Kirche, und von einem weitläufigen Platze, der sie umgiebt, laufen die Zeilen der Häuser aus, andere erstrecken sich nur als zwei parallele Häuserreihen an der Straße hin. Die meisten aber sind in einem Quadrate oder Parallelogramme zusammengestellt, das in der Mitte einen freien Platz, die Kirche und die obrigkeitlichen Gebäude hat und durch mehre unendlich breite Straßen regelmäßig der Länge und Breite nach durchschnitten ist, an denen die kleinen Häuser und Gehöfte der Reihe nach in gleichen Entfernungen hin liegen. Da der Boden des Banats so flach und eben ist wie ein Reißbret, so konnte man jeden beliebigen Plan hinzeichnen und ohne Hindernisse ausführen.

Wir passirten viele solche Dörfer bis Temeswar. Es sind die beßten von Walachen bewohnten Dörfer,

die ich noch irgendwo gesehen habe. In der Walachei giebt es gewiß keine so guten, in Bessarabien, wie ich versichern kann, auch nicht, und in Siebenbürgen, wo der Bauer noch mehr gedrückt ist als in Ungarn, wahrscheinlich ebenso wenig. Mir war das Fahren durch diese Dörfer, die oft eine halbe Stunde lang waren, und in denen es dann auch in der geraden Seitenstraße wieder lange Perspectiven gab, höchst amüsant, und ich freute mich jedesmal, wenn ich einen Kirchthurm von Weitem entdeckte. Die breiten Straßen des Dorfes waren gewöhnlich mit Gänsen, Truthühnern, Schweinen und anderem Vieh bedeckt, so weit man sehen konnte. Die walachischen Mädchen und Weiber, stets ihre weiße Wolle zupfend und die Spindel fleißig drehend, wandelten dazwischen herum, entweder ihren Nachbarinnen einen Besuch zu machen, oder um auf's Feld eine Speise hinauszutragen, oder dem Vieh zu steuern, oder sonst etwas zu besorgen. Ueberall entdeckte ich die großen schiefen Haarflechten auf ihrem Kopfe und die dicken silbernen Nadeln und Knöpfe, die sie darin anbringen.

Männer sah ich seltener. Zum Theil waren sie in der Weinlese beschäftigt. Da es den ganzen Tag über häufig regnete, so war diese sehr fröhlich, denn die Walachen freuen sich, wenn es bei der Weinlese regnet, erstlich, weil es dann mehr Wein giebt, und zweitens, weil, wie sie mir sagten, die Trauben dann eine feinere Haut bekommen und sich leichter pressen lassen (?) Ueberall waren sie unterweges voll des Lobes über den

Regen! Die Weingärten liegen ganz im flachen Felde, und neben diesen langen Weinfeldern waren überall kleine Wagen aufgefahren, bei denen Ochsen weideten. Auf den Wagen hatten sie die Fässer mit den im Felde selbst ausgetretenen Trauben stehen. Gewöhnlich treten sie sie mit den Füßen aus. Doch haben sie auch ein hölzernes Instrument dazu, das unten in mehren Spaltungen auseinander geht, wie die Finger einer Hand. Mit diesem quetschen sie erst die Trauben, tauchen dann einen Topf ein und holen damit den Most heraus. Dieser Most giebt die erste und beßte Sorte ihres Weins, der Reßt wird erst nachher noch einmal gepreßt und liefert die zweite Sorte.

Bei einem Weinfelde sah ich, wie die Walachen ihren Bacchus heimführen. Voran geht der Weingarten-Besitzer und Hausherr. Ihm folgt der Wagen, mit vier Ochsen bespannt, die ihm nachgehen und die er gewöhnlich ohne etwas Weiteres in ihrem Gange dadurch leitet, daß er ihnen voranschreitet. Auf dem Wagen sitzt ein Bursche, sein Sohn, und treibt die Ochsen mit einem langen Stecken. Drei Fässer voll Most oder ausgetretener Trauben stehen auf dem Wagen, und über den Fässern liegen große Traubenzweige mit auserlesenen und großen schönen Trauben, die sie zum Erntekranze und zum Essen aufbewahren. Auch theilten die Vorüberfahrenden uns davon mit. Hinter dem Wagen her gehen drei bis vier schwatzende und unaufhörlich spinnende Weiber, die Gemahlin, Mutter und Tochter des Hausherrn, nebenan, die Fässer und

Wagen beaufsichtigend, die Knechte oder sonstigen Gehülfen.

Das größte Dorf zwischen Lugos und Temeswar ist Rekas, eine weitläufige Colonie mit schönen Bauerhäusern, größtentheils von Deutschen bewohnt; in einem Theile desselben wohnt aber auch ein anderes Volk, welches ich noch nicht kannte. Die deutschen Leute sagten mir, es seien „Schokazen." Ich konnte nicht ausmachen, welche Nation damit gemeint sein möchte. Ich fragte, ob es vielleicht Razen oder Serbier wären. „Nein," hieß es, „diese Schokazen sind blos in diesem Dorfe. Es sind katholische Illyrier." Ein Anderer versicherte mir, es wären zu Christen umgetaufte Türken. Ein Herr, den ich in Temeswar deßhalb befragte, sagte mir, er glaube, es wären diese Schokazen von dem adriatischen Meere hierher verpflanzte Dalmatier. Höchst wahrscheinlich waren es sogenannte „Schokzen," die einen Stamm der Slavonier ausmachen. Ich führe jene verschiedenen Meinungen der Leute nur an, um die Völkerverwirrung in Ungarn zu bezeichnen.

In Rekas machte ich Mittag. Hier, wie in allen anderen passirten Ortschaften fand ich ganz gute deutsche Wirthschaften. Es war ein großes Leben in diesem Wirthshause. Bei Tafel erzählte man mir, in Groß-Betschkerek hätten sie kürzlich bei einer Restauration mehre Bischöfe unter den Tisch geworfen. Auch hätte eine Partei ihren Candidaten in allen Zimmern des Co-

mitatenhauses herumgetragen, sei aber doch nicht zu ihrem Zwecke gelangt.

Das Fieber grassirte hier diesen Sommer im ganzen Banate erschrecklich. Die Deutschen in Rekas erzählten mir, in ihrer Ortschaft hätte es Jeder ohne Ausnahme gehabt. Oft wäre nur ein Dritttheil der ganzen Mannschaft des Orts arbeitsfähig gewesen, und auch jetzt noch sei es kaum mehr als die Hälfte. Viele hätten sich vollkommen aufgerieben, denn sie hätten des Nachts beständig gefiebert, und am Tage hätten sie sich doch aufgerafft, um wenigstens die nöthigste Arbeit nicht zu versäumen. Mir sagte dieß ein Bauer, der selbst noch nicht völlig genesen war. Er wäre, sprach er, sonst ganz gesund, aber er fühle sich in allen Gliedern so schwach, daß es ihm selbst Ueberwindung koste, die Peitsche aufzuheben, um seine Pferde anzutreiben. Auch die Husaren, die im Banat lagen, hat das Fieber in ihren zum Theil sehr unvortheilhaft gelegenen und nicht auf das Vollkommenste eingerichteten Casernen dergestalt mitgenommen, daß man z. B. zu zwei Schwadronen eine Compagnie Infanterie als Hülfe schicken mußte, um die Verpflegung der Pferde der Husaren zu übernehmen, welche diese selbst nicht mehr versehen konnten.

Ueberhaupt war das Banat dieses Jahr in einem schlimmen Zustande; denn zu den Krankheiten kam auch noch der Mißwachs. Am schlechtesten war der Hafer gerathen. Und ich sah unterwegs mehre Bauern, die ihre Pferde mit Kürbissen fütterten. Die armen Thiere nagten diese Frucht, von der ihnen die Bauern einige

Hälften vor die Füße in's Gras geworfen hatten, ganz sauber bis auf die Schale ab. Die Leute hofften, daß der Mais ihnen später, wenn er erst geerntet wäre, noch ein gutes Futter abgeben würde.

Die Deutschen in dem schönen Rekas sind Kammerbauern, und ihr Dorf und ihre Ländereien sind „kameralisch," d. h. sie müssen dem Fiscus des ungarischen Königs Erbpacht zahlen und werden durch seine Beamten verwaltet. Ob sie mit dieser Verwaltung im Durchschnitt nicht zufrieden sind, und warum nicht, weiß ich nicht. Doch so viel weiß ich, daß, als ich vor der Thüre des Wirthshauses stand, ein paar Bauern, die mich schon lange angeguckt hatten, sich mir ganz höflich näherten, den Hut abnahmen und mir sagten: „Sie wären so frei, — ich möchte verzeihen, — sie hätten gehört, — es hätte sich das Gerücht verbreitet, — man sagte, — ich wäre ein kaiserlicher Ingenieur, der von Wien geschickt wäre, um ihren Zustand zu untersuchen. Sie bäten mich, ich möchte sie in ihre Wohnung begleiten, da wollten sie mir Alles zeigen und erzählen, was sie drückte, sie würden dann gewiß vom Kaiser Recht und Linderung erhalten." Ich erwiderte ihnen, daß ich jedoch nur als simpler lernbegieriger Fremdling, gern einmal ihre Wirthschaft besehen würde. Sie zeigten mir dann Alles und erzählten mir Vieles von erlittenen Ungerechtigkeiten, die ich nicht wieder vortrage, weil ich nicht vollkommen gewiß bin, ob ich mit bloßen sogenannten Malcontenten zu thun hatte oder mit solchen, die ich als im Namen aller redend hätte betrachten können. Als ich wegging,

steckten sie mir die Hände voll der schönsten Wallnüsse, die ich je gesehen habe, und wollten mir noch einen ganzen Sack voll davon mitgeben, wahrscheinlich um mich für sie zu gewinnen; denn sie ließen es sich nicht ausreden, daß ich ein kaiserlicher Ingenieur sei, der gekommen wäre, ihnen Recht zu sprechen. Es war mir anfangs bei'm Anblick des reichen Dorfs, der schönen Häuser, der fetten Ländereien rc. gar nicht eingefallen, daß hier auch Malcontenten sein könnten. Auch glaube ich nicht, daß die Leute von oben herab, vom Fiscus gedrückt werden. Aber da die gute Situation der Bauern, ihr rühriger Fleiß und der fette Boden das Ihrige thun, sie zu bereichern, so mögen auch ungerechte Beamten das Ihre thun, sich ihrerseits diese Wohlhabenheit zu Nutze machen.

In keiner Provinz von Ungarn, ja man kann sagen, in keiner Provinz des ganzen Kaiserstaats hat der Fiscus so viele Güter als im Banate, aus den schon oben beregten Gründen. Ob hier auch alte ungarische Krondomänen sind, bezweifle ich. Man unterscheidet nämlich die Krondomänen, die immer bei der Krone bleiben müssen, von den fiskalischen oder Kammergütern, die der König wieder vergeben kann. Aus diesen liegenden Gründen, zu denen wir auch noch die Metall-Bergwerke rechnen, zieht der König von Ungarn seine vornehmsten Einkünfte, mit Ausnahme des Salz-Monopols, denn dieses bringt allein soviel ein als alles Uebrige. Die Bergwerke und Domainen aber bringen dann für sich wieder doppelt soviel als das noch Uebrige,

was aus Dreißigstgefällen, Toleranztaxen, Arrhen, dem Posterträge 2c. eingeht.

Das Wort „schpendiren“ wird im Oesterreich von Böhmen bis zur Türkei hin (ich bewundere immer die ungeheuere Ausdehnung des österreichisch-deutschen Dialekts) mit besonderer Vorliebe bei den verschiedensten Vorkommnissen gebraucht. So hat mich einer meiner Tischgenossen in Rekas, als ich mich zur Abreise rüstete: „Ach ich bitt' Ihnen, daß Sie mir Ihren Namen schpendiren!“ und als ich in den Wagen stieg, kam ein kleiner Student (so heißen in Ungarn die Schüler und auch die fahrenden armen Schüler, die es hier noch giebt, wie ehemals im heiligen römischen Reiche) heran und sprach: „Ich bin ein armer Bursche, geben's mir eine kleine Schpendage!“

Wir haben schon oben gesehen, daß in diesen Gegenden die Brücken zu Zeiten einfallen. Ich traf unterwegs noch mehre solche eingestürzte Brücken. Es ist kein Zweifel, daß, wenn noch die deutschen Präsidenten hier den Vorsitz führten, wir solche Brücken nicht getroffen hätten. Manche sagten mir, gewisse Beamten fänden ihren Vortheil dabei, wenn die Brücken nicht zu schnell wieder gebaut würden, und sie verschöben diese Mühe gern auf ihre Nachfolger. Sonst pflegt eine Brücke ein Zeichen zu sein, daß man an dieser Stelle über den Fluß fahren könne. Hier scheinen sie ein Warnungszeichen zu sein, daß man an dieser Stelle um des Himmelswillen nicht über den Fluß fahren solle. Mein Walache und ich bogen

daher auch immer, schon wenn wir von Weitem eine Brücke sahen, vom Wege ab und schwammen durch's Wasser.

Uebrigens muß ich bemerken, daß ich hier und da in diesem Theile von Ungarn auch recht gute und sogar großartige Brücken fand. Es ist je nach den Comitaten und nach dem Geiste, der in den verschiedenen Gespanschaften herrscht, sehr verschieden. Denn diese Comitate kann man gewissermaßen als unabhängige, kleine, neben einander bestehende Republiken betrachten, deren jede ihre eigenen Maßregeln nimmt. Die großen, administrativen und polizeilichen Maßregeln von oben herab können hier nicht so energisch durchgreifen wie in anderen Staaten.

Auch der Fürst Pückler-Muskau soll die ungarischen Wege sehr schlecht gefunden und namentlich von dem Wege über Temeswar und Arad nach Pesth sehr treffend bemerkt haben, es sei derselbe eine große Rennbahn „mit Hindernissen." Dieß sollen ihm wiederum einige Ungarn sehr übel aufgenommen haben, was derjenige, welcher diese Wege kennt, ebenso wenig begreifen wird, als wenn ich es z. B. übel aufnehmen würde, wenn mir Jemand bemerkte, ich hätte meinen Rock zerrissen (wenn dieß nämlich wirklich so wäre). Es würde unbegreiflich sein, wenn ich darüber blos zürnen wollte, ohne jedoch meinen Rock zum Schneider zu schicken.

In der Mitte zwischen Rekas und Temeswar passirt man ein Stück der sogenannten alten „Römerschanze," von der man sowohl zur Rechten, als zur

Linken des Weges einige Spuren liegen sehen kann. Alle solche alte Ueberbleibsel von Circumvallationen, deren es eine Menge im Banate giebt, werden in der Regel vom Volke „Römerschanzen" (ungarisch Romai Schanzok) genannt. Einige Gelehrte haben aber geglaubt, diese Schanzen für Reste von Avarenringen zu halten und sie alle mit einander den Avaren zuzuschreiben. Es ist wohl höchst wahrscheinlich, daß weder das Eine, noch das Andere ganz recht sei. Namentlich nimmt Grissellini (der ein dickes, in vieler Hinsicht sehr werthvolles Buch über das Banat geschrieben hat) diesen von uns berührten Wall für den im Banat längere Zeit bestandenen Avarenring „Horom," und zwar hauptsächlich aus folgenden Gründen:

erstlich weil die Avaren, wie alle asiatischen Nationen, die Sitte gehabt hätten, sich hinter Wälle zu verschanzen, und

zweitens, weil uns keine alten Schriftsteller davon Meldung thun, daß die Römer hier gerade Schanzen gebaut hätten, während

drittens jener Avarenring Horom hier häufig genannt würde.

Allein diese Gründe können wenig beweisen, denn dem ersten steht die ebenso unbestreitbare Wahrheit gegenüber, daß auch die Römer lange Schanzen zu errichten pflegten, und dem zweiten und dritten kann kein Gewicht beigelegt werden, weil auch ebenso wenig das Zeugniß eines Schriftstellers dafür spricht, daß gerade

diese in Frage stehende Schanze zu dem besagten Awaren-Ringe „Horom“ gehöre.

Da historische Documente nicht sprechen, so bleibt hier also die Entscheidung einer raisonnirenden Betrachtung der Sachlage überlassen. Erwägt man diese, so findet sich, daß die besagte Schanze sich in einer ziemlich zusammenhängenden, geraden, zwanzig Meilen langen Linie von der Maros bis zur Donau erstreckt. Es giebt eigentlich zwei solche Walllinien. Sie liegen aber nur wenige Meilen auseinander und laufen beide so in derselben Richtung, daß es offenbar ist, daß beide denselben Zweck hatten und nur als eine und dieselbe Befestigung anzusehen sind. Entweder wurden beide gleich vom Anfange herein als eine Befestigung mit doppelten Linien errichtet, oder, was wohl wahrscheinlicher ist, die eine wurde später noch weiter hinausgelegt, um noch mehr Land einzudämmen, welches allmählig in der Nähe der ersten für die Cultur gewonnen war.

Von der Maros also nicht weit oberhalb Arad fängt die Schanze oder fangen die Schanzen an, laufen immer an dem Rande der äußersten Ausläufer der dacischen Gebirge (ein oder zwei Mal durchschneiden sie ein paar äußerste Spitzen derselben), indem sie immer auf der Gränzlinie zwischen dem Hügellande und der Ebene, welche zugleich auch die Gränzlinie des römischen Colonieenlandes (Dacia ripensis) und des Hirtenlandes war, bleiben, hin und erreichen die Donau bei Uj Palanka, welchen Ort wir ebenfalls schon als den Gränzort der

endigenden Ebene und des anfangenden Gebirges kennen lernten. Im Westen der bezeichneten Linie war Alles Sumpf, Sandwüste, Viehtrift, im Osten aber lagen die schönen Weinberge, Aecker und die reichen Bergwerke und Colonieen der Römer. Aus dem flachen Lande der Jazygen führten die Wege in den Thälern der Maros und Temes zu den Thoren Daciens hinauf, und da sich in dieser Richtung kein Fluß darbot, der zur Vertheidigung hätte dienen können, so wäre es wirklich geradezu unbegreiflich gewesen, wenn die Römer hier nicht das Hügelland durch einen davor aufgeworfenen Wall von Fluß zu Fluß geschützt hätten.

So höchst wahrscheinlich es demnach ist, daß die „Römer in dem besagten Striche eine Befestigungslinie hatten, so unwahrscheinlich, ja unbegreiflich würde eine avarische Verschanzung in der besagten Gegend und in der angedeuteten Richtung erscheinen. Die „Ringe," „Hage" oder „Circuli" der Avaren haben wir uns nach allen durch die Geschichtschreiber aus der Karolingischen Zeit überlieferten Beschreibungen als runde Umwallungen zu denken. Auch solche runde Umwallungen allein konnten im Lande der Avaren einen Zweck haben. Wozu hätten sie 20 Meilen lange geradlinige Mauern mitten in ihrem eigenen Lande bauen sollen. Ihnen gehörte ja beinahe 200 Jahre lang ganz Dacien und Pannonien, diesseits und jenseits des Banates. Weshalb hätten sie auf der Gränze des Hügellandes und der Ebene einen oder gar mehre lange Wälle bauen sollen? — etwa um ihre Viehtriften gegen das Hügelland, in

dem noch viele Reste römischer Colonisten hausten, und durch welche die byzantinischen Kaiser einbrechen konnten, zu vertheidigen? Wo hätte man je gehört, daß Hirtenvölker große Militärgränzen gegen cultivirtere Staaten errichteten? Ihre „Ringe“ in der Ebene waren sowohl gegen eigene einheimische Räuber, als gegen andere vielleicht noch nachkommende asiatische Horden sehr gut, und diejenigen Wallstücke, die man noch weiter hin in der Ebene des Banats, z. B. südlich von dem großen Alibonaer Moraste, findet, mögen Theile von solchen Avarenringen gewesen sein.

Hinter diesen Wällen hören nun fast alle Spuren von Römerreich und Gebirgslandschaft auf, und man fährt in der Ebene, welche die Römer den Hirten überließen, bis an die Thore von Temeswar.

Temeswar ist die wichtigste Stadt im ganzen Banate, das sonst oft nur die Grafschaft Temeswar genannt wurde, daher auch die Residenz des serbischen Adels der Provinz — und ebenso der Hauptsitz der banatischen Fieber. Schon unterweges hatten mir die Leute gesagt: „Nun, wenn Sie erst nach Temeswar kommen, da werden Sie sich über das Fieber wundern, da schleichen alle Leute mit blassen Gesichtern herum, und man sieht keine anderen als leidende Gestalten,“ — dieß fand ich buchstäblich so. Gleich als ich bei dem Thore der Stadt vorfuhr, kamen mir ein paar solche fiebrische Jammergestalten entgegen. Ein gesunder Mann führte sie. Er sagte mir: „Ich führe diese armen Leute hinaus, um ihnen das Fieberkraut zu zeigen, das

hier in der Umgegend wächst und das uns besser gegen die Krankheit hilft als die Medicin der Apotheken."

Nachdem ich durch die lange Vorstadt „Fabrik," dann abermals durch ein weites sumpfiges Glacis gefahren, endlich in den inneren Kern der Festung gekommen und in dem „Trompeter," einem der besten Wirthshäuser, die man sich überhaupt irgendwo wünschen kann, abgestiegen war, machte ich einen Besuch bei einem Beamten, dem ich empfohlen war. Sein Kammerdiener kam langsam, schwerfällig, mißmuthig und kopfhängerisch zum Vorschein und sagte mir, ich möchte entschuldigen, sein Herr hätte gerade heute seinen Fieberanfall und liege im Paroxysmus zu Bette, morgen aber wäre er frei, und wenn ich dann kommen wollte —" „Was haben Sie denn selbst, daß Sie so betrübt aussehen?" fragte ich den Diener. „Ach!" sagte er, „auch das Fieber, mein Herr." Ich ging weiter zu einer Dame, die ich von Wien aus grüßen sollte. „Ach ich bitte Ihnen, meine gnädige Frau hat schon seit drei Jahren das Fieber, und jetzt ist es gerade recht mit ihr am ärgsten." Kurz, wohin ich nur kam, fand ich die arme Stadt Temeswar vom Fieber geplagt. Wie ich schon oben andeutete, ist man über die Ursachen der in dem Banate beständig herrschenden Fieber sehr verschiedener Meinung. Einer schreibt es dem vielen Obste, besonders den Wassermelonen zu, ein Anderer meint, es läge am schlechten Wasser, ein Dritter sagt, die Fieber fliegen aus den Sümpfen des Banats hervor, wie die andere Plage des Landes, die Columbatzer Mücken. Ohne

Zweifel haben wohl diese am meisten Recht, namentlich in Bezug auf die Lage von Temeswar. Diese Stadt liegt nämlich an dem Flusse Bega (nicht an der Temes, obgleich sie sonderbarer Weise die „Temesstadt“ heißt), und dieser Fluß bildet hier bereits viele Sümpfe, in deren Mitte sich die Stadt eingenistet hat. Im Sommer ist die Hitze oft zum Ersticken groß, und dabei herrscht oft wochenlang eine schwüle Windstille. Freilich hat man den ganzen Fluß Bega auch mehr als zwanzig Meilen weit durch den berühmten Canal, der bis Temeswar blos Abzugs-Canal, von hier aber auch Schifffahrts-Canal ist, rectificirt. Allein die Versumpfung der flachen Gegend, die auch von so vielen Seiten Nahrung empfängt, ist zu groß, als daß man sie mit einem Canale überwinden könnte. Es müßte hier, wie in Holland und in Aegypten, Alles kreuz und quer canalisirt werden.

In diesem heißen Sommer war es mit den Fiebern so arg, wie man sich seit langer Zeit her es nicht zu erinnern wußte. In der inneren Festung der Stadt war es gewöhnlich so stickend heiß und schwül, daß es dem von außen Kommenden daraus wie aus einem Backofen entgegenschlug. Die entschiedene Mehrzahl der Einwohner der Stadt war diesen Sommer vom Fieber ergriffen worden, und selbst die, welche frei blieben, fühlten sich mehr oder weniger unwohl. Von den 2000 Soldaten, welche als Besatzung in der Festung liegen, waren einmal während einer Woche 900 zugleich im Spital, wo die meisten nun an der Erde auf et-

was Stroh ihre Krankheit überstehen mußten. Ja die Besatzung wurde am Ende so schwach, daß sie mehre Wachposten einziehen mußte, weil sie nicht mehr alle mit dienstfähiger Mannschaft besetzen konnte.

Die Fieber zeigen sich im Banate sehr manchfach und haben ebenso viele Formen wie die Melonen und Kürbisse, welche in diesen Gegenden wachsen. Bei einigen Menschen kommen die Fieberanfälle alle Tage, bei anderen alle Nächte. Bei anderen sind sie intermittirend. Jedoch soll der Eine seinen Anfall alle zwei, der Andere alle drei Tage haben. Ja es soll sogar ein viertägiges Wechselfieber geben, und dieß soll gerade am allerschwersten zu heilen sein. Auch sind bei diesen alle vier Tage wiederkehrenden Fiebern die Anfälle am stärksten. Zuweilen je nach der Constitution des Patienten ist eine beständige Kälte mit dem Fieber verbunden, zuweilen eine beständige Hitze. Gewöhnlich wechselt Hitze und Kälte ab, diesen Sommer aber litten alle Fieberpatienten mehr an Hitze als an Kälte. Es giebt Fieber mit und ohne Paroxysmen, ohne Kopfweh und auch mit den heftigsten Kopfschmerzen verbunden.

Manche hatten das Fieber auf der Stelle, an demselben Tage bekommen, an welchem sie in Temeswar angelangt waren. Die meisten Anlangenden bekommen es nach einiger Zeit. In der Regel genügt schon eine Reise nach Pesth, um es wieder los zu werden; Manche aber schleppen sich auch damit lange, selbst auf Reisen im Auslande herum und werden es in Jahren nicht wieder los.

Da ich also am ersten Tage meiner Anwesenheit keinen paroxysmusfreien Menschen finden konnte, so nahm ich mir den ersten beßten Burschen als Lohndiener an und wanderte in der Stadt und den Vorstädten umher. Dieser Mensch konnte ziemlich flink gehen, denn er war schon seit sechs Tagen vom Fieber frei geblieben. Er erzählte mir auf Deutsch, er sei in Kroatien geboren und könne ungarisch, walachisch, kroatisch, serbisch und deutsch reden. Wer bei uns fünf Sprachen geläufig spricht, der braucht wenigstens nicht in zerrissenem Rocke zu gehen, wie mein Begleiter that. Aber hier sprechen die Leute alle ein halbes Dutzend barbarischer Sprachen, die ihnen, sowie sie ihr Vaterland verlassen, im übrigen westlichen Europa nichts mehr helfen. Das Deutsche nehme ich natürlich immer aus, denn das Deutsche, die gebildete Hauptsprache des mittleren Europa, ist diejenige Sprache, durch welche man mit den meisten Völkern Europas in Verbindung treten kann. Das Deutsche ist der für einen Ethnographen unentbehrliche Schlüssel, durch welchen er sich mehr Schlösser zur Kenntniß von Völkern in Europa öffnen kann als durch irgend eine andere Sprache. Mit der Kenntniß der deutschen Sprache kann man nämlich mit großem Nutzen folgende Länder und Völker bereisen: alle deutschen Staaten, zum Theil Holland, Dänemark, Livland, Esthland, Finnland, Rußland, Polen, fast alle slavischen Länder bis nach Serbien hinein, Ungarn, bis an's schwarze Meer, die Alpen, die Schweiz, einen Theil von Frankreich. Weder Französisch, welches nur von

den Vornehmen gesprochen wird, noch Englisch, welches nur die Liebhaber kennen, noch Slavisch, welches blos in den slavischen Ländern und da auch nur mehr von den geringeren Classen gesprochen wird, kann dem Reisenden in allen den bezeichneten Länderstrichen, die zum Theil ganz von Deutschen, zum Theil von deutschen Colonisten oder von deutsch sprechenden Eingeborenen, auch zum Theil von deutsch redenden Israeliten bewohnt werden, so nützlich sein als das Deutsche, welches namentlich in Ungarn von oben herab in noch weit höherem Grade und bis zu noch weit tieferen Stufen der Gesellschaft hinab gerade dasselbe vorstellt, was das Französische in manchen anderen Ländern ist.

Die Stadt Temeswar ist eine der beßtgebauten und größten in Ungarn. Sie hat nahe an 20,000 Einwohner und schließt sich in Hinsicht ihrer Bauart an Ofen, Pesth, Raab und andere solche meistens von Deutschen gebaute Städte an, weil sie eben auch größtentheils von Deutschen oder doch unter deutscher Verwaltung gebaut wurde. Sie hat mehre sehr schöne Straßen und einzelne ganz ausgezeichnete Gebäude, insbesondere die innere Stadt oder Festung, welche auch nach einem sehr regelmäßigen Plane angelegt ist.

Indem ich meinen Spaziergang durch Temeswar machte, fuhr es immer, wie am vorigen Tage, fort, zu Zeiten zu regnen. Es kam ein heftiger, kleiner Schauer, der sich ausweinte, worauf dann wieder ein Stückchen Sonnenschein folgte. Während des Regens kehrte ich gewöhnlich irgendwo ein und setzte dann meinen Spa-

ziergang während des Sonnenscheins wieder fort. Ich kann daher füglich meine Bemerkungen über Temeswar nach Regenschauern und Sonnenscheinen mittheilen, wie man sonst wohl Capitel-Eintheilungen macht.

Erster Regenschauer.

Bei'm ersten Regen, der mich noch auf dem Markte der Stadt traf, flüchtete ich in's Comitatshaus. Hier fand ich, wie gewöhnlich in den ungarischen Comitats-Häusern, eine Menge mit schweren Ketten beladener Menschen aus- und eingehen, Weiber sowohl als auch Männer, welche Wasser zutrugen, Steine herbeischleppten und dergleichen. Ich fragte meinen Begleiter: „Was sind das für Leute?" „Das sind solche Leute," sagte er, „die Raub, Mord, Todtschlag und dergleichen begangen haben. Sie siezen im Walde und passen den Reisenden auf, und, wenn's einen verspüren, da bringen's ihn um. Daher sind's in Ketten und müssen im Comitatshause Arbeit thun. Und alle dritte Jahr, wenn Congregation ist, bekommen's Schläg', 30, 40, 50, je nachdem!" Es ist ganz unleidlich, daß in allen ungarischen Städten solche Leute auf offenem Markte herumgehen. Warum hält man sie nicht in Arbeitshäusern? Auch ist es unverzeihlich, daß gewöhnlich die Gefängnisse dieser Leute so erschrecklich sind. Zuweilen sind sie noch unterirdisch, selbst hier in Temeswar, wo man doch der Sümpfe wegen nicht einmal im unteren Stocke wohnen sollte. Die Räume sind daher feucht, eine Wohnung für Kröten und Frösche. Zwan-

zig bis dreißig Verbrecher liegen in einem und demselben Raume auf niedrigem Stroh. In einem solchen Gefängnisse einer gewissen Stadt Ungarns brach vorigen Sommer der Typhus aus, und die ganze Stadt wurde mit Ansteckung bedroht. Um etwas Luft in das Gefängniß zu bringen, erweiterte man die Luftlöcher in der Mauer zu etwas größeren Fenstern. Doch ließ man das nur so lange so, als der Typhus dauerte. Als die Krankheit erstickt war, mauerte man wohlweislich die Löcher wieder zu. So wurde mir von glaubwürdigen Personen erzählt. Bei den vielen Verbesserungen, welche die Ungarn jetzt in ihrem Vaterlande einführen, werden sie gewiß auch bald die Gefängnisse der Comitate und die darin leidende, sowie die durch sie bedrohte Menschheit berücksichtigen.

Erster Sonnenschein.

Der Regen hörte auf, und ich wanderte weiter durch die Straßen. Viele (ob die meisten?) Häuser der Stadt ruhen auf Pilotis, denn der Grund, auf dem hier Alles steht, ist meistens Sumpf, Torf, dann weiterhin Braun- und Steinkohle. Steinkohlen sind im Banat gewiß sehr viele zu finden. Ein sehr bedeutendes Lager soll man in der Nähe von Lugos bei'm Brunnengraben entdeckt, bisher aber noch nicht benutzt haben. Für die Dampfschifffahrt auf der Donau kann dieß einmal sehr wichtig werden.

Die Stadt ist ganz neu und hat sonst gar nichts mehr aus der türkischen Zeit. Ehemals gingen die Sümpfe

bis mitten in die Stadt hinein, und man soll noch vor 70 Jahren zuweilen mitten in der Festung Enten auf dem Wasser haben schießen können, wo jetzt solide Häuser stehen.

Gute süße Brunnen giebt es noch jetzt nicht in der Stadt. Man hat vergebliche Versuche mit artesischen Brunnen gemacht. Nur in der Vorstadt sind einige gute, trinkbare Quellen. Bei einer der besten und ergiebigsten hat Maria Theresia eine Wasserleitung angelegt, welche in zwei eisernen Röhren das Wasser in das Innere der Stadt und Festung führt. Im Sommer ist dieses Wasser oft ganz lauwarm. Zuweilen verstopfen sich die Röhren, oder es passirt sonst ein Versehen bei ihnen. Dann geräth ganz Temeswar in große Noth, denn sie leidet an zwei entgegengesetzten Mängeln. Sie hat zu viel Wasser und zu wenig. Man hilft sich in solchen Fällen mit dem Wasser aus dem Begacanal.

Die Festungswerke sind von außerordentlicher Ausdehnung, und man sagte mir, sie wären sogar so weitläufig, daß die Vertheidigung dadurch sehr erschwert würde. Ich übersah sie von dem kleinen, niedrigen Thurme der katholischen Kirche aus; die meisten Kirchen von Temeswar sind sonst illyrisch oder griechisch. Diese katholische Kirche ist ein recht hübsches Gebäude, der Thurm aber so niedrig, daß man kaum über die Festungswerke hinaussieht. Die Psalterien, Choral- und Meßbücher in der Kirche waren lauter schöne italienische, meistens in Venedig angefertigte Drucke.

Eine illyrische Kirche, die ich auch besah, war eben neu ausgeschmückt worden und schimmerte in lauter schönen hellen Farben, Blau, Weiß und Gold. Auch war das Ikonostas mit vielen frischen Heiligenbildern bemalt. Der Maler, sagte man mir, sei ein junger Walache gewesen, der sich selber ohne Unterricht zum Maler herangebildet habe. Ich tadelte daher die außerordentlich großen Verzeichnungen in den Gemälden weniger stark und wußte mir die schönen hellrothen, bläulichen und zarten Farben zu deuten, in denen das Ganze gehalten war.

Zweiter Regenschauer.

Unser Schirm war gerade wieder trocken genug geworden, um einen neuen Regenschauer aufnehmen zu können. Und dieser ließ auch nicht lange auf sich warten und wurde bald so heftig, daß ich mich nach einem neuen Schutzdache umsehen mußte. Ich fand es bei einem serbischen Kaufmann, mit dem ich mich über die Handelsangelegenheiten des Banats unterhielt.

Temeswar, welches ungefähr in der Mitte des ganzen Banates liegt, ist auch der Haupthandelsplatz des ganzen Landes, und zwar um so mehr, da hier auch die erste Möglichkeit gegeben ist, die Waaren auf dem Begacanale einzuschiffen. Dieser Canal geht mitten durch das ganze Banat hin und ist der große Abzugscanal für alle die Waaren, die dieses reiche Land an andere abgeben kann. Durch diesen Canal gelangen seine Früchte und sein Getreide auf kürzerem Wege

in die Donau als mittels der Maros und Theiß. Auf der Donau gehen die banatischen Kornschiffe nach Raab hinauf und von da nach Wieselburg ꝛc. Man kann Raab und Temeswar als die beiden Endpuncte einer großen Schiffsfahrtslinie betrachten, von denen jener, Raab, in der Nähe einer getreidebedürftigen Gegend (Wien) liegt, während dieser, Temeswar, in der Mitte eines getreidereichen Landes sich befindet. Ich glaube, mit keinem Orte steht Temeswar in so lebhaftem Verkehr als mit Raab, wo sich, wie wir schon oben bemerkten, auch ebenso wie hier eine bedeutende Colonie serbischer Kaufleute niedergelassen hat.

Die zweite große Handelsstraße, die aber nicht so wichtig wie die erste ist, führt aus dem Banate die Drau und besonders die Sau über Semlin hinauf. Auf dieser Straße wird banatisches Getreide durch die Kulpa, oder auch durch die obere Sau bis nach Laibach und von da zu den Häfen des adriatischen Meeres gebracht. Der Begacanal hat auf allen diesen Verkehr äußerst wohlthätig eingewirkt. Von da herauf kommt aber nur wenig. Jedoch leidet der Canal an denselben Fehlern, an denen das ganze Banat leidet, an großem Wassermangel nämlich, sowie zu anderer Zeit an großem Wasserüberfluß. Zuweilen ist die Bega nicht hinreichend zu seiner gehörigen Speisung. Zuweilen aber tritt auch das Wasser aus seinen Dämmen aus, indem diese letzteren, besonders in den unteren Gegenden, zu nahe an den Fluß hinangelegt sein sollen. Denn nicht sowohl für einen durch Schleusen

regulirten Canal, als vielmehr für einen canalisirten Fluß ist dieser Begacanal zu halten.

Zweiter Sonnenschein.

Wie gesagt, was heftig kommt, das dauert nicht lange, der Regen war mit großer Vehemenz herabgeschlagen, und der Sonnenschein folgte ihm auf dem Fuße. Ich benutzte dieses neue Intermezzo zu einem Spaziergange auf den Promenaden, welche das Temeswarer Glacis nach Art des Wiener Glacis durchziehen. Zum Theil recht artige Anlagen, aber eine Unzahl kleiner Frösche hüpfte darauf herum. Diese Frösche sind aus keinem Keller von Temeswar zu vertreiben, und sowie man diese Thiere hier sieht, so hüpfen und hocken sie auch hinter den Weinfässern, in den Brunnen, in den Gefängnissen der Verbrecher, in allen Souterrains.

Ich ging mit einem Umwege auf dieser Promenade zu dem Hause einer von mir verehrten Dame, der ich von Pesth aus einen Gruß zu bringen hatte, und lernte durch ihre Güte einen liebenswürdigen, jungen Mann kennen, der außer vieler anderen Güte für mich auch diese hatte, mir durch seine Bekanntschaften Eingang zu dem Zeughause zu verschaffen. Dieses interessante alte Gebäude, das mich in vieler Hinsicht an das alte Schloß der Könige von Polen in Krakau erinnerte, war ehemals das Schloß des Johann Hunyades, des Vaters von Matthias Corvinus. Später, glaube ich, haben hier die türkischen Comman-

danten von Temeswar gewohnt, und jetzt enthält es eine Rüstkammer mit Waffen für 30,000 Mann. Unter diesen Waffen befindet sich auch manches Interessante, so z. B. in einer besonderen Abtheilung des Arsenals eine Masse von „Sturmspießen“, Sensen und alten Lanzen für den ungarischen Landsturm, oder, wie der Unteroffizier, der uns führte, sagte, „wenn man das Volk bewaffnen will.“ Auch die alten, abgenutzten Gewehre der Soldaten kommen in dieses Arsenal. Wenn sie zum Dienst untauglich geworden sind, so sägt man das schlechte Ende ab und giebt den Rest den Bauern in die Hand. Auf die Türken können sie doch noch damit schießen. Ich weiß nicht, ob hier in der türkischen Gränzprovinz, dem Banate, vielleicht der Landsturm noch etwas anders organisirt ist, als in dem übrigen Ungarn die Insurrection.

Auch türkische Waffen waren noch mehre da, die man vielleicht nach 100 Jahren, wenn die Türken einmal aus Europa ganz gewichen sein werden, mit größtem Interesse sehen wird. Auf dem einen Yatagan stand die fromme Inschrift und das andächtige Gebet seines Besitzers Halil: „Der Herr allein ist meine Hoffnung und meine Zuversicht. Gott segne den Halil, den Besitzer dieses Degens.“

Auch die Kanonen, die unter Karl VI. gegossen wurden, zeichnen sich, wie die Gebäude dieses Kaisers, durch Pracht und Zierlichkeit aus. Es lagen hier in Temeswar viele ausgezeichnete Exemplare, die auf das Zierlichste geschmückt und in Wien gegossen waren.

Dieser Sonnenschein dauerte sehr lange, und es blieb uns blauer Himmel genug, um noch einen Besuch bei einem hochgeachteten Geistlichen zu machen und in dessen lehrreicher Gesellschaft ein angenehmes Stündchen zu verbringen. Kenntniß und Bildung sind überall wohlthuende Erscheinungen; aber wenn sie uns in Ländern begegnen, die so entfernt von den Mittelpuncten der europäischen Cultur liegen, so heißt man sie doppelt willkommen. Ich hatte in Temeswar überall das Glück, nur mit freundlichen und gebildeten Leuten zu verkehren.

Bei meinem geistlichen Bekannten war kürzlich einer von jenen orientalischen Pilgrimmen eingekehrt, die durch Ungarn nach Ofen zu pilgern pflegen. Dieser Gast aus fernem Lande hatte ihn nicht zu Hause getroffen und sich einstweilen in den Garten verfügt, um daselbst den Hausherrn, dessen Gastfreundlichkeit er in Anspruch nehmen wollte, zu erwarten. Als dieser kam, fand er den Orientalen mitten im Garten, mit dem Gesichte gegen Mekka gewendet, auf einer Matte liegend und sein Abendgebet verrichtend. Der katholische Priester trat zurück, bis jener vollendet hatte, sich erhob und ihn um Obdach bat, das ihm sofort gewährt wurde. Man gab ihm den anderen Tag ein Mittagessen, bei dem mehre andere katholische Geistliche zugegen waren. Die Suppe, die man dabei präsentirte, aß er nicht, wohl aber eine gewisse ungarische Mehlspeise, die er sich ohne Weiteres zweimal reichen ließ; den schönen Menescher, von dem

man ihm ein Stäbchen anbot, probirte er, wies ihn aber, indem er „Raki!" ausrief, mit einer Miene des Abscheues zurück; er meinte nämlich, es wäre Branntwein. Den Champagner aber trank er gern. Man fragte ihn, ob er Geld habe für die Weiterreise. „Nicht mehr," antwortete er, „als nöthig ist, um bis zur nächsten Stadt zu gelangen. Dort wird mich Allah, sowie er heute Euch mir gegeben hat, auch wieder andere gastfreundliche Menschen finden lassen, die mir weiter helfen. Denn er ist groß und ernährt alle Creaturen."

Im Norden von Temeswar an der Maros liegt der berühmte Wallfahrtsort Radna mit einem Kloster. Es soll eine reizende Gegend sein, und in Temeswar sucht man die Reisenden zu überreden, einen Ausflug nach Radna und nach dem nahen Menescher Gebirge zu machen, auf dem der μελιηδύς οἶνος ἐρυθρός, der honigsüße rothe Menescher, wächst, welcher nach dem Urtheile aller Ungarn den ersten Rang nach dem Tokaier einnimmt. Es muß in der That eine wunderschöne Gegend sein, in welcher ein so lieblich die Sinne bezaubernder und durch sein Feuer zugleich den Geist erweckender Rebensaft gedeiht. Das Menescher Gebirge ist einer der äußersten Ausläufer der siebenbürgischen Alpen und stößt an die große Theiß-Ebene, ebenso wie die „Hegyallya" (sprich: Hetjalja), welche von den Tokaier Reben geschmückt ist, eine der äußersten Ausläufer der slowakischen Karpathen ist und ebenfalls mit der Theiß-Ebene gränzt.

Das Kloster Radna hat wahrscheinlich seiner muthigen

Ausdauer unter der Türkenzeit seinen jetzigen Ruhm zu verdanken. Seine Mönche sind vom Orden der Franziskaner, die sich überall unter dem mahomedanischen Joche zu fügen wußten, und die den Rest des unter den Türken in Ungarn fortbestehenden Katholicismus nicht nur gegen die Türken, sondern auch gegen die Verketzerung durch Protestanten rein zu erhalten wußten. Den Franziskanern hat man es wahrscheinlich zum Theil zu verdanken, daß alle diejenigen Magyaren, welche unter die Herrschaft der Türken fielen, Katholiken blieben, und der Protestantismus (das reformirte Glaubensbekenntniß), der doch sonst im Norden Ungarns, vorzugsweise der „Magyar Hit" (der magyarische Glaube) genannt wird, in dem ganzen mittleren und südlichen Ungarn keine solche Fortschritte machte, wie in dem nördlichen Ungarn, wo Alles schon aus politischer Opposition gegen Oesterreich protestantisch wurde. Es mögen mehre Male von Protestanten Versuche gemacht worden sein, ihre Lehre auch unter den türkischen Katholiken zu verbreiten, und häufig mögen ihnen die Franziskaner ihren Plan so verdorben haben, wie einmal in Szegedin. Als hier, ich weiß nicht, welcher türkische Pascha gebot, kam auch ein Protestant in die Stadt und bat den Pascha, seine neue und treffliche Lehre den Leuten predigen zu dürfen. Die Franziskaner lagen dem Pascha an, er möchte dieß nicht gestatten. Der Protestant aber sagte, wenn der Pascha eine öffentliche Disputation zwischen ihm und den Franziskanern gestatten und anhören wolle, so würde er bald

wahrnehmen, wie viel besser seine Lehre sei als die alte christliche. Der Türke gestattete in der That die öffentliche Disputation, und zwar in ungarischer Sprache, welche damals auch die meisten türkischen Beamten in Ungarn verstanden; denn sie waren selbst oft zum Mahomedanismus übergegangene Ungarn (auch zu den Janitscharen sollen die Ungarn nicht wenige tüchtige Leute geliefert haben). Die Disputation, bei welcher ein gemeiner Franziskaner die Vertheidigung des katholischen Glaubens übernommen hatte, dauerte sehr lange, und als sie zu Ende war, wußte der Pascha doch noch nicht recht, ob er sich gegen oder für den Protestanten entscheiden sollte, und er brachte daher die ganze Discussion auf einen einfachen und klaren Satz zurück, indem er den Protestanten fragte, „welches die größten Propheten der Welt seien." Dieser antwortete: „Moses und Christus!" „Wie?" schrie rasch der Franziskaner dazwischen, „und des Mahomed erinnerst Du Dich nicht?" Als der Pascha dieß hörte, gab er dem Protestanten Unrecht. Er mußte die Stadt unverrichteter Sache verlassen. Die Franziskaner standen von nun an noch höher bei den Türken in Gunst als zuvor, und die Stadt Szegedin bewahrte den Ruhm einer der katholischesten Städte Ungarns, dessen sie sich noch jetzt erfreut.

Drittes Regenwetter.

Temeswar ist, wie wir schon oben andeuteten, die Residenz des großen serbischen Adels des Banats. Man kann sie als die Hauptstadt der österreichischen Serbier,

wie Belgrad als die Hauptstadt der türkischen Serbier betrachten. Es sind dieß die beiden größten Städte, in denen Serbier die erste Rolle spielen. Daher war auch das Gastmahl charakteristisch, welches der griechische Bischof hier kürzlich dem Fürsten Milosch gab, als er nach Wien durchreiste und an dem alle vornehmen Serbier Antheil nahmen. Sie sind hier oft sehr prachtvoll eingerichtet, speisen von Silber und Gold, aber für Bildung und Wissenschaft haben sie wenig Sinn. In Gesellschaften reden sie deutsch, unter sich in kleinen Zirkeln serbisch. Sie sind alle Bewunderer der großen Macht Rußlands, von wo sie auch bisher ihre Kirchenbücher bezogen. Meistens sind es, wie gesagt, lauter neue Familien. Einige sind schon 60, 80 bis 100 Jahre alt. Je älter, desto gebildeter sind sie.

Ihre Reichthümer beziehen sie aus den fetten Ebenen des Banats, besonders aus dem in Bezug auf Fruchtbarkeit blos mit Aegypten zu vergleichenden Torontaler Comitate, welches sich an den Mündungen der Theiß und der Maros hin erstreckt. In diesem merkwürdigen Comitate zählt man allein nicht weniger als 16 bis 18 serbische Familien, deren jede 100,000 bis 150,000 Gulden Revenueen hat. Zu den billigsten Preisen haben sie im vorigen Jahrhunderte die schönsten Güter erworben, auf denen sie wie die unumschränktesten Dynasten von der Welt leben und die jetzt durch die Zunahme des Verkehrs in der Colonisation des Banats seit 80 Jahren um das Sechs-, Acht- und Zehnfache im Werthe gestiegen sind. Wegen der zwischen den

Serben und Ungarn (d. h. zwischen Slaven und Magyaren, neuem und altem Adel, neuer und älterer Bildung, Griechenthum und Katholicismus) bestehenden entschiedenen Abneigung kaufen sich sehr selten magyarische Edelleute in diesen Gegenden an. Nur die Comitats-Beamten sind in der Regel Ungarn. Eben daher und theils auch der vielen Deutschen wegen, die hier wohnen, hat auch die ungarische Sprache hier noch geringere Fortschritte gemacht als in anderen Gegenden des Landes. Die Abneigung der Deutschen und der Ungarn gegen die Serben oder „Razen" ist so groß, daß sie mir merkwürdig wurde. In der Regel ziehen beide den Walachen noch dem Serbier vor.

Dem sei indeß, wie ihm wolle, soviel ist gewiß, daß es für einen Deutschen keine angenehmere Erscheinung im Banate giebt als die vielen gebildeten Deutschen, die man hier findet. „Ach, ich möchte da nicht wohnen, wo es keine Deutschen mehr giebt!" sagte mir einer von ihnen, und ich muß gestehen, daß ich ihm von ganzer Seele hierin beistimmte. In dem deutschen Gemüthe ist so viel Wohlwollen, so große Empfänglichkeit und Offenheit nach allen Seiten, so viel Bildungsfähigkeit, Bildung und Gemüth, daß man selbst als Unparteiischer nicht umhin kann, sich zu freuen, in der Fremde von deutschen Leuten etliche zu finden. Ich möchte doch wissen, ob die Razen auch so denken, daß sie da nicht mehr wohnen möchten, wo es keine Razen mehr giebt, und die Walachen, daß

sie da auch nicht mehr bleiben möchten, wo keine Walachen mehr sind.

Diese Frage that ich mir aber ganz im Stillen, als es wieder anfing zu regnen. Ich mußte mich abermals und zwar zum letzten Male flüchten, denn mit diesem Regen brach auch zugleich der Abend ein, und es gab keinen Sonnenschein wieder. Ich ging zu einem liebenswürdigen deutschen Landsmanne, in dessen Familienkreise ich die letzten Stunden des Tags verbrachte. Ich sage, zu einem lieben deutschen Landsmanne, obgleich er ein ungarischer Deutscher war. Denn mit uns Deutschen ist es so bestellt: Ziehen wir in unserem Vaterlande einen engen Kreis von wenigen Meilen, so finden wir sechserlei Nationen, Preussen, Hannoveraner, Sachsen, Weimaraner, Koburger, die sich mit mancherlei Verschiedenheiten und Abneigungen einander gegenüber stehen. Erweitern wir den Kreis zu einer Linie, die das Ganze umfaßt, und kommen Norddeutsche nach Süddeutschland, so begrüßen sie sich als liebe Landsleute unter einander, wenn sie auch noch so verschiedenen Fürsten gehorchen. Wenn in Oesterreich der Sachse einen Preußen, der Preuße einen Hamburger reden hört, so glaubt er heimathliche Töne zu vernehmen, und sie schließen sich an einander. In Ungarn aber und weiterhin fließen auch Nord- und Süddeutschland zusammen, und erst durch das Weilen in diesen Ländern wird man fähig, im vollen Sinne ein deutscher Patriot zu sein und das ganze Vaterland mit Liebe zu umfassen. Erst da erkennt man, wie

viele zarte und doch feste Bande der Verwandtschaft alle Deutsche mit allen Deutschen verknüpfen. Noch weiter hinaus giebt es dann selbst Gegenden, wo nicht nur alles deutsche, sondern selbst alles germanische Blut sich zu lieben beginnt. In den romanischen Ländern, in den entfernten slavischen, in Petersburg schon vermischt sich der Schwede, der Däne, der Holländer mit den Deutschen, die auch der Russe alle „Njemtzui" nennt. Im ganzen Osten Europa's sympathisiren alle Westeuropäer zusammen und erkennen, mit wie vielen gemeinsamen Banden sie verbunden sind, und welchen Gegensatz sie zum Osten bilden. Man sieht dort Deutsche selbst mit Italienern fraternisiren. In Afrika oder in sonst einem entfernten Welttheile mögen am Ende wohl auch alle slavischen, germanischen und romanischen Gegensätze sinken, und selbst der Ungar und der Serbe, selbst der Deutsche und der Russe werden sich hier als Landsleute und als Mitglieder der großen kaukasischen Race die Hände drücken. Der preußische, der sächsische und hannöver'sche Patriotismus, alsdann die deutsche Vaterlandsliebe, endlich die germanische Bruderliebe, ferner die europäische Verwandten-Zuneigung und die kaukasische oder indo-germanische Stamm-Sympathie, es sind dieß Alles in unseren Herzen verborgene Anlagen und in unserer Seele waltende Kräfte, die freilich in der Regel schlummern, die wir aber alle unter gewissen Umständen als thätig und in uns wirksam verspüren können. Auf dem wüsten Trabanten unserer Erde, unter den bizarren Mondbewohnern würden wir endlich auch die Welttheil-

Antipathie, die europäischen und asiatischen Vorurtheile, die afrikanischen und australischen Abneigungen, den süd- und nordamerikanischen Völker-Gegensatz, den christlichen, mahomedanischen und hindostanischen Religionshaß, die indo-germanischen, semmitischen und malaischen Racen-Nuancen in allgemeiner Liebe aufgehen sehen, und selbst in dem schwarzen Gesichte des Negers würde dort ein amerikanischer Dandy nur das Allgemein-Menschliche auffassen, und sogar eines Parisers Herz in Liebe erweicht werden zu den Hottentotten oder Päschärähs. Ja wer ahnt alle die Kräfte der Liebe und des Hasses, die das Weltall durchströmen! Auf dem Sirius würden wir sämmtlichen Bewohner dieses Sonnensystems vielleicht Partei machen gegen das Wesen-Geschlecht jenes Sternes und einen Uranus-Bewohner als werthen Landsmann aus unserem Sonnensystem begrüßen. Wo aber endlich ist der Mittelpunct des Weltalls, wo alle Aeußerlichkeiten sinken, wo alle Wesen sich in Liebe umfassen, wo alle Disharmonie, welche diese Länder und Sonnensysteme feindlich durcharbeiten, in ewiger Harmonie aufgehen? Wie unzählige Stufen mögen wir noch durchzumachen haben, bis wir reif und fähig werden zu einem solchen alle Wesen liebevoll umfassenden Weltenleben? . . . .

Solche und ähnliche Dinge verhandelte ich mit meinem lieben ungarischen Stammgenossen, als uns seine Hausfrau in diesen Betrachtungen unterbrach. Sie kam soeben, wie deutsche Frauen pflegen, mitten aus eiligen Haushaltungs-Geschäften. Sie hatte gerade „Ribisel" und „Agresel" eingemacht. Da ich auf mei-

ner ganzen Reise durch Ungarn schon immer viel von Ribisel sowohl als von Agresel gehört hatte, so wollte ich denn doch endlich einmal dahinter kommen, was dieß denn eigentlich für Dinge wären, und ich wagte vor dem Nachhausegehen die Bitte, daß man mich in einige Geheimnisse des ungarisch-deutschen Küchenlateins — wie man gleich sehen wird, ist dieser Name buchstäblich richtig — einweihen möchte. Wir gingen in die Küche, wo viele reinliche Gefäße mit allerlei leckeren eingekochten Früchten gefüllt wurden. Erstlich also „Ribisel.“ Dieses Wort ist lateinisch-ungarisch-deutsch, denn es werden damit diejenigen Früchte, welche wir „Johannisbeeren“ nennen und welche auf Lateinisch bekanntlich Ribes (Ribes ruber) heißen, bezeichnet. Von dem lateinischen Worte „ribes“ haben die Ungarn „Ribizli“ und die ungarischen Deutschen „Ribisel“ gemacht. „Agresel“ aber sind die Stachelbeeren, welche auf Lateinisch „Ribes grossularia“ oder „Agresta“ und italienisch „agresto“ heißen. Davon haben die Ungarn ihr „egresch“, die Slaven ihr „egres“, und die Deutschen „hob'n daraus ihr „Agresel“ g'macht.“

Auch ein anderes sonderbares Wort für eine wohlschmeckende Sache lernte ich noch in dieser Küche kennen, nämlich das Wort und die Sache „Marillen-Leckwar.“ Marillen sind Aprikosen, und Leckwar, welches vielleicht das verdorbene und verdrehte Wort „Latwerge“ sein mag, bedeutet soviel als Mus. Man hat Leckwar der verschiedensten Art, z. B. „Marillen-Leckwar, Trauben-Leckwar, Tiandel-Leckwar.“ Um das letzte Wort

sich zu erklären, muß ein Norddeutscher wieder wissen, daß mit „Tindel" oder „Tiandel" die Cornelius-kirschen hier getauft wurden.

Endlich erfuhr ich nun hier auch etwas über die Bedeutung und die Bereitungsweise der ungarischen Weinausbrüche, wonach ich schon lange geforscht hatte. Nur von den edleren Weinen des Landes werden Ausbrüche gemacht. Bei den unedleren lohnt es sich nicht der Mühe. Man hat daher Tokaier, Menescher, Ruster und Ofener Ausbruch. Es werden zur Verfertigung des Ausbruchs die minder schönen und minder reifen und gelbgrünen Trauben zuerst zu dem gewöhnlichen Wein ausgelesen. Die schöneren, süßeren und reiferen Trauben läßt man noch an dem Stocke, um sie völlig nachreifen und etwas trocken werden zu lassen. Man nennt diese trockenen Beeren dann auch „Eibeben" oder Rosinen, weil sie beinahe so trocken werden, wie diese. Und von ihnen wird der Ausbruch gemacht. Der Name kommt, glaube ich, von dem Ausbrechen oder Auslesen der schlechten und der guten Trauben her. Bei Tokai und überhaupt in Oberungarn nennt man dasselbe richtiger: „Trockenbeerwein."

Die Trauben für den Ausbruch bleiben nun noch einige Zeit, oft bis in den November hinein, am Stocke hängen; dann werden auch sie geerntet. In sehr nassen und kalten Jahren, wo die Weinbeeren nicht zu großer Reife gelangen können, wird daher auch kein Ausbruch gemacht, und man schneidet, wenn man nicht mehr auf

viele Weine hoffen darf, dann alle Trauben für die ordinären Weine ab. Da natürlich der schönen und trockenen Trauben immer nicht so viele sind, so lohnt es sich nicht für jeden Weinbergsbesitzer, Ausbruch zu machen. Viele lassen daher ihre Trockenbeeren nur für andere sitzen, welche erklärt haben, daß sie dieß Jahr Ausbruch machen wollen, und welche dann die Eibeben von jenen zusammenkaufen. Zu Zeiten werden diese ausgesuchten trockenen Beeren zu sehr hohen Preisen verkauft (z. B. in Tokai im Jahre 1807 das Faß zu 100 Gulden, im Jahre 1718 gar zu 100 Thalern).

Es wird nun auf die trockenen Trauben anderer guter Wein aufgeschüttet. Sie werden dadurch erweicht und dann zerstoßen. Der Saft der Eibeben vermischt sich mit dem Weine, dieser wird abgelassen, und das giebt nach der Gährung und den anderen gewöhnlichen Processen den ersten Ausbruch. Auf den Rest der Trockenbeeren gießt man dann noch einmal Wein auf, und dieß giebt den zweiten Ausbruch, die sogenannte „Maslasche." Oft macht man sogar noch einen dritten Ausbruch. Einige aber nehmen noch vor dem ersten Ausbruche die sogenannte „Essenz" vorweg. Diese entsteht dadurch, daß man die trockenen Trauben, ohne Wein aufzuschütten, ein wenig preßt und den dicken ausfließenden Saft ohne Hülfe eines anderen Weines die Gährungsprocesse durchmachen läßt. Diese Weinessenzen sind natürlich noch kostbarer und seltener, und in der Regel trinkt man sie nur, indem man sie anderen Weinen beimischt. Da

bei jedem Grade der Pressung der Traube auch ganz andere Regionen und Theile jeder kleinen Beere zur Quetschung kommen und bei jeder Pressung also eine andere Art von Saft ausfließt, bei dem einen Grade blos der innere flüssigste Saft, bei dem anderen auch der äußere und äußerste der Schale, so hat natürlich jeder Grad von Ausbruch seinen ganz eigenthümlichen, dem Kundigen erkennbaren Geschmack. Es ist bemerkenswerth, daß so viele Ausdrücke bei'm Weinbau in Ungarn deutsch sind. Doch sind einige auch ungarisch, z. B. „Maslasch," vom ungarischen Worte „Más," d. h. ein „Anderer," ein „Zweiter."

Die banatischen Niederungen und ihre Colonieen.

Die Regenschauer des vorigen Tages hatten sich am folgenden Morgen alle brüderlich die Hand gereicht, die einzelnen blauen Stellen am Himmel verschwanden in dem allgemeinen Grau, welches das ganze Firmament überzog, und der Regen, den die Banater im Sommer so oft vergebens erfleht hatten, und den wir heute verwünschten, stieg in überschwänglicher Fülle zur Erde hernieder, wo er nun, da er post festum (nach dem Erntefeste) kam, nur den Walachen die Weinbottiche füllen half und uns die Wege verdarb.

Die Wege in der fetten, schweren, weichen Erde des Banats bei Regenwetter sind wirklich unglaublich schlecht. Es läßt sich ihnen diesseits der Karpathen nichts an die Seite stellen. Nur noch wenige Meilen jenseits Temeswar geht ein sogenannter, „gemachter Weg" fort, dann aber hört alle Kunst an den Straßen auf, und man ist dem rohen Walten der Naturkräfte völlig preisgegeben. Wir waren daher mit Recht auf

ein sehr langsames Vorrücken gefaßt, obgleich unsere Diligence nicht sehr überladen und mit sechs starken Pferden bespannt war. Diese Diligence war ein ziemlich einfacher, indeß doch wenigstens gegen den Regen gut geschützter Leiterwagen. Es gehen solche Wagen (gewöhnlich Privat-Unternehmungen) jetzt von Pesth aus in verschiedene Gegenden Ungarns. Der unsrige wurde von einem Fuhrmanne aus Szegedin, in welcher Stadt ein sehr bedeutendes Fuhrwesen betrieben wird, unterhalten.

Der Wagen holte, so groß er war, die einzelnen Passagiere in ihren Häusern ab, und so fuhr er auch des Morgens früh mit lautem Hallo auf dem Hofe des trefflichen Wirthshauses zum Trompeter ein, um mich einzunehmen. Ich meinerseits war glücklicher Weise frei vom Fieber geblieben. Aber im Wagen saßen eine elende, kranke, junge Frau, die nach Pesth reis'te, um sich dort kuriren zu lassen, — ein junger deutscher Handwerker, der vor vier Wochen nach Temeswar gekommen war, um Arbeit zu suchen, diese zwar nicht fand, aber das Fieber bekam und der nun ebenfalls nach Pesth zurückreiste, — ferner ein Kutscher, der außerordentlich wohl und munter aussah, am anderen Tage aber ein sehr saueres Gesicht machte und sagte, er verspüre, daß das Fieber ihn packe, — ein unglaublich schmuziger und fieberkranker Jude, der unser Conducteur war, und außer ihm und mir noch ein fieberfreier Passagier. Mit dieser Leute hinfälliger Leiblichkeit schleppten sich also die sechs besagten ungarischen Pferde auf dem Banater

Schmuze in das Temeser Comitat hinaus. Wir erkannten bald, daß es eine Unmöglichkeit sei, noch heute nach dem 14 Meilen entfernten Szegedin zu gelangen, und daß wir schon froh sein müßten, wenn wir gegen Abend noch wirklich die Mittelstation St. Miclosch erreichten. Mir war dieß Alles ziemlich einerlei, denn langsam oder schnell, zu denken gab's am Wege immer genug, und ich war stets damit beschäftigt, die Gedanken bei mir zu verarbeiten, welche mir der Anblick der Dinge und der kleinen Ereignisse der Reise eingaben.

Die junge Frau, die mit uns fuhr, zeigte, obgleich sie nicht aus einem der sogenannten höheren Stände war, doch viel Bildung und Gemüth und sagte mir, sie habe bisher in Temeswar gewohnt. Freilich sei die Veranlassung, weshalb sie nach Pesth gehe, das Fieber, das sie nicht loswerden könne, nicht gerade die angenehmste. Nichtsdestoweniger aber freue sie sich doch, daß ihr Schicksal sie nun gerade in eine Richtung führe, die derjenigen entgegengesetzt wäre, in welche sie sich noch vor Kurzem habe wenden wollen. Kürzlich habe es nämlich geheißen, daß ihr Vater, ein kleiner Beamter, nach Siebenbürgen versetzt werden solle. Sie kenne dieses Land nicht, aber sie denke es sich dort sehr finster und unheimlich, und die Leute sehr ungebildet, und sie hätte um Alles in der Welt ihrem Vater nicht dahin folgen mögen, bei dem sie als Wittwe wohne. „Jetzt geht es nun nach Pesth," sagte sie, „ach mein liebes, gutes Pesth! O, Sie glauben nicht, wie froh

ich bin, wieder dahin zu kommen. Ich bin dort geboren, und die Menschen sind daselbst viel gebildeter und höflicher als in Temeswar. O, wenn wir erst die Donau sehen, wie wird mein Herz vor Freuden hüpfen!"

Bei diesen Worten meiner Gefährtin fiel mir erstlich eine deutsche Frau ein, die ich vor Jahren einmal in Bessarabien gesprochen. Sie war aus Siebenbürgen gebürtig. Wir sahen aus der bessarabischen Ebene, wo sie jetzt in einem kleinen Orte wohnte, zu den entfernt am Horizonte dämmernden siebenbürgischen Alpen hinauf, und sie redete mit einer Begeisterung von der Bildung, die dort wohne, und dann mit einer Verachtung von der Barbarei, welche sie hier umgebe, daß ich wohl sah, wie ihre sehnsüchtigen Blicke nach Siebenbürgen, wie zu einem Lande des Lichts, hinaufgerichtet waren.

Alsdann gedachte ich auch einer Wienerin, die mir in Pesth eine Parallele zog zwischen der Bildung in Wien und derjenigen, welche in Pesth herrsche. In Wien wiederum hatte ich einmal einen Westdeutschen über den Materialismus, ja die Unwissenheit und Uncultur, die in Oesterreich vorwalte, predigen hören, und ich selbst hatte schon mehre Male die Eindrücke erfahren, die man, die Gränze von Oesterreich nach Sachsen oder Baiern überschreitend, empfängt. Es ist einem zu Muthe, als träte man in einen besser erleuchteten Saal. In Würtemberg und Baden glaubt man wiederum weiter zu sein als in Baiern, und in der That giebt es dort höchst charmante Leute. Aber in Straßburg und der Schweiz halten sie sich weit über

die Brandschwaden erheben, und in Paris gar, in welche Finsterniß vermeint man von dort aus zu blicken, wenn man in den badischen forêt noir hinaussieht.

Wie ein leuchtender Blitz erhellte mir also die Rede meiner Gefährtin die ganze Stellung der Völker Europa's. Wie die Mahomedaner von allen Seiten ihr Angesicht nach Mekka und Medina gewendet haben, wie die Feueranbeter stets nach Morgen gekehrt sind, wo der Sonnenball sich emporhebt, so ist die Phantasie aller europäischen Nationen von Osten nach Westen gerichtet. Denn dort liegen die Quellen der Bildung, welche Europa durchrieseln, dort brennen die Feuer, deren Strahlen weit hin die Länder durchleuchten. Vom weit entfernten Sibirien, vom Kaukasus, — denn auch dort noch finden sich manche der Unseren (ich meine der Cultursonnen-Verehrer) — vom schwarzen Meere und von der Ostsee her blickt man auf uns Deutsche. Die Siebenbürger, die Ungarn, alle deutschen Länder in der ganzen österreichischen Monarchie sind Auge und Ohr für das, was man in Deutschland spricht. Die Dänen, die Schweden bis zum Nordcap hin haben wieder uns Deutschen das Angesicht zugewandt. Wir selber aber, indem wir den Russen den Rücken zudrehen, blicken, wenn auch nicht mit beiden Augen, doch mit einem nach Frankreich hinüber. Die Franzosen wiederum wenden uns den Rücken zu und sehen nur sich selber an, denn sie glauben, auf dem Gipfel zu stehen. Auch die Italiener kehren uns den breiten Rücken zu und haben ihre eigenen Schwerpuncte. In dem schmalen Länderstriche, der von

England, Frankreich und Italien gebildet wird, da liegen die obersten Gipfel der geistigen Höhen Europas (Rom, London und Paris), von denen aus man auf alles Andere hinabsieht, wo man sich ganz oben fühlt, und von wo aus es in unzähligen feinen Abstufungen sich durch Deutschland nach Norden zu den Mooshütten der Lappen und durch Oesterreich und Ungarn über das südliche Rußland hin bis zu den nomadischen Heerden der Kalmücken hinab verflacht.

Paris, Baden, Würtemberg, Baiern, Oesterreich, Wien, Pesth, Temeswar, Siebenbürgen, Bessarabien, es ist eine Reihe von immer schwächer erleuchteten Zimmern. Schaut man aus einem der helleren Räume rückwärts, so schaudert man, und es scheint einem Alles dunkel. Blickt man aber vorwärts, so glaubt man Alles klar und strahlend zu sehen. Nähert man sich selbst dem einen oder dem anderen Ende, so sieht man zuweilen, wie sehr man sich in manchen Stücken täuschte. Man erkennt dann die Flecken der leuchtenden Gestirne und sieht den eigenthümlichen Schimmer selbst des dunkelsten Planeten.

Auf weitere Gedanken und Einfälle brachte mich die bunte Bevölkerung des Banats, die jenseits Temeswar noch viel bunter wird, als sie es zuvor war. Am buntesten ist sie da, wo das Land am fruchtbarsten wird, in der Torontaler Gespanschaft. Hier ist der Boden zwischen der Theiß und der Maros außerordentlich fett und bringt ohne Dünger, Jahr aus, Jahr ein, ohne je sich zu erschöpfen, den schwersten Weizen hervor,

wie Aegypten. Darum nennen die ungarischen Schriftsteller diese Gegend auch das ungarische Aegypten, „ubertate locorum, coelique benignitate nulli terrarum secunda.“

Von hier aus nach Pesth zu, jenseits der Theiß, geht's mit der Fruchtbarkeit immer mehr bergab, und im Pesther Comitate ist mehr unfruchtbare Sandfläche, als es in Ungarn sonst irgendwo giebt.

Die unvergleichliche ägyptische Fruchtbarkeit findet sich auf ganz gleiche Weise auch im Norden der Maros, im Arader und Tsanader Comitate, und desgleichen findet sie sich in den Gegenden an der Körös im Bekeser Comitate. Dort überall ist das Land ein so flach niedergetretener Butterkuchen wie im Banat. Gegen Debrezin zu wird es schon wieder etwas sandiger.

Auf den bezeichneten fetten Niederungen nun war sonst zur Türkenzeit Alles gerade am allerwenigsten bewohnt. Denn natürlich floh unter ihrem Regimente die Bevölkerung in die etwas mehr Sicherheit gewährenden Städte und Gebirge. Man rief später Italiener, Spanier, Franzosen, Deutsche, Serbier, Dalmatier, Bosnier und Bulgaren herbei, um diese Länder wieder zu bevölkern, und jetzt sieht man da, wo vor 100 Jahren eine schmuzige Hirtenhütte, ein türkisches Bad, ein einsamer Brunnen oder ein armenischer Meierhof stand, Dörfer mit 5000, 6000, 8000, ja 13000 Einwohnern sich ausbreiten. Es fehlt freilich noch viel, daß hier schon Alles so im Stande, so besetzt und bebaut sei, wie es nach der Kraft und Energie des Landes sein könnte.

Namentlich sind die Comitate im Norden der Maros und Köros in der Errichtung von Colonieen hinter dem Banate zurückgeblieben, wo die österreichische Regierung mehr einwirken konnte.

Merkwürdig ist es, daß man in dem ganzen Banate keine magyarischen Colonieen findet. Die Magyaren sind hier unter der türkischen Herrschaft fast völlig ausgerottet worden, und es ist kein einziges von Ungarn gestiftetes neues Dorf hier zu nennen. Im ganzen Banate sind sie blos einzeln und zerstreut zu finden und als Element der Bevölkerung kaum in Anschlag zu bringen. Die Ungarn, so weitschweifende und rastlose Nomaden sie sonst waren, so außerordentlich anhänglich und zäh kleben sie jetzt an ihrem heimathlichen Boden. Es ist, als wenn sie gar nicht zur Auswanderung aus ihrem Vaterlande zu vermögen wären. Und doch gehört das Banat noch wesentlich mit zu ihrem Königreiche. Es sind mir, soviel ich auch gesucht habe, außerhalb der Gränze des eigentlichen Ungarns nur an drei Stellen ungarische Colonieen bekannt geworden, erstens die beiden schon oben erwähnten magyarischen Dörfer zwischen der Drau und der Sau in Syrmien, zweitens ein paar magyarische Dörfer am Dniestr in der Bukowina, die ich schon bei einer früheren Gelegenheit besuchte, und drittens mehre magyarische Colonieen in der Moldau und Bosnien, welche die Türken mit Gewalt dahin versetzten (was, wie ich glaube, auch bei den bukowinischen der Fall war).

Höchst selten sogar und sehr wider Willen soll ein

Magyar aus einem Comitate in's andere gehen. Wie sonderbar! Es ist, als wenn die Magyaren, die sonst ewig unruhig bewegten, bevor sie endlich von den Ufern der Dwina und Wolga hier an der Donau ankamen, wohl 10 Mal ihr Vaterland wechselten, nun des Wanderns so überdrüßig geworden wären, daß sie sich jetzt gar nicht mehr vom Flecke rühren wollten. Es ist, als wenn sie die Rollen mit den Deutschen getauscht hätten, welche nun seit dreihundert Jahren mit dem Spaten, dem Pfluge, dem Hobel und dem Hammer in der Hand in das Land der Ungarn einwandern.

Die Gutsbesitzer im Bannate suchen überall bei Anlegung neuer Dörfer deutsche Bauern zu bekommen. Denn es werden noch immerfort solche neue Colonien angelegt. Gewöhnlich sind dieß solche Bauern, die in den übrigen Dörfern keinen eigenen Hof erwerben können. So trafen wir z. B. das neue, schöne Dorf Schandorhaz (Alexanderhausen) in der Mitte des Weges zwischen Temeswar und St. Miklos. Dieses Dorf hat der Bischof von Agram in diesem Jahrhunderte anlegen lassen. Es hat dasselbe einen großen schönen öffentlichen Platz. Die Kirche mit zwei Thürmen, welche in der Mitte dieses Platzes steht, winkt dem Reisenden schon von Weitem entgegen. Um den Platz herum liegen, regelmäßig vertheilt, zierliche und nach einem und demselben Plane gebaute Häuser, und von ihm aus laufen fächerförmig, wie in Karlsruhe, die Straßen der Colonie aus. Die Häuser sind mit freundlichen Farben, Weiß und Grün, angestrichen. Die Einwohner dieses Dor-

fes sind eben durch solche neue Schößlinge aus alten deutschen Dörfern des Banats zusammengekommen. Man hat hier für solche von Edelleuten für den Zweck von Colonieen angeworbene Landleute einen eigenen Ausdruck erfunden. Man nennt sie „Contractualisten." Dieselben stehen in den verschiedensten Verhältnissen zu ihren Grundherren, je nachdem sie über einen mehr oder minder vortheilhaften Contract mit ihnen einig wurden. Da die Grundherren immer nach deutschen Contractualisten verlangen, so ist es um so merkwürdiger, daß die Einwanderung deutscher Ackerleute in's Banat ganz aufgehört hat und seit 50 Jahren gar keine mehr gekommen sind. Die Grundherren nehmen die Deutschen deswegen gern, weil sie bei ihnen sicher sind, daß der Contract erfüllt wird. „Sie lieben uns aber doch nicht," sagte mir einer dieser Leute, „weil sie wohl wissen, daß der Deutsche, wenn er auch seine Pflicht thut, doch nie geneigt ist, mehr zu leisten, als wozu er contractmäßig verbunden ist. Fordert man unrechtmäßig mehr, so widersetzt er sich. Die Walachen aber lassen sich das Fell über die Ohren ziehen."

Auf einer Puste, wo wir anhielten, kam ich mit einem deutschen Schulmeister zusammen. Er trug einen so schönen Schnurrbart, wie bei uns ihn mancher Husar nicht hat, war übrigens ein sinniger und kenntnißreicher Mann und erzählte mir von seiner Schule. In derselben wären nicht weniger als 600 Kinder (die Dörfer sind hier alle außerordentlich groß). Diese Schule wäre in drei Klassen getheilt. Er hätte die zweite Classe,

ein Oberlehrer die erste. Von den 3000 Walachen des Dorfes kämen etwa 40 Kinder in die Schule, und von den 3000 Deutschen über 500.

Es giebt hier nämlich auch Dörfer, die halb von Walachen, halb von Deutschen bewohnt sind. Ich traf unterweges ein solches Dorf, in dem die Walachen alle auf der einen Seite der Straße, die Deutschen sämmtlich auf der anderen wohnten. Sie mischen sich aber nicht. Obgleich sie, wie gesagt, nur durch die Straße des Dorfes getrennt und obgleich unter den Walachen sowohl, als unter den Deutschen hübsche Mädchen sind, so hat Amor doch noch nie einen Pfeil über diese schmale Straße gesandt. Die Liebe ist, scheint es, hier nicht so blind, daß sie nicht immer noch für die Unterschiede zwischen Deutschen und Walachen, zwischen Katholiken und Griechen Augen behielte. „So lange unser Dorf steht, ist noch nie eine Heirath zwischen einem der Unseren und der Walachen von der anderen Seite vorgekommen," versicherte mir einer der Einwohner dieses Dorfes. Ich fand dieß ganz unglaublich, aber er sagte: „Ja, ja, 's isch so, 's G'blüt verträgt's halt nit!" „O ja," bemerkte der Wirth, der hinzukam, „prügeln unter einander, das thun sie wohl, aber heirathen nit!"

In anderen Dörfern sind auch Deutsche mit Ungarn und Deutsche mit Serbiern unter ähnlichen Verhältnissen gemischt, doch mit den Ungarn verheirathen sie sich leichter.

Der Kutscher, welcher seinem Schulmeister die Pferde lenkte, war der Sohn eines französischen Bauers. Er

sprach deutsch und war auch sonst in anderer Hinsicht vollkommen verdeutscht. Es ist bemerkenswerth, daß die Italiener und Spanier, welche im Banat angesiedelt wurden, alle in der deutschen Nationalität untergegangen sind, ebenso wie diejenigen Italiener und Spanier, von denen ich schon bei Ofen sprach. Was die Franzosen betrifft, so ist auch mit ihnen größtentheils dasselbe der Fall. Doch soll in einigen französischen Ortschaften noch französisch gesprochen werden. Aber selbst diese, welche noch französisch unter sich reden, verstehen doch auch schon alle deutsch. Es zeugt dieß, besonders wenn man hinzunimmt, daß die Serbier und Walachen entschieden die Mehrzahl bilden, von einer weit größeren Hinneigung jener romanischen Völker zu den Deutschen als zu diesen östlichen Nationen.

Die Italiener wurden vornehmlich der Seidenzucht und des Reißbaues wegen in's Banat gerufen. Allein beide Culturzweige sind, soviel man auch von ihnen, sowie von der im Banat gepflanzten Baumwolle gesprochen hat, noch höchst unbedeutend. Im Lande selbst hört man kaum etwas davon. Es wurde mir sehr schwer, zu erfahren, wer denn hier noch eigentlich Baumwolle, Reiß und Maulbeerbäume pflanze. Das Ganze reducirt sich auf eine nicht erwähnenswerthe Bagatelle. Nur die Seidenzucht möchte noch einigermaßen deßwegen zu nennen sein, weil mir allgemein versichert wurde, daß die Deutschen sehr übel gegen dieselbe gesinnt seien. „Sie lieben den Maulbeerbaum nicht, unsere Deutschen," sagte mir ein cameralistischer Beamter, „wenn sie can-

vorzugsmäßig wachsen, so pflanzen sie allerdings die festgesetzte Zahl von Bäumen, bekümmern sich aber weiter nicht um ihr Gedeihen, während der Weizen unter ihren Händen so reiche Ernte gewährt. Ja es giebt unter ihnen viele, die man geradezu Feinde des Maulbeerbaumes nennen könnte, und die ihn ausrotten, wo sich Gelegenheit dazu bietet.“ Das eigentliche Volk der Landleute beschäftigt sich im ganzen Banate gar nicht mit der Seidenzucht. Meistens sind es nur einige Geistliche, Beamten und Wittwen, die ihre Zeit damit ausfüllen.

Wenn die Deutschen keine Freunde des Maulbeerbaumes sind, so bauen sie um so besser den Waizen und die Kartoffeln an, außerdem aber auch den Kukurutz, Taback, Wein ꝛc. Bei den Italienern und Franzosen findet man den Reiß und den Maulbeerbaum als etwas Eigenthümliches. Die Magyaren sind am meisten mit dem Taback und Wein beschäftigt. Die Raizen und Walachen haben sich den Kukurutz zu ihrer Lieblingspflanze erkoren. Mit der Pferdezucht beschäftigen sich wiederum die Deutschen mehr als mit der Vermehrung des Hornviehes; die Raizen und Bulgaren aber sind die vornehmsten Rindviehzüchter.

Merkwürdig für die Stellung dieser Völker zu einander und zu dem Vertrauen, das man ihnen von oben schenkt, ist es auch noch, daß es den Deutschen durchgängig erlaubt ist, eine Flinte zu haben, während den Raizen und Walachen dieß meistens verboten wurde. Die Deutschen haben daher auch fast alle ein Schießgewehr im Hause.

Es ist eine Sage unter den Deutschen im Banat — wenigstens wurde mir's an zwei verschiedenen Orten erzählt, da ich in keinem Buche etwas Positives darüber erfahren konnte, so weiß ich nicht, was daran ist; — daß Maria Theresia, als sie bei ihren großen Kriegen in Geldnoth gewesen, das ganze Banat, d. h. Alles, was die Krone darin besaß, (dieß kam aber damals ungefähr dem ganzen Banate gleich) gegen drei Millionen Gulden habe verkaufen wollen. Der Fürst Bathyany sei in der Provinz umher gefahren, um sich dieselbe vorher anzusehen, habe aber dann den Handel ausgeschlagen, indem er gesagt, das Banat sei nichts als ein Stück Himmelsgewölbe und darunter ein unabsehbares Stück Morast, wofür er so viel Geld nicht geben könne. Da wären nun zunächst Armenier aus Siebenbürgen gekommen und hätten der Kaiserin das Land oft zu unglaublich billigen Preisen abgekauft, das Joch (1600 □ Klaftern) z. B. zuweilen für zwei Gulden W. W. und mitunter für noch geringere Preise. Jetzt dagegen habe sich durch die Colonieen, durch die gestiegene Cultur, durch die Austrocknung der Sümpfe ꝛc. das Land so gehoben, daß die Fürsten Bathyany, welche jetzt im nordwestlichen Winkel des Banats ein einziges Gut besäßen, aus diesem Gute allein so viel Revenueen zögen, daß dadurch die Hälfte der Zinsen jenes Kaufpreises gedeckt werden könnte. Jetzt ist es so weit gekommen, daß die Güter sogar zuweilen über ihren Preis bezahlt werden, weil die reichen Serbier, welche des Adels wegen

nach Grundbesitz streben, sich diesen oft in Meistgeboten hoch hinauftreiben.

Es ist aber keine Frage, daß, wenn man sich diese fette Erdscholle in ein anderes Land unter günstigeren Umständen, mit besseren Handelswegen und Abzugscanälen für seine Producte versehen denkt, dann ihr Preis und Werth noch 4 oder 5 Mal erhöht werden könnte. Es ist ein Jammer und Elend, daß die Natur hier und da mit ihren kostbarsten Schätzen so verschwenderisch umgegangen ist, während sie anderswo sich so karg gezeigt hat. Die fette Banater Erde, in welcher man 4, 6 und 8 Ochsen vor einen Pflug spannen muß, liegt hier und da 4, ja 5 Fuß tief, während es anderswo Länder giebt, die mit einer leichten Decke von kaum 5 bis 6 Zoll Ackerkrume bedeckt sind. Man könnte hier immerhin eine ganze Schicht von 2 bis 3 Fuß Pflanzenerde entbehren. Wie viele arme Sandländer könnte man damit beglücken!

Wenn der Fürst *Bathyany* gesagt hat, das ganze Banat sei ein Stück Himmelsgewölbe und darunter ein Stück Morast, so hat ein Anderer, ich weiß nicht mehr wer, von einem banatischen Wege folgende Definition gegeben, „es sei ein zwischen zwei Gräben eingeschlossener unausweichlicher Morast.“ Diese Definition fanden wir besonders gegen Abend sehr treffend, wo auch die letzten Spuren der von Temeswar ausgehenden gemachten Wege längst verschwunden waren. Unser Wagen kroch trotz des ewigen Geschreies unseres munteren Kutschers und trotz der heroischesten Anstrengungen

unserer armen geplagten Pferde wie eine Schnecke im Schlamme fort. Es wurde am Ende finster, dabei hörte es nicht auf zu regnen. Der Stoff zum Reden war während des langen Tages nach und nach ganz verbraucht, und so bemächtigte sich denn bei diesem langweiligen Geschäfte allmählig aller meiner Reisegefährten eine vollkommene Redeflauheit; entweder schliefen sie oder überließen sich ihren Gedanken. Ich hatte den ganzen hinteren Sitz des Wagens für mich allein, konnte von hier aus das Ganze übersehen und überließ mich nun ebenfalls meinen Gedanken mit ziemlich gemächlicher Resignation. Sie bezogen sich dießmal auf diejenigen Gegenstände, welche mich den ganzen Tag über beschäftigt hatten, nämlich auf die Colonieen der verschiedenen Nationen im Banate. Von diesen Colonieen im Banate ging ich über zu den Colonieen-Begründungen in ganz Ungarn und gedachte der vielen Nationen, welche dieses Land noch jetzt, mehr oder weniger bleibende, mehr oder weniger bedeutende Ansiedelungen begründend, durchziehen. Ich bemerkte, daß einige Nationen gar nicht in diese, Niederlassungen stiftende Bewegung sich hineinziehen lassen, während andere bald für diese, bald für jene Art von Ansiedelung besondere Neigung verrathen. Ich verglich dann im Stillen Ungarn mit anderen Ländern in Europa, und auf diese Weise gestalteten sich denn meine

Gedanken über die friedlichen Wanderungen der europäischen Nationen und über ihre manchfaltigen Niederlassungen in den verschiedenen Gegenden unseres Welttheiles

zu einer förmlichen kleinen Abhandlung, die ich während der dreistündigen Nacht-Schneckenfahrt im Gedanken ausarbeitete, und hier als einen kleinen Versuch, der seiner Neuheit wegen vielleicht auf einige Entschuldigung seiner Unvollständigkeit hoffen darf, einschalte.

Es giebt in Europa mehre Nationen, welche gar keine, oder doch höchst unbedeutende Niederlassungen außerhalb ihres Vaterlandes begründet haben, oder doch wenigstens jetzt keine mehr begründen. Wir wollen mit der Betrachtung dieser nichtwandernden Nationen beginnen, weil dadurch uns dann gleich diejenigen, auf die es hauptsächlich ankommt, am meisten in's Auge fallen.

Jene Nationen sind folgende:

1) Unsere Magyaren. Sie haben viele Lager, einzelne Gehöfte, Dörfer und Marktflecken in den

von ihnen eroberten slavischen und dakoromanischen Ländern begründet. Sie haben von diesen Lagern und Marktflecken aus halb Europa, nämlich Deutschland bis an die Nordsee, — Italien bis an das adriatische und genuesische Meer, — Frankreich u. s. w., durchzogen ohne irgendwo eine Colonie, eine Niederlassung, ohne irgend eine nützliche Spur ihres Daseins zurückzulassen. Sie haben Bosnien, Bulgarien, Serbien, in verschiedenen Perioden, ganz oder nur zum Theil beherrscht, ohne daselbst irgend eine bleibende und noch jetzt bestehende Niederlassung zu hinterlassen. Selbst unter denjenigen Gebieten, die sie noch jetzt zu ihrem Vaterlande rechnen, giebt es manche, in welchen sie als Element der Grundbevölkerung nicht zu Hause sind, z. B. das Banat, Syrmien, Slavonien, Kroatien rc. Die wenigen Ausnahmen davon haben wir schon namhaft gemacht. Außerhalb Ungarns giebt es nur in Wien eine bedeutende Colonie von Ungarn. Es sollen hier 15,000 Ungarn sein (indeß doch wohl auch diese nicht einmal lauter Magyaren?).

2) Die Russen. Auch die Russen verlassen ihr Vaterland nicht, sie haben nirgends eine Colonie außerhalb ihres Vaterlandes gestiftet. Die einzige Ausnahme davon machen einige in Berlin mit russischen Waaren angesessene Kaufleute und eine kleine Colonie russischer Bauern bei Potsdam. Allenfalls könnte man auch die periodisch in Hammerfest und einigen anderen kleinen Hafenplätzen in Schweden erscheinenden russischen Fischer als eine unbedeutende Ausnahme betrachten. Auch

in Leipzig halten sich oft lange Zeit wegen des Meß-verkehrs mehre Russen auf, sowie ganz Europa beständig von den gebildeten Classen dieser Nation rastlos durchzogen wird*).

Doch sind diese Ausnahmen so unbedeutend, daß sie kaum in Anschlag kommen. Und im Ganzen muß man die Russen durchaus denjenigen Nationen beirechnen, welche sich dem großen europäischen Völkerverkehre entziehen und nicht durch Wanderungen und Niederlassungen sich dem Gemeinwesen unseres Welttheiles nützlich machen. Sie halten sich vielmehr, im Ganzen genommen, streng in den Gränzen ihres Vaterlandes, welches sie das heilige Rußland nennen. Wo ihr Zar und ihr Gott nicht herrscht, fühlen sie sich nicht zu Hause.

Dagegen aber entwickeln sie innerhalb dieser bezeichneten Gränze ihrer Herrschaft, im strengsten Gegensatze zu den Ungarn, eine außerordentliche Wanderlust und Niederlassungs-Leidenschaft. Sie haben das ganze ungeheuere Gebiet dieser Herrschaft allmählig mit einer Masse von Colonieen überzogen, sowohl Jäger- und Fischer-Colonieen, als auch militärischen und Ackerbau-Colonieen (besonders die Kosaken und Kleinrussen). Nicht nur viele von Grund aus neue Colonieen dieser

*) Daß es in Chiwa und einigen anderen tatarischen Orten eine bedeutende Colonie russischer Gefangenen, — in Peking eine Colonie russischer Geistlichen, — in Nordamerika mehre Colonieen russischer Fischer und Pelzjäger giebt, gehört, da wir nur von dem europäischen Völkerverkehre sprechen wollten, nicht hierher.

Art haben sie gestiftet, sondern auch jede alte Ansiedelung, die ihrem Vaterlande incorporirt wurde, haben sie mit solchen Colonieen-Anhängseln versehen.

Den Magyaren fehlt es vollkommen an aller Industrie. Sie können sich daher den anderen Völkern in nichts nützlich machen, und außer ihrer Anhänglichkeit an ihren Boden mag daher dieser Umstand sie zu Hause halten.

Den Russen fehlt es nicht an Neigung zu industriellen Speculationen, doch können sie nichts produciren, was man in anderen Ländern nicht besser machte, und außerdem sind sie größtentheils glebae adscripti und auch schon daher an die Scholle ihres Vaterlandes gefesselt.

Was von den Russen gilt, gilt auch von vielen ihren unterworfenen Nationen, z. B. von den Letten und Lithauern, die blos ackerbauende Völker und ebenfalls durch ihre politischen Verhältnisse an ihre Heimath gefesselt sind, alsdann von den krim'schen und wolga'schen Tataren, welche unter den sie überwuchernden russischen Colonieen allmählig dahinsterben. Nur in Rußland selbst sieht man verschiedene Niederlassungen dieser Tataren, z. B. in Moskau, Novgorod und einigen anderen Städten kleine Gemeinden tatarischer Fuhrleute. Auch als Kutscher und als Handelsleute mit gewissen Waaren (Shawls und Schlafröcken) sieht man sie, jedoch gewöhnlich nur sehr einzeln, im großen Reiche zerstreut. Auch viele finnische Stämme scheinen unter der russischen Herrschaft zu verschwinden.

3) Die Polen. Die Polen haben ohne Zweifel von jeher an den Bewegungen des europäischen Völkerverkehrs mehr Antheil genommen als die Russen, und es giebt und gab immer einzelne in verschiedenen Zweigen der menschlichen Beschäftigungen verstreute Polen in allen Ländern. Allein von eigentlichen polnischen Colonieen, polnischen Factoreien, polnischen Gemeinden in irgend einem fremden Lande, die sie freiwillig, von industrieller Unternehmungslust getrieben, irgendwo gegründet hätten, hat man nicht gehört. Das unglückliche Schicksal ihres Vaterlandes allein hat sie in der neuen Zeit zu gezwungenen Colonisten in verschiedenen Gegenden gemacht. Auf der einen Seite hin sind sie dadurch nach Westen in Deutschland, Frankreich, England und Amerika zerstreut worden, wo es namentlich in London und Paris bedeutende Polen-Gemeinden giebt, und auf der anderen Seite nach Osten, nach Sibirien, wo ebenfalls viele Polen gezwungene Niederlassungen aller Art gestiftet haben. Während der Herrschaft, welche sie früher über mehre russische und lithauische Stämme ausübten, haben sie viele Adelscolonieen in den Ländern dieser Stämme gestiftet und sogar die höheren Classen derselben fast durchweg polonisirt.

4) Die Spanier. So außerordentlich großartig diejenigen Colonieen sind, welche die Spanier und Portugiesen in anderen Welttheilen, in Amerika, Afrika und Asien, begründet haben, so wenig kommen sie hier, wo wir die Colonieen und Wanderungen betrachten, welche die europäischen Völker zu einander anstellten,

im Betracht. Freiwillig haben die Spanier nur wenige Colonieen im übrigen Europa gestiftet. Einige Handels-etablissements in England und Frankreich, sowie einzelne wenige Colonieen in den österreichischen Staaten, wo spanische Militärs, die durch die Verbindung der Habsburgischen Häuser dahin gezogen wurden, zuweilen ansässig gemacht wurden, sind davon auszunehmen. In verschiedenen österreichischen Provinzen findet man noch mehre spanische Familien-Namen aus jener Zeit her verstreut, wie auch aus eben dieser Zeit herrührende deutsche Namen in Spanien. Die ganze Energie der Nationen der pyrenäischen Halbinsel wandte sich nach Westen und Süden über's Meer nach Afrika und Amerika, wo sie nicht nur viele Städte stifteten, sondern auch ganze große Reiche begründeten und diese Reiche mit einer Grundbevölkerung aus allen Classen der Gesellschaft versahen.

5) Die Türken müssen wir insofern hierher rechnen, als sie zum Theil in Europa wohnen. Sie haben, kann man sagen, in Europa fast keine anderen als militärische Niederlassungen begründet. In allen den Ländern, welche unter ihrem Scepter lagen, haben sie nur als Gouverneure, Festungscommandanten und Soldaten gelebt. Sie sind gar nicht oder nur hier und da in gewisse Classen (z. B. in Bosnien bei'm Adel, dann in Albanien) mit ihrem Glauben, ihren Sitten, ihrer Sprache (der bosnische Adel spricht in der Regel nicht einmal türkisch) durchgedrungen. Ueberall, wo ihre Herrschaft abgestreift wurde, (in Griechenland, Un-

garn, Serbien, der Walachei) verschwanden sie daher auch völlig. Nur einige solche militärische und befestigte Colonieen haben sie noch jetzt in jener Festungskette auf serbischem Grund und Boden, die wir oben betrachteten. Die, welche sich bei uns als handelnde Türken zeigen, sind in der Regel andere, nur den Türken unterworfene Nationen, Juden, Armenier rc., aber keine eigentlichen Osmanlis.

6) Die Dakoromanen oder „Walachen" (ein Volksstamm mit mindestens 7 Millionen Stammgenossen). Auch von ihnen gilt, daß sie ihrer politischen Verhältnisse, ihrer geringen Industrie, ihres Mangels an Cultur und Kenntniß wegen selten über die Gränzen ihrer heimathlichen Länder hinauskommen. Doch haben sie auf österreichische Veranlassung hier und da in Ungarn und Siebenbürgen und der Militärgränze neue Ackerbaucolonieen gestiftet. Auch findet man natürlich in den Hauptstädten derjenigen Länder, zu welchen sie gehören, immer einige walachische Beamtencolonieen. Die meisten sind z. B. in Wien, dann in Pesth und Lemberg. Sehr viele walachische Edelleute befinden sich auch in russischen Diensten, und in Odessa halten sich mehre walachische Expatrioten auf. Doch ist dieß Alles unbedeutend.

Diese genannten Nationen also und noch einige andere völlig unbedeutende (als z. B. die Lappländer) können wir als solche bezeichnen, welche man auf den großen europäischen Völkermärkten in der Regel nicht sieht, und die entweder, weil ihr Naturell der Wan-

derung abgeneigt, oder weil ihre Industrie nicht so bedeutend ist, daß sie sich anderen Völkern nützlich machen können, oder endlich weil ihre politischen Verhältnisse sie an den heimathlichen Boden fesseln, in der Regel nicht als Colonisten unter den übrigen europäischen Bewohnern erscheinen.

Es bleiben demnach nun noch als europäische Völker, welche vorzugsweise in den Kreis unserer Betrachtung fallen, folgende:

I. Die westlichen und südlichen Slaven (Böhmen, Serben rc.).
II. Die Griechen.
III. Die romanischen Franzosen, Italiener.
IV. Die germanischen Engländer, Niederländer, Dänen, Normanen, Schweden, Deutschen.
V. Außer diesen Hauptvölkern mehre Nebenvölker: Juden, Armenier, Zigeuner, Bucharen, Indier rc.

I. Die Slaven.

Unter den Slaven sind keine zur Wanderung mehr geneigt als die Böhmen und Serben.

Zu den Böhmen gehören auch die Mähren und Slowaken (die Bewohner des nordwestlichen Ungarns), zusammen eine Volksmenge von mehr als 6,000,000 Menschen, die in Europa auch außerhalb der Gränzen ihres Vaterlandes eine nicht unbedeutende Rolle spielen.

Zu verschiedenen Zeiten, bei sehr verschiedenen Anlässen und zu sehr verschiedenen Zwecken sind von jeher Slaven dieses Stammes in's Ausland geführt worden. Als ackerbauende Colonisten finden wir sie in

mehren Provinzen der österreichischen Monarchie, z. B. im Banate. Als religiöse Flüchtlinge, sowohl als von den Hussiten vertriebene Katholiken, wie auch als von den Katholiken verjagte Hussiten, kamen sie in beinahe alle Theile Europa's. In und bei Berlin giebt es noch in diesem Augenblick eine kleine böhmische Colonie. Die mährischen Brüder stifteten deren selbst in fernen Welttheilen. Böhmische Hussiten-Schwärme vermehrten und verstärkten zu wiederholten Malen ihre in Ungarn ansässigen slavischen Brüder.

Die Böhmen gehören namentlich zu den industriösesten Unterthanen der österreichischen Monarchie, und man findet sie als Fabrikanten, als Manufacturisten und Handwerker in allen Städten dieses Reiches niedergelassen. Ebenso merkwürdig ist die Rolle, welche die Böhmen und Mähren in der österreichischen Beamten-Hierarchie spielen. Es giebt in Wien, wie überhaupt in allen österreichischen Provinzstädten kaum ein Dicasterium oder Bureau, in welchem nicht Böhmen eine bedeutende und oft die bedeutendste Rolle spielten.

In Wien ist namentlich die böhmisch-mährisch-slowakische Colonie außerordentlich bedeutend, und man findet sie hier von dem Kreise Derer, welche den Thron zunächst umgeben, bis zu den allergeringsten und ärmsten Tagelöhnern herab. Ganze Schwärme von Böhmen wandern jährlich nach Wien, weilen dort eine Zeit lang und kehren dann mit ihrem Erworbenen in ihr Vaterland zurück, oder lassen sich daselbst auch für immer nieder.

Ebenso senken sich aus den Thälern der von Tschechen (Böhmen-Slowaken) bewohnten oberungarischen Berge zahlreiche Colonienschwärme herab nach dem Süden hin. Sie haben nach dem Zeugnisse eines einheimischen ungarischen Schriftstellers „unter allen Bewohnern Ungarns die meiste Fortpflanzungskraft und das energischeste Attractions-Vermögen. Denn wo dieselben bisher unter Magyaren und Deutschen einmal Wurzel faßten, hörten beide auf zu gedeihen, und in einer Zeit von wenigen Generationen wurden dieselben entweder selbst zu Slowaken, oder sie starben gänzlich ab.“ Beispiele ganzer und halber Städte und Dörfer, die seit 200 Jahren von den Deutschen an die Slowaken übergegangen sind, giebt es sehr viele. Ebenso groß ist die Zahl der magyarischen Flecken und Dörfer, welche im Süden Ungarns von den Türken verwüstet, von den Slowaken (und Serbiern) aber wieder in's Leben gerufen wurden.

Als Krämer wandern die Tschechen (z. B. die Mährer mit Arzneiwaaren, die Slowaken mit Leinwand und anderen Manufacturen) durch alle Theile der österreichischen Monarchie und (sonst wenigstens) durch viele Gegenden Polens. Die mährischen Arzneiwaarenhändler findet man selbst in den entferntesten sibirischen Städten.

Im Dienste der Künste und Handwerke zerstreuen sich die Tschechen ebenfalls in alle Welt. Die böhmischen Musiker sind auf der ganzen östlichen Hemisphäre bekannt, die slowakischen Rastelbinder oder Haf-

ner wenigstens in ganz Deutschland und Polen, die mährischen Thierärzte bis tief in Rußland hinein, und endlich, wenigstens in Ungarn und Galizien, die slowakischen Olejkari (Oelkrämer), Safrannitschi (Safranbrauer), Platennici (Leinwandhändler), Glashändler, Wachshändler, Lebküchler und noch viele andere Hausirer der verschiedensten Art.

Will man indeß dasjenige Ländergebiet, auf welchem die Tschechen als Colonisten vorzugsweise bedeutsam erscheinen, näher bestimmen, so muß man die Staaten des österreichischen Kaisers als solches bezeichnen.

Außer den Tschechen ist keiner der südlichen und westlichen Slavenstämme in Bezug auf Wanderung und Colonieenstiftung so äußerst merkwürdig als der der Serbier.

Sie sind erstlich im südlichen Ungarn ungefähr das, was die Slowaken im nördlichen, d. h. sie haben hier, wie jene dort, viele neue ackerbauende Colonieen außerhalb ihres Vaterlandes gestiftet, sowohl in der ganzen Militärgränze hin, als auch im Banate und in anderen ungarischen Provinzen. Wie die Böhmen zum Theil durch die hussitischen Unruhen, so wurden die Serbier zum Theil durch die türkischen Plackereien dazu veranlaßt. In großen Schwärmen kamen sie hier zu verschiedenen Epochen in das österreichische Gebiet, wo sie aufgenommen und als ackerbauende Soldaten angesiedelt wurden.

Außerdem aber, und dieß ist noch wichtiger, ist

dieses Volk von großem Handelsgenie beseelt, und da seine Nachbarn, die Ungarn, nichts weniger als kaufmännische Talente und Gaben besitzen, so haben sich denn die Serbier, Handelsetablissements begründend, durch ganz Ungarn verbreitet. Fast alle ungarischen Städte, vornehmlich aber die Donaustädte, haben eine sogenannte „Razen- oder Serbenstadt," wie unsere Städte wohl ein Juden-Quartier. Und das äußerste Glied dieser serbischen Donau-Colonieenkette befindet sich in Wien.

Die Serben — als eine minder cultivirte Nation — haben weniger Sinn für die Manufacturen, Handwerke und Künste als die Böhmen. In anderen Chargen als in denen von Handelsleuten und ackerbauenden Soldaten finden sie sich kaum oder wenigstens auf keine irgend bedeutsame Weise.

Auch in der ganzen türkischen Monarchie finden sich Serbier zerstreut, und wie die Böhmen, obgleich nicht zur herrschenden Nationalität gehörend, in Oesterreich doch oft zur höchsten Gewalt gelangten, so gaben auch die Serbier, obgleich eine unterjochte Nation, doch dem türkischen Staate oft seine ausgezeichnetsten Großvesire und obersten Beamten. Und noch jetzt sind mehre der ersten Pascha's geborene Serbier.

Wenn man den Tschechen hauptsächlich die Länder der österreichischen Monarchie als das Gebiet ihrer Verzweigungen und Wanderungen zuschreiben muß, so kann man den Serbiern als ein solches Gebiet nur das Königreich Ungarn vindiciren und zwar auch hier nur vor-

zugsweise die der Donau naheliegenden Gegenden. Ihre äußerste Colonie ist in Wien. Süd-, nord und westwärts von Wien findet man keine Spur mehr von Razen. Außerdem aber, wie gesagt, finden sie sich auch noch in der ganzen türkischen Monarchie und endlich in einem Theile von Rußland. Denn auch nach Rußland, in das sogenannte Neuserbien, wanderten serbische Ackerbauer, welche, 30,000 an der Zahl, unter Maria Theresia Ungarn verließen. Auch findet man unter den russischen Beamten und im Militär, obgleich selten, geborene Serbier.

Die nächsten Verwandten der Serbier sind auf der einen Seite die Kroaten und Slavonier, auf der anderen die Bulgaren. Es finden sich einzelne kroatische Dörfer bis zu den Thoren von Wien. Auch kommen die Kroaten als Zwiebelhändler und als sonstige unbedeutende Krämer und Hausirer wohl in andere Theile der österreichischen Monarchie. Doch läßt sich dieß mit den Wanderungen und Ansiedelungen der Serbier und Tschechen in keinen Vergleich stellen.

Die Bulgaren haben ebenfalls, meistens in neuerer Zeit, außerhalb ihres Vaterlandes einige ackerbauende Colonieen gestiftet, z. B. im Banate (mehre blühende Dörfer), in der Walachei (einige Dörfer und auch in den Städten Gemeinden politischer Flüchtlinge) und endlich in Südrußland, wo es um Odessa herum seit dem letzten russisch-türkischen Kriege ebenfalls mehre bulgarische Dörfer giebt.

II. Die Griechen.

Die Griechen waren ehemals das im südlichen Europa und im westlichen Asien, was späterhin die Germanen für den Osten und Norden Europas wurden, die Colonieenstifter und Städtebauer bei allen uncultivirteren Nationen. Es ist hier, wo wir mehr von der heutigen Zeit sprechen, nicht unsere Absicht, die ungeheueren Colonieen-Verzweigungen der alten Griechen im Detail zu überblicken, welche sich durch das ganze mittelländische Meer bis zu den Säulen des Hercules und dann durch das schwarze Meer bis zum Kaukasus und tief in Skythien hinein zogen. Doch müssen wir wenigstens im Ganzen uns das Bild dieser Verzweigungen vergegenwärtigen. Denn im Grunde genommen ist der griechische Handelsgeist ungefähr in denselben Gränzen und auf ähnliche Weise, wenn auch nicht in dem ganzen ehemaligen Umfange und mit der ganzen alten Thatkraft, noch jetzt wirksam. Nicht nur in allen Städten der türkischen Halbinsel, in dem freien Königreiche Griechenland, auf den Inseln des ägeischen Meeres, in den Städten Macedoniens und Thraciens (vornehmlich in Thessalonich und Konstantinopel), nicht nur in den kleinasiatischen Städten, sondern auch in den neuen russischen Handelsplätzen am schwarzen Meere, in Odessa, Taganrog ꝛc. spielen die Griechen als Großhändler, als Banquiers, als Seeleute die vornehmste Rolle. Auch in den meisten vornehmsten Handelsstädten im Inneren von Rußland, z. B. in Moskau und Twer, finden sich bedeutende griechische Handels-Etablissements, und man

kann die Kette oder vielmehr das Netz ihrer Niederlassungen bis Petersburg verfolgen.

Eben ein solches Netz von Ansiedelungen griechischer Negotianten zieht sich durch die Walachei durch Ungarn und die ganze österreichische Monarchie bis nach Wien und Leipzig hin. In allen Städten und Marktflecken Ungarns findet man Griechen. Doch machen sie daselbst (anders als die Serbier) auch nirgends eine einzige unvermischte Dorfgemeinde aus (im südlichen Rußland giebt es allerdings mehre ackerbauende griechische Colonieen). Durch ihre Hände gehen die meisten Gelder und Waaren, die von Oesterreich nach der Türkei zielen. (In Bezug auf die Waaren concurriren mit ihnen die Serbier.) Es sind dadurch unter ihnen in der österreichischen Monarchie geschlossene Handels-Compagnieen veranlaßt worden, deren Mitglieder von Athen und Thessalonich bis Pesth und Wien, von Trapezunt bis Leipzig sich die Hand reichen. In Wien ist der größte Banquier nach Rothschild, Sina, selbst ein Grieche, und in Leipzig giebt es einige bedeutende griechische Häuser.

In den Gegenden, wo Griechen und Serbier concurriren, kann man beide ungefähr so unterscheiden, daß jene mehr den levantischen und dann, gleich den Juden, den Geldhandel, diese aber mehr den Binnenverkehr und dann den Productenhandel, z. B. den Kornhandel des Banats, den ungarischen Viehhandel rc., betreiben.

III. Die romanischen Nationen.

Die alten Italiener, die Kinder oder doch die Zöglinge der Griechen, die weltbeherrschenden Römer, sind ohne Zweifel diejenige Nation, welche das Auswanderungs- und Colonieenwesen am beßten organisirt hatte, und von welcher im Alterthume selbst noch weit zahlreichere und auch für die Jetztzeit noch weit wichtigere Colonieen-Stiftungen ausgingen, als von den Griechen. Es liegt indeß die genauere Betrachtung dieser interessanten römischen Colonieen außerhalb des Kreises unserer Abhandlung. Die ehemaligen Theile des großen Riesenreichs bilden wiederum eigenthümliche Staaten und Namen, die sich allerdings noch in den alten Bahnen, aber doch von einander gesondert und ohne Zusammenhang bewegen.

Für Europa sind von den romanischen Nationen keine wichtiger als die jetzigen Italiener und Franzosen.

Näher als die römische Colonieenwelt liegen uns die Wanderungen und Ansiedelungen, welche von den Italienern des Mittelalters ausgingen. Die meisten derselben bezogen sich auf den Handel und gingen vorzugsweise von Venedig und Genua aus. Diese italienischen Kaufleute und Schiffer traten in die Fußstapfen der Griechen, als das Genie dieser letzteren von den Türken gehemmt und unterdrückt wurde, und erfüllten das schwarze, das ägeische und das mittelländische Meer (besonders den östlichen Theil desselben) mit ihren Thaten, Schiffen und Comptoiren. Durch die

Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Indien wurden sie gestürzt, und während ihre romanischen Nachbarn und Brüder, die Portugiesen und Spanier, sich ganz diesen neuen Colonieengebieten zuwandten und in Europa selber fast nie hinausschwärmten, nahmen die Italiener (trotz ihres Columbus) an jenem außereuropäischen Schwärmen sehr wenig Antheil, und ihre auswärtigen Handelscolonieen wurzeln noch jetzt fast alle auf europäischem Boden. Triest, die dalmatinischen Häfen, Odessa, Taganrog, Smyrna, Konstantinopel, mit einem Worte das Colonieengebiet der Genueser und Venetianer, sind auch noch jetzt diejenigen Orte, wo man am meisten italienische Kaufleute, die mit dem Seehandel zu thun haben, angesiedelt findet.

Außerdem aber findet man ja auch in fast allen deutschen, polnischen und ungarischen Städten bis nach Rußland hinein und bis nach Schweden hinauf gewisse Handelszweige mit gewissen Waaren, italienischen und levantischen Früchten, italienischen und levantischen Weinen, so ausschließlich in den Händen italienischer Auswanderer, daß man in Deutschland z. B. den Namen „ein italienischer Laden“ oder „italienischer Kaufmann“ schon vorzugsweise für einen solchen Kram gebraucht, selbst wenn er nicht gerade von einem Italiener betrieben wird, ebenso wie man noch jetzt in Ungarn mit dem Worte „Wälscher“ vorzugsweise den Gewürzhändler bezeichnet.

Nach Ungarn kamen von jeher viele Italiener (hospites latini), besonders seitdem im vierzehnten und

fünfzehnten Jahrhundert Könige und Königinnen aus Italien geholt wurden. Es wanderten in jener Zeit viele italienische Priester nach Ungarn aus, wo sie fette Pfründen fanden, ebenso wie auch noch jetzt nach Bosnien und einigen anderen türkischen Provinzen italienische Priester gesandt werden, die dort freilich nicht so gute Versorgungen finden. Solche italienische Priester schwärmten übrigens ja in alle Welt hinaus. Auch ackerbauende Italiener kamen nach Ungarn, z. B. in's Banat, besonders um dort den Reiß und den Maulbeerbaum zu bauen. Der Seidenzucht und der Seidenfabrikation wegen wanderten von jeher, und wandern noch in diesem Augenblicke nicht wenige Italiener nach Frankreich, Deutschland (namentlich nach Tirol) und Ungarn aus.

Einige Italiener neigen sich mehr zur Auswanderung als andere, vor allen diejenigen, welche die nördlichen italienischen Gebirge bewohnen, — die Savoyarden, die Bewohner der italienischen Cantone der Schweiz, der italienischen Confinien Tirols u. s. w.

Die Savoyarden spielen bekanntlich in ganz Frankreich und namentlich in Paris als Schornsteinfeger, Stiefelputzer und Possenreißer eine bedeutende Rolle. Selbst in Ungarn waren noch bis in dieses Jahrhundert hinein alle Rauchfangkehrer Savoyarden. Italienische Salami- und Parmesan-Käsekrämer, Chocolatenmacher durchziehen Ungarn und die ganze österreichische Monarchie. Namentlich findet man sie auch in Wien.

Die Confiseurs und Kaffeewirthe aus den italienischen Cantonen der Schweiz fehlen fast in keiner Haupt- und

Nebenstadt Europa's, und italienische Gypsfigurenverfertiger und Stukkaturarbeiter sind ebenso allgemein verbreitet.

Italienische Musiker und Sänger stehen mit den Deutschen an der Spitze der europäischen Musik, und auch sonst giebt es noch viele wichtige und unwichtige Chargen und Posten, welche in dem europäischen Völkerhaushalte von Italienern besetzt zu sein pflegen.

Bemerkenswerth ist aber im Allgemeinen sowohl die große Manchfaltigkeit ihrer Beschäftigungen, als auch die große Zerstreutheit ihrer Ansiedelungen. Sie erscheinen in allen Ländern Europa's fast nur einzeln. Nirgends bilden sie eine Factorei; nirgends giebt es italienische Städte-Quartiere, wie in Ungarn die „Razenstädte", oder wie in Rußland die „deutschen Sloboden" und in Deutschland die „Judenviertel," nirgends Factoreien, wie die englischen Factoreien (z. B. die englische Factorei in Petersburg).

Betrachten wir diese allgemeine Verbreitung der Italiener in Europa, bemerken wir namentlich auch, wie viele italienische Familien in den Adel vieler europäischen Staaten übergingen, (in den höheren Classen Frankreichs giebt es viele Familien italienischen Ursprungs, in Oesterreich ist es dasselbe, auch in Ungarn, desgleichen in Rußland, sogar in kleineren deutschen Staaten, z. B. in Hannover und Oldenburg, findet man ebenfalls italienische, jetzt freilich nationalisirte Familienstämme unter dem Adel) und fragen wir dann nach den Vettern der Italiener, nach den Spaniern, so geht

hieraus insbesondere der große Unterschied der Stellung der Italiener und der Spanier und ihrem Verhältniß zu Europa hervor.

Merkwürdig ist es, daß die Franzosen im Ganzen so wenig Colonieen gestiftet haben, und daß Alles, was von ihnen ausgegangen ist, sich nicht im Entferntesten mit dem, was die Italiener im Mittelmeere, oder mit dem, was die Spanier und Portugiesen in Amerika, Afrika und Ostindien ausrichteten, vergleichen läßt, geschweige denn mit dem, was die germanischen Nationen in Europa wie in allen Welttheilen thaten. Alle französischen außereuropäischen Colonieen (in Canada, Gujana, Afrika, Ostindien ꝛc.) erscheinen gegen die neben ihnen aufgeblühten spanischen, englischen, holländischen Pflanzstädte und Staaten höchst unbedeutend, und nirgends haben sich die Franzosen, es sei denn jetzt in Algier, ein großes Colonieen-Land eröffnet.

Auch in Europa selbst giebt es im Ganzen nur wenige Chargen, welche ihnen ausschließlich zu Theil werden, und welche sie in unseren Staaten regelmäßig erscheinen lassen. Es giebt kein europäisches Land (Belgien vielleicht ausgenommen), wo die Franzosen in so dicht gedrängten Colonieen erscheinen, wie z. B. die Serbier in Ungarn, oder wie die Deutschen in slavischen Ländern. Es giebt kein Land, wo die Franzosen versucht hätten die ackerbautreibende Grundbevölkerung zu bilden. Es giebt auch keine Stadt außer Frankreich (Belgien wieder ausgenommen), in welcher die Franzosen sich in solchen compacten Massen zeigten, wie z. B. die Ita-

liener in Wien, oder die Deutschen in Paris. (London hat von allen nichtfranzösischen Städten Europa's wohl die meisten Franzosen.) Man könnte daher den Franzosen vor allen anderen Völkern Europa's den Wandertrieb oder die Fähigkeit, Colonieen zu stiften, am wenigsten beilegen.

Es giebt in Europa nur sehr wenige französische ackerbauende Colonieen, z. B. in Ungarn einige, in Südrußland einige. Doch stammen auch selbst diese mehr aus dem westlichen, unserem Deutschland verwandten Theile Frankreichs, aus Elsaß, Lothringen und Luxemburg. Man nennt sie daher in jenen Ländern zwar „französische Colonieen", doch sind sie es nicht alle. Auch wurden sonst wohl hier und da einiger Industriezweige wegen Franzosen in andere Länder gerufen, jedoch nur höchst selten und einzeln.

Weniger der freie Auswanderungstrieb, als politische und religiöse Unruhen haben die Franzosen zuweilen in das außerfranzösische Europa getrieben und durch sie französische Industriezweige in andere Länder versetzt. Die französischen Colonieen in Dresden, Berlin und anderen deutschen Städten stammen aus den Zeiten der religiösen Verfolgungen in Frankreich. Die politischen Unruhen und Kriege des letzten Jahrhunderts gründeten überall in Deutschland und England vorübergehende französische Niederlassungen. Nur wenige dieser Niederlassungen waren bleibend, obgleich allerdings seitdem nicht nur in Deutschland, sondern auch in Ruß-

land, sogar in Asien zerstreut einige Franzosen hängen geblieben sind.

Im vorigen und vorvorigen Jahrhundert durchschwärmten französische Abenteurer ganz Europa und spielten an den verschiedenen Höfen der Länder oft sehr bedeutende Rollen. Das hat aufgehört. Aber französische Erzieher und Erzieherinnen, namentlich aus der französischen Schweiz, Genf, Lausanne, Neufchatel und dann aus Paris, aus Mömpelgard und noch aus einigen anderen durch sie berühmten Plätzen sind noch jetzt in allen Städten Deutschlands, Schwedens, Polens, Rußlands rc. so häufig, daß sie in vielen wirklich kleine Colonieen und bemerkbare Elemente der Stadtbevölkerung bilden.

Französische Weinreisende, französische Bijouteriehändler und Edelsteinschleifer, französische Köche, Pastetenbäcker und Confiseurs, alsdann, was noch wichtiger, französische Dessinateurs in den deutschen Fabriken, französische Decorationsmaler, französische Putzmacherinnen, französische Etuisverfertiger findet man in allen Theilen Deutschlands, in allen Fabriken Deutschlands, in allen Hauptstädten Europa's, in Wien, Dresden, Berlin, Petersburg, Moskau, Konstantinopel.

Obgleich hiermit noch keineswegs alle Chargen genannt sind, welche die Franzosen noch jetzt zum Theil in Europa zu bekleiden pflegen, so gilt doch von ihnen im Ganzen dasselbe, was wir von den Italienern sagten. Sie sind außerordentlich vereinzelt und zerstreut.

IV. Die germanischen Nationen.

Wir kommen nun endlich zu den **germanischen Nationen**, von denen man im Allgemeinen behaupten kann, daß sie jetzt an der Spitze der meisten Angelegenheiten des Erdballes stehen, und daß sich Alles, was sich hienieden auf diesem Sandkorne, den wir unseren Globus nennen, geistig regt, sich entweder mittelbar oder unmittelbar in ihren Formen und Bahnen bewegt, indem alle diese Nationen entweder reine germanische Stämme sind, als z. B. die Bewohner Norwegens, Schwedens, Dänemarks, Hollands, Englands, Deutschlands, der nordamerikanischen Freistaaten, — oder doch unmittelbar germanischen Nationen untergeben und ihren Impulsen folgend, z. B. die Bewohner vieler slavischen Länder, des nördlichsten Theiles von Nordamerika, Ostindiens, überhaupt des südlichen Theiles von Asien, des ostindischen Inselarchipels, aller Meere der Welt und unzähliger an ihnen liegender Inseln und Küsten, — oder solche, die entweder in der Hauptsache oder in vielen wesentlichen Dingen germanische Institutionen empfingen, als z. B. die romanischen Länder und ihre unermeßlichen Coloniegebiete, die meisten slavischen Länder und Ungarn (in Bezug auf Städtebau und Cultur).

Hiervon indeß abgesehen, — denn Alles, was außer Europa in den übrigen Welttheilen geschah, wollten wir nicht hierher ziehen, — so ist so viel gewiß, daß für Europa keine Colonieen bedeutender, wichtiger und auch

zahlreicher sind als die von den Germanen und namentlich von den Deutschen ausgegangenen.

Beginnen wir auch hier mit dem minder Bedeutenden, mit dem Unwichtigeren (d. h. um es noch einmal zu sagen, mit dem für Europa und für die Jetztwelt Unwichtigeren), so ist hier ohne Zweifel zunächst von den Engländern zu reden.

England hat zu verschiedenen Zeiten vom Continente, von den celtischen Niederlanden, von dem römisch-celtischen Gallien, von dem normannischen Frankreich, von den deutschen Nordsee-Ländern, von Dänemark und Norwegen, mit einem Worte von dem ganzen Halbkreise von Festländern, der dasselbe umgiebt, Einwanderer empfangen, aber solche eben diesen Ländern nie in gleichem Maße zurückgegeben. Es ist auf dem Continente kein Land zu nennen, in welchem die Engländer Ackerbau-Colonieen, oder Städte, wie die Deutschen, gestiftet und mit der vorwaltenden Bevölkerung versehen hätten, wie sie selber dieß in Amerika und in anderen Welttheilen gethan haben. Nirgends haben sie über irgend eine continentale Scholle Europa's die Hauptmassen ihrer Grundbevölkerung herrschend vorgeschoben. Zu verschiedenen Zeiten waren freilich einzelne Theile des Continentes mit ihrem Staats-Connex verbunden, z. B. das westliche Frankreich, Holland, Hannover. Aber entweder faßten sie daselbst gar nicht, oder doch nicht dauernd festen Fuß. Die ganze Energie ihres Wandertriebes, ihrer Eroberungslust und ihres Colonisirungseifers wandte sich nach außen. Sie bevölkerten fremde Welttheile, sie

besiedelten die Küsten aller Meere, und ohne eine einzige Scholle auf dem Continente zu beackern, ohne hier einen Fuß breit Landes zu besitzen (die einzelnen Puncte auf Malta, Helgoland, Gibraltar, den ionischen Inseln rc. machen eine unbedeutende Ausnahme), üben sie doch einen Einfluß auf Europa, der mindestens einer Herrschaft auf dem Viertel des Welttheils gleich kommt.

Im Ganzen genommen dienen die Engländer nur sich selbst, und während man andere Nationen im Dienste von aller Welt findet, geben die Engländer sich nur selten dazu her, sich auf dem Continente nützlich zu machen. Bei einigen Fabriken und Manufacturzweigen findet man sie bei uns verwendet. Bei unseren Maschinen-Fabriken, unseren Eisenbahnen, Dampfschiffen, Gasbeleuchtungen haben sie uns hier und da geholfen. Selbst in Rußland stehen sie an der Spitze industrieller Unternehmungen. Bei Brückenbauten (die Pesther Riesenbrücke wird von Engländern ausgeführt), bei gothischen Gebäuden (selbst in der Krim wird ein großes gothisches Palais von Engländern gebaut), bei Wasser- und Hafenbauten namentlich werden sie zu Zeiten verwendet. Doch führt sie dieß in der Regel nur vorübergehend zu uns herüber.

Ebenso vorübergehend sind diejenigen zahlreichen Ansiedelungen der vornehmen und gebildeten Engländer, welche nur der Bildung und des Vergnügens wegen den Continent bereisen. Obgleich diese Art von Niederlassungen, von denen die bedeutendsten in Neapel, Rom, Florenz, Mailand, Wien, Dresden, Berlin, Baden,

der Schweiz, Brüssel, vor allen aber in Paris sind, in nationalökonomischer Hinsicht nicht so wichtig ist, so kommen sie doch bei keiner Nation mehr in Anschlag als bei den Engländern.

Das Wichtigste sind indeß wohl die Etablissements, welche die Engländer auf dem Continente des Handels wegen begründet haben, namentlich auf der pyrenäischen Halbinsel (in Oporto, Lissabon, Cadix, Gibraltar), dann in Italien (z. B. in Livorno), in der Türkei (auf den ionischen Inseln, in Smyrna, Konstantinopel ꝛc.) und in Rußland (in Riga, Petersburg, in welchem letzteren Orte sie eine große Factorei bilden). Außer den vielen zerstreuten Engländern, welche man überall hier und da fest etablirt findet, möchten wohl diese Handels-Etablissements die wichtigsten, eine einigermaßen compacte und bedeutende Masse von englischen Colonisten darbietenden Niederlassungen sein.

Auch der Wanderer, welche der Bibelvertheilung, der Judenbekehrung, der Gefängniß-Verbesserung, oder anderer ideellen Zwecke wegen zu Zeiten von England ausgehen und als Missionäre sich immer in einzelnen Theilen Europas aufhalten, kann man bei dieser Gelegenheit gedenken.

Unter den Engländern wohnen die Iren und Schotten, beide Nationen, obgleich von nicht germanischem Stamme, doch sehr in die germanische Lebensweise hineingeführt. Beide haben, auf den Flügeln germanischer Wanderlust getragen, viele Colonieen in auswärtigen Ländern gestiftet. Doch fallen dieselben in der Regel mit denen der Engländer zusammen und zielen meistens nicht

auf Europa. Eine Ausnahme dagegen machen die Wanderungen der irischen Küstenbewohner an die französischen Küsten, wo sie verschiedenen Geschäften obliegen, und alsdann die Stiftungen, welche die frommen Schotten im Mittelalter hier und da in Deutschland und in anderen Ländern machten, (z. B. die Schotten-Abteien in Passau und in Wien).

Die Germanen in Skandinavien gehören ebenfalls zu den größten Colonieen-Stiftern Europa's. Wenn wir hier auch nicht der aus Schweden gekommenen Gothen und der von ihnen in Europa gegründeten Staaten gedenken wollen, so ist es doch wichtig, die Normannen in Dänemark und Norwegen zu erwähnen, die Europa im Mittelalter mit einer unzähligen Menge von Colonieen überschwemmten. Noch jetzt führt die Normandie ihren Namen, noch jetzt leitet der englische Adel seinen Ursprung bis zu ihnen hinauf, noch diesen Augenblick tragen, wie man sagt, die neapolitanischen Ducas und Nobilis die hellen Flachshaare des Nordens und scheiden sich als erobernde Fremdlinge von dem dunkelhaarigen unterjochten Volke, noch heutiges Tages glauben manche russische Große von dem Normannen Rurik herzustammen. Island ist ein europäisches Land, das ganz von Dänen colonisirt wurde. Die Dänen sind so gute Seeleute, daß sie in der englischen Marine häufig angetroffen werden. Ihre Colonieen außer Europa sind noch jetzt im Verhältniß zur Kleinheit des Staates nicht unbedeutend zu nennen und waren ehemals, als Grönland noch grünte und nicht unter Eis erstarrte, sehr bedeutend.

Die Schweden haben in Finland ein großes Colonieen-Gebiet gehabt. In dieser jetzt russischen Provinz haben sie die meisten Städte gegründet, und ihre Bürgerschaften, ihre Sitten und Sprache blühen noch jetzt daselbst. Auch verzweigten sich viele ihrer Colonieen nach Liv- und Esthland hinüber. Doch haben die Skandinavier in neuer und neuester Zeit mehr und mehr aufgehört, auf den Verkehrsplätzen der europäischen Völker, auf den Märkten und den Schlachtfeldern (auf diesen gaben sie noch vor 150 Jahren zuweilen den Ausschlag) unseres Welttheiles eine bedeutende Rolle zu spielen.

Dasselbe ist, wenn auch nicht in gleichem Grade, der Fall mit denjenigen Germanen (fast könnten wir schon sagen, Deutschen), welche in den Niederlanden wohnen, die gleichfalls zu den schwärmlustigsten Nationen Europa's gehören. Die Niederländer, Flandrer, Holländer und Friesen haben nicht nur einen großen Theil der außereuropäischen Welt (Java, — das Capland, — nordamerikanische Provinzen 2c.) mit Bewohnern versehen, sondern sie haben auch beständig, und zwar mit ihren Brüdern, den anderen Deutschen, gemeinschaftlich in viele Striche Europa's Pflanzer ausgesandt. Friesen gingen mit den Angeln und Sachsen nach England. Flandrische Bürger und Bauern („Flandrenser") wurden im Mittelalter überall im nördlichen Deutschland angesiedelt, und namentlich in den den Slaven abgenommenen Gebieten, an der Ostsee, in der Mark Brandenburg, in Sachsen, ja bis Baiern, Oesterreich und Ungarn hin.

Und mit diesen unseren niederländischen Brüdern sind wir denn nun eigentlich auf deutschem Boden und in der Mitte dieser merkwürdigen Wandererströmung, welche von Deutschland ausging, angelangt.

Die deutschen Sueven hatten ihren Namen vielleicht von dem deutschen Worte „schweifen." (Sollten nicht die Vandalen ihren Namen von dem Worte „wandern" ableiten können? Sie kamen von der Ostsee bis Afrika und sollten wenigstens wohl den Namen „Wanderer" vor allen Deutschen vorzugsweise für sich in Anspruch nehmen können.) Die „Flanderer" dagegen haben entweder ihren Namen von einem alten deutschen Worte, welches so viel als „wandern" bedeutet, erhalten (franz. „flaner"), oder sie haben ihren Eigennamen der oft von ihnen geübten Handlung gegeben. „Flandern" oder „herumflandern" heißt noch jetzt in einigen deutschen Dialekten, z. B. in dem Dialekte der Zipser Deutschen in Ungarn, so viel als „herumlaufen", und ein Flandrer so viel als ein „Wanderer" oder ein „Colonist" überhaupt.

Dem mag sein, wie ihm wolle, so ist so viel gewiß, daß kein Volk, so lange die Welt sich dreht, so in allen Welttheilen gewandert ist und sich zerstreut hat, wie die Deutschen, und daß namentlich und vor allen Dingen in Europa selbst ihnen in dieser Beziehung keine andere Nation gleich kommt.

Die deutsche Nation, im Herzen von Europa gelegen und auf allen Seiten mit Nachbarn von den verschiedensten Stämmen in Berührung kommend, mit den Franzosen, Engländern, Normannen, Slaven, Tür-

ten, Italienern, (die Franzosen haben nur Italiener, Deutsche und Spanier zu Nachbarn, die Spanier aber nur die Franzosen) ist theils durch ihr kosmopolitisches Naturell, theils durch ihre geographische Situation, welche jenes Naturell noch mehr entwickelte, vor allen dazu geeignet, sich unter fremden Völkern der verschiedensten Art niederzulassen, fremdartigen Verhältnissen und Umständen sich anzupassen und mit verschiedenartigen Volkscharakteren sich auszugleichen. Dazu kommt, daß sie zu allen nützlichen und heilbringenden Beschäftigungen des Lebens auf gleiche Weise aufgelegt und fähig sind. Sie sind fleißige Freunde des Ackerbaues, sie sind eifrige und brauchbare Handwerker und Künstler, sie sind im Bergbau besonders erfahren, und da ihr Vaterland in der Mitte unseres Welttheiles, von dem Hafer und der Fichte bis zum Wein, zum Kastanien- und zum Maulbeerbaum, fast alle europäische Producte erzeugt, so kann man aus Deutschland ebenso gute Weinbauer, als Tabackspflanzer, ebenso forstkundige als ackerbauverständige Leute erhalten.

Im Handel sind die Deutschen vorsichtig und geschickt, wie sich dieß in den in aller Welt geachteten hanseatischen Kaufleute zeigt. Sie lernen gern Alles und lehren auch gern Alles. Als Schüler, sowohl als auch als Lehrer, Erzieher und Prediger heißt man sie daher in der Fremde willkommen. Dabei ist das Sprüchwort von deutscher Treu und Glauben kein leerer Wahn, und die Fremden lassen sich daher gern mit ihnen ein, weil sie in dem deutschen Charakter eine Bürgschaft

zu haben glauben, daß die eingegangenen Verpflichtungen in Erfüllung gehen werden.

Diese Umstände, diese ursprüngliche allseitige Offenheit des deutschen Charakters und diese ihr Vorschub leistende ebenso allseitige Offenheit unseres Vaterlandes, welches im Gegensatze mit dem überall vom Meer umschlossenen England mit den Nachbarn durch trockenes, jeden Augenblick leicht zu überschreitendes Festland innig verwebt ist, und durch welches zur Verstärkung dieser innigen Verwebung außerdem noch die Bänder und Leiter der Flüsse nach allen Seiten gehen, — der Rhein nach Belgien, — die Donau nach dem Oriente, — die Weichsel durch Polen, — die Rhone, die mit ihren Quellen nahe an Deutschland hinanragt, nach Frankreich, diese Umstände, sage ich, mögen es sein, welche theils ursprüngliche, theils Vorschub leistende Ursachen der starken Wanderlust, oder, besser gesagt, des starken Umsiedelungstriebes der Deutschen waren.

Indem wir wiederum die Thaten, welche nur noch aus grauer Vorzeit herüberklingen, die Wanderungen der Deutschen nach Süden und Westen, die Staaten und Städtegemeinden, welche sie auf den Trümmern des römischen Reiches errichteten, die Umsiedelung der Longobarden nach Italien, der Franken nach Gallien, der Angeln nach Britannien, unberücksichtigt lassen, überblicken wir hier nur diejenigen Wanderungen, welche solche Abzugscanäle eröffnet, die noch jetzt zum Theil nicht verstopft sind.

Von den ersten Zügen der Cimbren und Teutonen

zu des Marius Zeiten bis auf die endliche Zerstörung des römischen Reiches blieb die Richtung der deutschen Uebersiedelungen und Wanderungen eine westliche und südliche.

Von der Stiftung des großen Karolingischen Reiches an aber wurde sie mehr eine östliche, und diese Richtung behielt sie bis auf unsere Tage herab bei, indem sich die Franken und mit ihnen im Bunde dann alle Deutschen zu den Aposteln der Christianisirung und Bildung des weiten europäischen Ostens aufwarfen und in diesem Sinne mehr oder weniger stark diesen ganzen Osten mit Colonieen versahen.

Am Rheine beginnt diese Besiedelung der östlichen Länder mit Deutschen. Die rheinischen westlichen Deutschen warfen sich auf die östlichen und nördlichen Landsleute, und diese trieben dann weitere Aeste hinaus in die weiten Länder der Slaven, Finnen (Esthland) und Magyaren.

Die rheinischen Franken, alsdann die Flandrer und später die Pfälzer wanderten nach Sachsen, Brandenburg, und weiterhin verzweigten sich die Brandenburger und Sachsen mit Colonieen in Polen hinein, und es läßt sich hier und da eine ganze Kette von Colonieen, von denen eine aus der anderen hervorging, von Osten her bis nach Westen zum Rhein hin verfolgen. Z. B. in den südlichen Steppen Rußlands giebt es Ackerbau-Colonieen mit deutschen Bauern aus Ungarn. Die Vorväter dieser deutsch-ungarischen Bauern kamen aus Oesterreich, die Vorväter der Oesterreicher aus Baiern,

und zum Theil auch vom Rhein von den Franken Carl's des Großen.

Eine andere Kette solcher Colonientriebe, von denen eine aus der anderen hervorging, wäre diese: In Petersburg und in anderen russischen Städten giebt es hier und da gar nicht unbedeutende Branchen der daselbst heimischen deutschen Gesellschaft, welche man als livländische Coterieen und als kleine livländische Colonieen bezeichnen kann. Sie kamen aus dem deutschen Livland. Die Livländer kamen größtentheils aus Preußen, ihrem Mutterlande, die preußischen Deutschen aber aus Westphalen, vom Rhein, aus Brandenburg.

Im Ganzen darf man hier aber weniger an eine genaue Nachweisung des Hervorgehens einer einzelnen Colonie oder gar einer einzelnen Familie aus der anderen denken als an eine Massenentwickelung aus Massen. Es ist z. B. gewiß, daß die Hauptmasse der österreichischen Deutschen aus Baiern hervorging, und ebenso gewiß ist, daß die Hauptmasse der ungarischen Deutschen sich wieder aus Oesterreich herausarbeitete, und endlich wieder, daß die deutschen Verzweigungen in Serbien und der Walachei meistens aus Ungarn und Siebenbürgen hervortraten, obgleich allerdings doch zuweilen Colonisten von den entferntesten Gebieten des reinen deutschen Stammlandes plötzlich und ohne Zwischenstufe in die entferntesten Gegenden des Colonieenlandes versetzt wurden, und obgleich bei jeder einzelnen entlegensten dieses Herauswachsen von Wachsthumsknoten zu Wachsthumsknoten sich selten bis zum Rhein verfolgen ließe.

Im Ganzen also, so viel steht fest, gingen und gehen zum Theil noch jetzt die Umsiedelungen der Deutschen von Westen nach Osten und Norden. Und wie Deutschland selbst in zwei große Haupttheile, Nord- und Süddeutschland, zerfällt, so gingen auch jene Wanderungen hauptsächlich in zwei Richtungen, in einer nach Nordosten an der Ostsee hin, wo Preußen (und die sich daran anschließenden Landschaften), und in einer zweiten nach Südosten die Donau hinab, wo Oesterreich (mit den von ihm abhängigen Ländern) die vornehmsten Colonieen-Gebiete zeigt. Als eine dritte mittlere an die vorige sich süd- und nordwärts anschließende Richtung könnte man die Vorschiebung deutscher Colonieen durch Sachsen, Böhmen und Schlesien nach Polen hinein bezeichnen. In allen drei Richtungen hin verloren sich allgemach die Wellen der friedlichen deutschen Völkerbrandung in die Türkei, Tatarei, Polen, Rußland, Sibirien hinein, immer schwächer werdend, bis selbst an die chinesische Mauer hin.

Es ist kaum eine Art von menschlicher Beschäftigung zu nennen, welche nicht im Stande gewesen wäre, deutsche Colonisten aus ihrem Vaterlande in jene Gegenden zu locken. Den Handel betrieben die deutschen Hanseaten an der ganzen Ostsee hin. Sie stifteten Handels-Colonieen in Rigä, Reval, Nowgorod, und ihre Nachkommen betreiben den Handel dort noch auf dieselbe Weise und beinahe in denselben Niederlassungen. Den Ackerbau verstehen sie am besten, und sie könnten darin den Russen, Polen und Ungarn als ein Muster der

Nachahmung dienen, wenn Fleiß, Arbeitsamkeit, Sorgfalt und andere Tugenden, die den Deutschen auszeichnen, sich so leicht nachahmen ließen.

Des Bergbaues sind die Deutschen besonders kundig. Die Franken brachten ihn in's Land der Sachsen auf den Harz. Von hier aus wurden die Minen des Erzgebirges entdeckt, und dann minirten sich die deutschen „Berghäuer" bis nach Ungarn in die Karpathen und sogar bis in die banatischen Gebirge an der türkischen Gränze hinein, sowie sie auch nach Rußland, nach Sibirien, geholt wurden, um die Berge an den chinesischen Gränzen auszubeuten.

Auch als Winzer und Gärtner gingen und gehen noch unzählige Deutsche durch ganz Europa, um diese Riesenjungfrau selbst in ihren ödesten Besitzungen mit Blumenkränzen und Rebengewinden zu schmücken.

Es ließen sich auf diese Weise viele Zweige der menschlichen Cultur und des bürgerlichen Haushaltes anführen, und man könnte nachweisen, wie sie sich, durch deutsche Hand gepflegt, allmählig und stufenweise (sowohl in räumlicher als in zeitlicher Beziehung) aus dem deutschen Westen nach Osten hin entfalteten.

Nach Westen und Süden hin waren und sind noch jetzt diese friedlichen Wanderungen der Deutschen nicht so bedeutend, nur selten wurden sie dahin als Ackerbauer und Bergleute geholt, doch giebt es einzelne derselben selbst in Spanien. Am meisten kommen sie in diese Gegenden als Handwerker, z. B. die großen deutschen Handwerker=Colonieen in Paris, oder als Kaufleute

(viele deutsche Häuser in Bordeaux, in London, in Hull) oder als Beamte (in's nördliche Italien). Manche kleine Zweige der bürgerlichen Beschäftigungen führen noch beständig Deutsche in jene Gegenden hinüber (hessische Besenbinderinnen, deutsche Viehtreiber in Frankreich). Die schweizer Deutschen waren für diese Gegenden immer besonders wichtig, und sie durchwandern (mit verschiedenen Industrie-Producten), sowie auch die Tiroler (mit ihren Handschuhen und Decken) und die Schwarzwäldler (mit ihren Uhren) sowohl diesen Westen Europa's als jenen Osten. Auch die deutschen Militär-Colonieen (die deutschen Trabanten, die Schweizer-Garden), die es seit alten Zeiten in Frankreich und Italien giebt, kann man noch hierher rechnen.

V. Verschiedene Nebenvölker.

Außer den genannten Haupt-Nationen Europa's giebt es nun noch viele Nebenvölker, welche, obgleich meistens nicht einmal ursprünglich in diesem Welttheile zu Hause, doch unzählige Niederlassungen in allen europäischen Ländern gegründet haben und noch jetzt gründen. Dieß sind besonders die Juden, Armenier, Zigeuner und noch einige andere.

Die **Juden** haben sich in Europa und überhaupt in der ganzen Welt fast ebenso weit verbreitet wie die Deutschen, und oft mit den Deutschen selbst (was schon die deutsche Sprache, deren die Juden sich in Polen, Ungarn, Rußland und in Frankreich bedienen, beweist). Nichtsdestoweniger aber sind die von

ihnen gestifteten Colonieen so ganz anderer Art (bloße Krämer- und Geldmänner-Colonieen) und haben eine so einseitige Bedeutung für die menschliche Cultur, daß sie mit der Wichtigkeit der deutschen Colonisirung natürlich in gar keinen Vergleich kommen

Diejenigen Gegenden, in welchen die Juden die größte Rolle spielen, sind die slavischen, ungarischen und danach die deutschen Länder. In Deutschland sind ihnen fast ausschließlich nur gewisse Kram- und Handelszweige zu Theil geworden, in den slavischen Ländern aber außerdem auch noch viele Handwerke, besonders solche, welche sich auf die Persönlichkeit der Menschen beziehen, das Schneider- und Schusterhandwerk. Die Juden suchen immer mehr mit Personen als mit Sachen zu thun zu haben; — Häuserbau, Zimmer- und Maurer-Handwerk ist nicht ihr Geschäft, ebenso wenig Ackerbau, Viehzucht rc. Auch ist das Fuhrwesen in einigen slavischen Ländern häufig vorzugsweise in ihren Händen, jedoch wiederum nur in Bezug auf den Personentransport. Waarentransport ist weniger ihre Sache, sie lassen ihn gewöhnlich, selbst in eigener Angelegenheit, von Anderen besorgen. Sonst besaßen die Juden in diesen slavischen Ländern sogar die Verwaltung des Postwesens, und jetzt haben sie wenigstens noch das Gasthauswesen in ihren Händen.

Als Ackerbauer haben viele Juden, nothgedrungen, zu verschiedenen Zeiten weite Striche Rußlands besiedeln müssen. Doch sind diese Colonieen nie zu bedeutender Blüthe gelangt.

Zwischen fast allen jüdischen Colonieen Europa's finden höchst merkwürdige Verbindungen und Wanderungen von der einen zur anderen statt. Deutschland als das Mutterland läßt sich auch gewissermaßen als vermittelndes Stammland betrachten, und von hier aus gehen noch jetzt immer neue Sendlinge aus, um die Juden-Colonieen anderer Länder zu vermehren oder anzufrischen; z. B. von Böhmen wandern noch heut zu Tage viele Juden nach Ungarn, ebenso von anderen Theilen Deutschlands nach Paris.

Die portugiesischen Juden mit ihren Ansiedelungen in Holland und Frankreich bilden einen eigenen Colonieen-Zweig, — ebenso die spanischen Juden, die nach Afrika und in das türkische Reich bei ihrer Vertreibung aus Spanien auswanderten und von Konstantinopel und Thessalonich aus eine Reihe kleiner Niederlassungen in den Städten an der Donau hinauf bis nach Wien gegründet haben, in welcher letzteren Stadt sie (spanisch und türkisch redend) als türkische Unterthanen eine eigene Gemeinde bilden und schon fast 200 Jahre unter alten Privilegien leben. — Eben derselbe Fall ist es endlich mit den karaitischen Juden, welche in den Städten der Krim, Südrußlands und der Türkei kleine Handelsfactoreien besitzen, in denen sie sich mit dem orientalischen Handel beschäftigen.

Die Armenier sind in Europa eine viel neuere Erscheinung. Sie wurden hier theils durch die Türken, theils durch die Russen eingeführt, durch die Türken,

deren Unterthanen sie waren, und durch die Russen, zu denen sie sich oft vor den Bedrückungen der Türken flüchteten.

Durch die Türken wurden die Armenier wohl gleich bei der Eroberung Rumiliens in Europa eingeführt. Durch die Russen geschah dieß erst später, als die tatarischen Reiche Kasan und Astrachan erobert wurden und die Russen in die Nähe des Kaukasus und Persiens kamen, wo dann zu wiederholten Malen eine Menge von Armeniern sich zu ihnen flüchtete und im südlichen Rußland sich verbreitete. Sie kamen von hier aus auch nach Polen, wo ihre Haupt-Colonie in Lemberg ist. In die Walachei und nach Siebenbürgen mögen sie wohl schon durch die Türken verpflanzt worden und auch von hier aus auf einem zweiten Wege nach Polen gekommen sein. Nach Ungarn kamen sie auch ohne Zweifel schon durch die Türken, in größerer Menge aber erst in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts von Siebenbürgen und ebenso noch einmal von dort aus, als die von den Ungarn zurückeroberten Domänen im Banat um ein Billiges verkauft wurden.

Es giebt freilich auch kleine armenische Handelscolonieen sogar in London, Amsterdam, Marseille, Petersburg und Moskau, wie es deren bis nach China und bis zum Ganges hin giebt. Allein das vornehmste Gebiet der Colonieen-Verbreitung der Armenier in Europa (außer der europäischen Türkei) ist das südliche Rußland, die Walachei, Siebenbürgen, das südliche Galizien bis Lemberg und das östliche Ungarn.

Im südlichen Rußland bauten die Armenier sogar ganz neue Städte (z. B. Nachitschewan), wurden auch an mehren Orten des Seidenbaues wegen angesiedelt. In den meisten anderen genannten Landschaften haben sie eigene zusammenhaltende Gemeinden, die sich von den übrigen sondern und in Sitte, Sprache, Religion rc. unterscheiden, (in Ungarn z. B. eine neue Gemeinde in Neusatz).

In dem ganzen Oriente sind die Armenier die vornehmsten Kaufleute. In allen walachischen Ländern sind sie auch sehr häufig die Gastwirthe, wie die Juden. In den Steppen Südrußlands und Ungarns haben sie sich noch eines anderen Geschäftes bemächtigt, welches hier Niemand in der Großartigkeit betreibt wie sie. Sie sind hier nämlich, besonders im östlichen Ungarn, die größten Landpächter, Viehzüchter und Ochsenhändler. Außerdem befleißigen sie sich hier und da auch der Bienenzucht auf eine großartige Weise. Sie betreiben diese Gegenstände aber in einer ganz anderen Art als die deutschen Bauern, nämlich mit sehr viel eigenem oder zusammengeliehenen Capitale, gewissermaßen fabrikmäßig, weniger aus Liebhaberei für diese Zweige des Ackerbaues als des Geldgewinns wegen. Viele dieser Armenier sind auch bereits vermöge ihres gewonnenen Geldes dem ungarischen Adel einverleibt worden. Ebenso gingen Armenier in den polnischen Adel Galiziens, in den walachischen der Bukowina, der Moldau und Walachei über, und endlich giebt es auch unter dem höchsten russischen Adel Leute armenischen Geblüts.

An die Armenier schliessen sich die Perser, die auch hier und da in Europa kleine Gemeinden (selbst solche mit einem eigenen Schiitischen Bethause) bilden, z. B. in Petersburg, Moskau, Astrachan, — dann die Bucharen, welche als einzelne Zugvögel sowohl in ganz Rußland als auch selbst bei uns in Leipzig bekannt sind, — endlich die Parsen (Feueranbeter), welche eine Colonie in Europa, nämlich in Astrachan, haben.

Uebrigens giebt es noch viele der verschiedensten Nationen aller Welttheile, welche nach Europa geführt werden, und die da, wo sie sich treffen, eigene kleine Conventikel und Coterieen bilden. Man achtet z. B. oft wenig auf die zerstreuten afrikanischen Negergesichter, die man hier und da sieht. Besucht man sie aber einmal in ihren oft sehr versteckten Schlupfwinkeln, so ist man nicht selten höchst erstaunt über die große Neger-Societät, die sich in einigen Städten zusammenfindet. In Berlin gab es sonst viele, und es hat von ihnen die Mohrenstraße ihren Namen. Auch kleine arabische (z. B. in Konstantinopel, Moskau), maurische (in Frankreich), malaische (in London, Amsterdam) Verbrüderungen oder Associationen lassen sich leicht überall entdecken.

Die sonderbarste Erscheinung unter allen Völkern Europa's bilden aber die Zigeuner, welche unter allen Nationen Europa's ihre Zelt-Colonieen aufschlagen und abbrechen und seit vier Jahrhunderten eine unwandelbare Wildheit zur Schau tragen, die so sehr Alles überbietet und allen Cultivirungsversuchen dermaßen trotzt,

wie dieß bisher noch bei keinem von allen je in Europa aufgetretenen Völkern der Fall war. Es giebt kein Land in Europa, das von Zigeunern ganz frei geblieben wäre; doch wie die Juden sich Polen, so scheinen die Zigeuner sich die von Walachen bewohnten Länder (Siebenbürgen, das östliche Ungarn, die Walachei, die Moldau, die Bukowina, Bessarabien) vorzugsweise zu ihrem zweiten Vaterlande erkoren zu haben. Sie betreiben in ganz Europa nur drei Gewerbe, die alle drei immer bei ihnen gefunden werden, obgleich sie nichts mit einander gemein zu haben scheinen, nämlich das Schmiedehandwerk, den Pferdehandel und die Musik (außerdem das Wahrsagen, Betteln und Stehlen). Die Musik treiben sie mit besonderem Erfolge in Ungarn und der Tatarei. In Moskau scheint es die am wenigsten wilden Zigeuner zu geben.

Bei sich zu Hause, wo sie allein und unter sich sind, müssen die meisten Völker in der Regel allen Ansprüchen des Lebens genügen; sie müssen dort den Ackerbau betreiben, sie müssen Handelsleute erzeugen, Handwerker unter sich haben ꝛc. In die Fremde aber pflegen sie nur durch besondere Neigungen und Talente verlockt zu werden, und dort pflegen sie daher nur das zu betreiben, worin sie vor Allem stark sind. (Die Bewohner des Engadin z. B. haben bei sich zu Hause Viehhirten, Schuster, Schneider, Bauern ꝛc., in der Fremde aber sind alle Engadiner Zuckerbäcker). Man kann daher bei jedem Volke die Art der von ihm gestifteten Colonieen bezeichnen.

Die geographische Situation des Mutterlandes, die Sympathieen und Antipathieen, welche zwischen den Völkern existiren, alsdann auch oft der Zufall oder eine durch irgend ein historisches Ereigniß einmal gegebene Richtung haben es veranlaßt, daß ein Volk oft vorzugsweise in die Gebiete eines anderen Volkes colonisirend eingedrungen ist. Man kann daher Hauptcolonieen-Gebiete jedes Volkes bezeichnen.

Wir wollen es versuchen, nach dem Vorigen ein übersichtliches Verzeichniß der europäischen Völker mit Beifügung der Art der hauptsächlich von ihnen außer Landes betriebenen Geschäftszweige und der Angabe ihres vornehmsten Verbreitungsgebietes anzufertigen. Das Gesagte wird dann, in einer solchen Uebersicht neben einander stehend, noch deutlicher in's Auge springen. Da hier bei einem so neuen Versuche dieser Art überhaupt nicht von Vollständigkeit und völliger Abrundung die Rede sein kann, sondern das Ganze, wie bemerkt, nur der Versuch einer Skizzirung des behandelten Gegenstandes sein soll, so brauchen wir nicht zu sagen, daß allerdings vor allen Dingen eine quantitative Schätzung der ausgestoßenen Colonieen-Masse diese Skizze begleiten sollte. Doch sind unsere Statistiken einstweilen noch so beschaffen, daß nicht einmal eine entfernt approximative Schätzung dieser Art gewagt werden dürfte.

In der ersten Colonne dieser Uebersicht haben wir den Namen der europäischen Nationen angegeben,

in der zweiten die Beschäftigungen, welche sie außerhalb ihres Vaterlandes betreiben, und in der dritten die Länder, in denen sie vorzugsweise Colonieen begründeten.

Magyaren.	Des Hofes wegen in Wien, sonst nur in wenigen Dörfern gezwungene Auswanderer.	Oesterr. (Wien), einige türkische Provinzen.
Russen.	Vornehme zum Vergnügen reisende Russen im Auslande.	Deutschland, Italien.
Polen.	1) Politische Verbannte.	Frankreich, England.
	2) Adels-Colonieen.	Lithauen, Podolien, Volhynien.
Spanier.	Politische Flüchtlinge.	Frankreich, Italien, England.
Türken.	Militär-Colonieen.	An der Donau.
Daco-Romanen.	Zerstreute Beamte, Offiziere.	Oesterreich, Rußland, Türkei.
Tschechen.	1) Industrielle Colonieen.	Oesterreich.
	2) Musikbanden, verschiedene Krämergeschäfte.	In der ganzen Welt.
Serben.	Handels-Colonieen (Frucht- und Viehhandel).	Ungarn.
Griechen.	Handels-Colonieen (Geld- und Waarenhandel),	Ungarn, Türkei, Rußland.
Italiener,	1) Handels-Colonieen.	Levant. Länder.
	2) Verschiedene kleine Gewerbe (Gewürzkrämerei, Stukkaturarbeit, Zuckerbäckerei rc).	Deutschland.

Franzosen.	Wenige Ackerbauer, Möbelhändler, Erzieher, Köche, Zuckerbäcker, verschiedene Fabrikzweige	Das ganze nichtfranzösische Europa.
Engländer.	1) Großhändler auf der See.	Portugal, Spanien, Rußland, Türkei.
	2) Einige Fabrikzweige.	Deutschland.
Skandinavier.	Ackerbau-Colonieen u. Handels-Colonieen.	Island, Finnland.
Niederländer.	Ackerbauende Colonieen.	Deutschland.
Deutsche.	Ackerbau, Bergbau, Handel, Handwerke und Gewerbe aller Art.	Der Osten Europa's.
Juden.	Geldgeschäfte, Krämerei.	Polen, Ungarn.
Armenier.	Handel, Viehzucht, Ländereien-Pacht.	Südost-Europa.
Zigeuner.	Musiker, Schmiede, Pferdehändler.	Ganz Europa.

Mit solchen Untersuchungen und Gedanken beflügelten wir den langsamen Gang der auf den banatischen Schmuzwegen und in der Abenddämmerung, welche uns umgab, dahin schleichenden Zeit. Hätten wir nur auch unseren schwerfälligen Wagen etwas damit beflügeln können! Aber dieser schlich auf dem fettigen Wege

unwandelbar langsam fort, und als wir in dem ungarischen Marktflecken St. Miklos ankamen, war das Theater längst angegangen, oder vielmehr wir bekamen nur noch die letzte Scene des Gamin de Paris zu sehen, der in unserem Wirthshause von einer herumziehenden deutschen Truppe gegeben wurde. Die Rolle des Gamin selbst wurde von einer alten, fast sieben Fuß hohen Jungfer gegeben, die sich ungefähr so benahm wie eine große, hölzerne Gliederpuppe. Dieß war entschieden der Held und die interessanteste Figur des Stückes, die übrigen Rollen hatte ich schon besser gesehen, aber auch schon schlechter, weshalb mich das Ganze wenig ansprach. Uebrigens nahm ich viel Antheil an dem Schicksale dieser armen, in Ungarn herumziehenden Schauspieler. Sie kommen jetzt bei dem auftauchenden Magyarenthum etwas in's Gedränge. Die ungarischen Patrioten sind gegen sie eingenommen und wollen sie jetzt hier und da, wo sie sonst unangefeindet ihre Talente entwickelten, nicht mehr dulden, obgleich sie selber keinesweges gleich so viele talentvolle Genies und fahrende Schüler der Thalia haben, die sie an ihre Stelle setzen könnten. In Pesth und in anderen Orten, wo die Masse der Deutschen groß ist, kann man natürlich die deutschen Schauspieler nicht unterdrücken. Auch das Banat, wo so viele Deutsche leben, wird der Zufluchtsort vieler brotlos gewordenen Schauspieler werden. Aber in anderen patriotischen Städten, wo die Magyaren überwiegen, will man sie ganz verdrängen. Dieser Fall war noch kürzlich in einer der größeren Städte des Königreiches vorgekom-

men. Eine Anzahl von Freunden der Bühne hatte eine Subscription herumgehen lassen, um eine deutsche Schauspieler-Gesellschaft für den kommenden Winter in der Stadt etabliren zu können. Auch die Patrioten wünschten ein Schauspiel, waren aber entschieden gegen ein deutsches. Da sie die Mehrzahl bildeten, so kam denn dieses nicht zu Stande. Es fragte sich nun, wie man ein magyarisches an die Stelle treten lassen könne. Magyarische Schauspieler giebt es fast noch nicht, oder sie sind doch nur, wie alles Seltene, mit großen Kosten zu erlangen. Diese, die Kosten meine ich, scheut indessen doch selbst der glühendste Patriotismus unserer egoistischen Zeit mehr als Alles. Es wurde daher der Vorschlag gemacht, als das Billigste, ein Liebhabertheater zu errichten. Wahrscheinlich wird dann auch wohl dieser Vorschlag durchgegangen sein. Man wird sich vermuthlich mit einem langweiligen ungarischen Liebhabertheater, statt einer, wenn auch nicht ausgezeichneten, doch jedenfalls amusanten deutschen Bühne, begnügt haben. Ich hätte gern den Ausgang dieser Angelegenheit erfahren.

Das Wirthshaus war voll von Offizieren der österreichischen Kaiserhusaren, angenehmen, gebildeten Leuten, in deren Gesellschaft ich einen recht interessanten Abend zubrachte. Sie erzählten mir, daß sie kürzlich in einem adeligen ungarischen Dorfe Execution gehabt hätten. Die adeligen Einwohner dieses Dorfes hätten schon seit langer Zeit völlig ungestraft allerlei Unfug getrieben. Sie hätten z. B. Vieh geraubt, unadelige Per-

sonen auf's Höchste beleidigt und am Ende auch gar die in Folge der Beschlüsse des letzten Landtags zu stellenden Rekruten verweigert. Die Comitats-Verwaltung habe sie mit Güte nicht zur Ordnung bringen können und daher am Ende sich genöthigt gesehen, von den Kaiserhusaren „Brachium" zu verlangen. „Brachium," im Lateinischen bekanntlich „der Arm", ist im ungarischen Latein der Ausdruck für militärische Hülfe, gewaltsame Execution. Jene Bauern waren sogenannte Prädialisten, d. h. mit adeligen Rechten versehene Aftervasallen eines Bischofs und zwar hier des Bischofs von Agram*). Der Anführer der Kaiserhusaren war daher, um in keiner Beziehung eine Verantwortlichkeit auf sich zu laden, vorsichtig und ließ sich von den Oberbeamten des Comitats die Aufforderung und Befugniß zur Leistung des Brachiums schriftlich geben. Darauf rückte er mit seinen Husaren, die Comitats-Beamten in der Mitte, gegen das rebellische Edelleute-Dorf vor. Er hatte seine Leute die Pistolen ziehen und spannen lassen, und so zog er in die Gassen des Dorfs ein, wo die Bauern versammelt waren und die Soldaten mit Steinwürfen neckten und ihrer spotteten, indem sie sprachen, sie hätten sicher keine Kugeln, sondern nur Papier geladen.

*) Nach der ungarischen Gesetzgebung haben nämlich der Erzbischof von Gran, der Bischof von Agram und der Bischof von Raab das Recht, ihren Aftervasallen adelige Rechte zu ertheilen und sie dadurch von der Wegemauth und überhaupt von allen Staatsabgaben, namentlich dem landesfürstlichen Dreißigst, zu befreien, und eben diese Vasallen heißen „Prädialisten."

Der Offizier, welcher die Schwadron commandirte, gab darauf, da der Andrang und Tumult stärker wurde, er aber doch gern Blutvergießen vermeiden wollte, einem der Seinen einen Wink, er solle sein Pistol fallen lassen. Dieß geschah, und es wurde von den Tumultuanten sofort aufgegriffen. Sie zogen neugierig die Patrone heraus und fanden wider ihr Erwarten eine gewichtige bleierne Kugel. Ihr Enthusiasmus für ihre Sache wurde dadurch sehr abgekühlt, sie unterwarfen sich und stellten die geforderten Rekruten. Diese Leistung des Brachium kommt sehr oft in Ungarn vor, weil eben die Widersetzlichkeiten gegen die Ausführung der Gesetze so häufig ist. Aber nicht immer geht es so ohne Blutvergießen dabei her, wie jenes Mal, wo ein kluger Offizier die Execution leitete.

Das Banat und seine Wege.

Der Anblick, den das Banat am anderen Tage jenseits St. Miklos gewährte, war in der That höchst eigenthümlich. Das Land ist, wie gesagt, hier vollkommen flach und eben. Auch bei Berlin, auch bei Leipzig, auch in Holland und anderen Orten ist das Land eben und flach, und doch ist zwischen Flach und Flach ein so großer Unterschied, daß der Anblick der Gegend bei jenen deutschen Städten auch durchaus nicht im Entferntesten mit dem Anblick, den uns das Banat gewährte, in Vergleich zu bringen ist.

Wenn man die Gegend bei Berlin durchwandert, so bemerkt man doch hier und da noch kleine Anschwellungen des Bodens, kleine unmerkliche Hebungen und Senkungen, kleine Sandhügelchen, die sechs, sieben bis zehn Fuß ansteigen und wieder fallen. Sucht man von einem höheren Standpuncte die Gegend zu überschauen, z. B. von einem Thurme, so tauchen am Ende auf einem größeren Terrain auch solche Bodenerhebungen hervor, die man in der Mark Brandenburg

„Berge" nennt, Sanddünen von 30 bis 40 und mehr Fuß Höhe. Es kommt daher, daß der auf einem niedrigen Standpunct Stehende, z. B. der Wanderer in der Mark, trotz ihrer großen Ebenheit doch nicht viel mehr übersieht als in einem gebirgigen Lande, ja oft noch weniger, weil in einem Gebirgslande zuweilen das Bild der Landschaft durch die Berge gewissermaßen herausgehoben ist, und eine Gebirgswand läßt sich von der tiefsten Stelle des Thales aus von oben bis unten überschauen. Nicht so ist es im Banat, wo jedes Stückchen Erdreich platt, wie mit einem Brete angeschlagen, erscheint. Hier giebt es weder Sandhügel von 50 Fuß Höhe, noch auch solche kleine Hebungen und Senkungen des Bodens von sechs, sieben oder zehn Fuß, sondern Alles ist spiegelglatt und eben, wie ein Meer bei Windstille, und man sieht daher, selbst wenn man auch die Augen nicht höher stellt, als sie in einem sechs Schuh hohen Menschen zu stehen pflegen, unendlich weit.

Man könnte demnach den Anblick und Ausdruck der Physiognomie des Banats mit Holland zu vergleichen geneigt sein. Aber auch hier ist noch ein großer Unterschied. Holland ist reich an Gewässern, Flüssen, Flußarmen und Canälen. Die Aecker der Landleute sind doch wenigstens mit Gräben umzogen, mit Hecken, oder Mauern und Dämmen. Dieß Alles, was die Natur und der Mensch in Holland schufen, fehlt im Banate. Flüsse giebt es nicht. Von St. Miklos bis Szegedin, auf beinahe zehn Meilen, sahen wir außer dem Flußarme, der

hier aus der Maros hervorbricht und durch die Ebene bei dem genannten Orte selber vorübergeht, nur noch ein einziges winziges Bächelchen, das, ich weiß nicht, und vielleicht wußte es der Bach selber nicht, rechts oder links hinausirrte. Canäle durchkreuzen das Land ebenfalls nicht. Mit Gräben, Dämmen, Hecken, und Mauern ist kein einziges Feld umgeben. Alles ist freie, durch nichts coupirte Fläche.

In Holland hat außer den genannten Dingen der Mensch auch noch so vieles Andere geschaffen, Dörfer, Städte, Gebäude. Städte giebt es auf den 140 Quadrat-Meilen der Torontaler Provinz keine einzige, Dörfer und Marktflecken 160, mithin auf jeder Quadratmeile im Durchschnitt einen Wohnort. Diese Dörfer liegen sehr ungleich vertheilt, hier und da nahe beisammen, hier und da fährt man aber zwei bis drei Meilen weit, ehe man einen Kirchthurm gewahrt, und in den Zwischenräumen der Dörfer ist Alles leer und öde, ohne Busch und Baum, ohne Stock und Stein (es giebt hier keinen einzigen Pflasterstein) wie auf einem Tanzboden.

Unter den vortrefflichen, lithographirten Skizzen aus Ungarn von dem Engländer H e r i n g, welche überall den originellen Charakter des Landes so treu und wahr wiedergeben, wie sonst kein mir bekannt gewordenes Kunstwerk über dieses Land, befindet sich auch eine, welche eine Ansicht aus den ungarischen Ebenen giebt. Dieses Bild, obgleich es groß ist, stellt platterdings weiter gar nichts dar als eine Landfläche, darüber ein Stück Himmel

und als einzige Staffage einen Storch und einen Ziehbrunnen im Vordergrunde. Und trotz dieser drei einförmigen Gegenstände ist das Bild ergreifend wahr, ja ich möchte sagen, höchst poetisch und pittoresk, wie alles Originelle und Treffende. Der Himmel ist mit Wolken und Wölkchen behangen, deren Ränder von der Morgensonne beleuchtet werden. Man verfolgt ihre langen Reihen, wie die nahen, entfernten und fernsten Segel einer großen Flotte, bis in unermeßliche Entfernungen hin, denn der klare Himmel läßt auch selbst noch die äußersten kleinen Lichtränder deutlich erblicken. Der Boden liegt in seiner ganzen Oede in der Nähe dicht im Vordergrunde des Beschauers; weiterhin liegt er ebenso flach darnieder, und noch weiter und weiter wiederholen sich tausend Male die geraden, parallelen, in die Länge gezogenen Linien der Flächen ohne die Unterbrechung einer Wellenlinie oder einer Winkellinie irgend einer Art. Nach allen Seiten hin verlaufen die Farben vollkommen auf gleiche Weise, aus dem hellen Grün des nächsten Rasens in ein verwischteres Grün, in Grau, und endlich in Blau, und selbst aus einem schmalen Streifen von einem Zwanzigstel-Zoll Breite kommt noch der trübe Schimmer einer ganzen fernen Landschaft in's Auge. Man glaubt, man müsse in irgend einen fremden Welttheil hineinblicken können. Doch ist es bittere Täuschung, und das Gemüth erfüllt sich mit Trauer, wenn es denkt, daß keine Seele hier wohnt. Nicht einmal ein flatternder Vogel zeigt sich in den Lüften. Nur eine Farbenschattirung am Hori-

zont, die einer aufsteigenden Rauchsäule ähnelt, läßt es ungewiß, ob nicht dort in der Ferne einige auf einsamer Sallasche wohnende Hirten ein Feuer anmachten. Der Storch im Vordergrunde steht ganz still und ruhig simulirend in einem Stückchen Sumpf. Er und die Frösche, denen er auflauert, sind die einzigen lebenden Wesen, die man mit Sicherheit wahrnimmt. Der Brunnen ist verlassen, denn er wird nur selten besucht, und meistens baumelt sein Schwengel in dem über die Ebene streichenden Luftzuge knarrend hin und her. Dieser knarrende Brunnenschwengel ist oft Tag und Nacht weit und breit der einzige hörbare Ton, der zuweilen von dem Quaken der Frösche accompagnirt wird.

Obgleich dieses treffliche Bild von Hering recht mitten aus dem Centrum einer ungarischen Wüste genommen zu sein scheint, so paßt es doch ganz und gar auf viele Gegenden des östlichen Ungarns, und man könnte zwischen der Donau, Theiß, Korös und Maros noch tausend solcher ganz ähnlicher Gemälde gewinnen (die Torontaler Provinz, in der wir jetzt fuhren, ist noch zum vierten Theile vollkommen uncultivirter Sumpf) und daraus eine große, diese Ebene charakterisirende Bildergalerie zusammensetzen. Nun versetze sich der Leser in Gedanken nur auf ein halbes Stündchen in eine solche Bildergalerie von, ich will nur annehmen, 500 Gemälden, deren jedes aber weiter nichts darstellt als die besagten vier Gegenstände, Wolken, Erdreich, einen Brunnen und einen Storch, jedoch nur mit der

Abwechselung, daß die Wolken auf dem einen Gemälde so, auf dem anderen so gruppirt sind, bald größer, bald kleiner, — der Brunnenschwengel ist auf diesem Gemälde nach vorn, auf jenem nach hinten übergestürzt, bei dem ersten steht der Storch auf dem rechten, bei dem zweiten auf dem linken Beine, bei'm dritten mausert er sich mit dem Schnabel die Federn, bei dem vierten hat er wirklich einen Frosch gefangen. Ja, auf jedem zehnten Gemälde kann, ich gebe dieß zu, auch die Variation einer Viehheerde und einer Hirtengesellschaft erscheinen, und auf dem zwanzigsten außer dem Brunnen und Storch auch noch ein Kirchthurm, aber nur in der Entfernung. Die Sümpfe im Vordergrunde könnten hier und da zur Veränderung mit Binsen, Rohr und Riedgras bestanden sein, doch dürfte der Maler nicht überall zu verschwenderisch damit umgehen. Jedes hundertste Gemälde endlich könnte das Innere eines Dorfes zeigen. Eine solche Gemäldegalerie würde erst den wahren Total- und Specialeindruck von dem geben, was die Ebenen des östlichen Ungarns vorstellen und sind.

Nun also, wie gesagt, wir reisten wieder auf ein paar Tage in diese Ebenen hinaus. Es war das herrlichste Wetter von der Welt; die Wolken hatten sich ausgeregnet, die Sonne schien fröhlich und lachend in die himmlischen Räume hinein, und uns allen war so reiselustig zu Muthe, daß wir eine Eisenbahn mit fliegenden Locomotiven hätten vor uns haben mögen. Wir hatten aber leider nichts vor uns als jene Definition

eines banatischen Weges, „einen zwischen zwei Gräben eingeschlossenen unausweichlichen Morast.“

Das Regenwetter der vorigen Tage hatte dermaßen die Oberfläche der ganzen Gegend aufgeweicht, daß wir von der Thür des Wirthshauses an nicht anders als den mühseligsten Schritt fahren konnten. Bei uns, wenn die Wege grundlos sind, giebt es für den Reisenden doch immer noch einige Auskunftsmittel. Man läßt z. B. den Wagen allein weiter fahren und geht zu Fuß auf einem kleinen Fußwege nebenher, oder springt, wenn es nicht anders sein kann, von Stein zu Stein. Hier im Banate aber, wo es keine erhöhten Raine an den Feldern, keine Steine und kein einziges Fleckchen Erde giebt, welches anders vom Regen afficirt wäre als die übrigen, ist dieß unmöglich. Die Graswiesen, welche uns zur Seite lagen, luden uns mehre Male ein, zu Fuß nebenher zu gehen, aber wir fanden, daß es platterdings unmöglich war, drei Schritt darauf zu thun. Alles Erdreich war zum Umsinken weich. Mich wundert nur, daß die Grashalme sich in diesem Breie aufrecht erhalten konnten. Es ist für einen fahrenden Reisenden ein höchst ängstliches Gefühl, so weit und breit nur einen unabsehbaren weichen Brei vor sich zu sehen, in dem man nicht einen einzigen festen Anhaltspunct zu gewinnen weiß.

Der schöne Sonnenschein ermangelte nicht, unsere Lage sehr bald noch zu verschlimmern. Die Sonne stieg nämlich höher, es wurde sehr heiß, und je heißer es wurde, desto mehr verdickte sich sichtbar die Masse:

Am vorhergehenden Tage hatte der Regen das Ganze flüssiger erhalten; auch hatte er dazu beigetragen, den Schmuz immer wieder von unseren Rädern abzuspülen. Jetzt aber blieb Alles dickflüssig hangen und kleben. Da ich sonst nichts zu thun hatte, so beobachtete ich, wie der Proceß des Schmuzansetzens an den Rädern vor sich ging. Zuerst beklebten sich die eisernen Beschläge mit Koth, dann die Seiten der Radfelgen, der Besatz wurde immer dicker, und zuletzt hoben wir ganze zentnerschwere fertige Sumpfstücke aus dem Boden heraus. Von diesen fielen zuweilen einige Brocken herunter und überzogen die Speichen mit ihrem zähen Leim, blieben auch wohl an der Nabe der Räder hangen; dann umhüllte sich die ganze Nabe mit Schmuz, und endlich füllten sich auch alle Zwischenräume der Speichen damit aus. Die armen Pferde arbeiteten und keuchten, die Schmuzlawinen der Räder wuchsen, und am Ende rollten wir nicht mehr auf vier Rädern, sondern — wir standen fast auf vier festen Schmuzballen, an denen nicht eine Spur von Rad mehr zu erkennen war (buchstäblich zu nehmen!)

Sowie man in Rußland einschneit und einfriert, so waren wir eingeschmuzt. Es war schlechterdings unmöglich, das Fuhrwerk noch einen Zoll weit von der Stelle zu bringen. Wir mußten alle aus dem Wagen steigen und mit Beilen und dicken Stöcken, die schon auf diesen Fall mitgenommen worden waren, den Schmuz von den Rädern abmeißeln, und zwar mußte dieß rasch geschehen, denn bei der steigenden Hitze der Sonne waren wir im Ge-

fahr, am Ende sogar einzutrocknen. Der zähe Schlamm der banater Erde trocknet sehr rasch und wird dann so hart wie Stein. Der Proceß der Versteinerung unseres Wagens konnte sich sehr schnell vor unseren Augen vollenden. In zehn Minuten kamen wir mit der Arbeit zu Stande, und die Pferde konnten uns wieder ein Bißchen weiter schleppen. Jeder von uns nahm nun einen Knüppel in die Hand und faßte neben einem Rade Posto, welches er beaufsichtigte und bearbeitete, indem er beständig die sich ansetzenden fetten Klumpen abstieß. Nichtsdestoweniger nahm hier und da die Einschmuzung so überhand, daß wir uns noch zweimal festrannten und uns auf die besagte Weise loseisen oder vielmehr losschmuzen mußten.

So reist man im Banate, wenn Sonnenschein auf Regen folgt. Gegen Mittag war der Eintrocknungsproceß jedoch soweit vorgeschritten, daß ich zu meiner Freude hier und da auf den Wiesen nebenher spazieren konnte.

Da man uns gesagt hatte, daß die Seitenwege etwas besser seien, so waren wir von der großen Hauptstraße etwas abgewichen. Obgleich wir uns sehr getäuscht fanden, so verschaffte mir doch dieser glückliche Irrthum den sehr interessanten Anblick der großen bulgarischen Colonie „O Beschenjö“ oder „Alt-Beschenowa“. Dieser Ort hat fast 10,000 bulgarische Einwohner, obgleich es nichts mehr oder weniger als ein Kornbau und Viehzucht treibendes Dorf ist.

Die Bulgaren, die hier wohnen, wanderten um die

Mitte des vorigen Jahrhunderts in's Banat ein. Der Bischof Stanislowitsch, ihr Landsmann, der schon unter österreichischem Schutze lebte, zog sie allmählig herein. Sie sollen schon einigen Reichthum mitgebracht haben, wurden hier aber, wo man ihnen große Ländereien schenkte, die sie trefflich zu nützen wußten, noch viel reicher. Sie bewohnen ganz und ausschließlich hier nur drei Ortschaften, von denen O-Beschenjó und dann Vinga bei Temeswar die hauptsächlichsten sind. Da sie sich aber sehr stark vermehren und sehr mäßig, sparsam und arbeitsam sind, so haben sie auch von diesen Stamm-Colonieen aus schon manche kleine Nebenzweige getrieben und sich der Bevölkerung vieler anderen Colonieen beigemischt. Im Ganzen mag es wohl an 25,000 Bulgaren im Banate geben.

Sie sind lauter Katholiken und wurden, als sie sich vor den Bedrängungen von Seiten der Türken hierher retteten, zum Theil von Franziskanern angeführt, die ihnen in Vinga auch noch heutiges Tages vorstehen. Sonst sind die Bulgaren in der Regel bekanntlich griechischen Glaubens. Von diesen griechischen Bulgaren haben sich viele in die Steppen Südrußlands hinübergesiedelt. Da ich diese dort schon gesehen hatte, so war mir der Vergleich mit den österreichischen Bulgaren besonders interessant. Bei beiden fand ich eine gleiche Bauart der Dörfer, bei beiden Gleichheit der äußeren Erscheinung und Gleichheit der Beschäftigung, sowie auch über beide das Urtheil ihrer Nachbarn ganz gleich lautend. In Südrußland haben die

Bulgaren ebenso wie hier den Ruf, daß sie sparsame, oft geizige, sehr mäßige und höchst arbeitsame Wirthschafter sind, daß sie daher in der Regel besonders durch Kornhandel und Viehzucht sehr wohlhabend werden und Schätze zurücklegen.

Wir trafen es so vortrefflich, daß wir gerade die ganze Bauernschaft des Ortes, mehre tausend Menschen, Weiber, Mädchen und Männer, auf dem öffentlichen Platze und in den breiten Straßen versammelt fanden. Es war Markttag; der Anblick dieser Versammlung machte mir in der That Vergnügen; die Weiber besonders waren alle sehr freundlich und reinlich gekleidet. Sie haben ihre Nationalkleidung treu bewahrt. In kleinen Zelten und Buden, auf Teppichen und leinenen Tüchern, die man auf dem schmuzigen Boden ausgebreitet hatte, wurden Trauben, Obst aller Art, Melonen, dann Honigkuchen in allerlei Formen, Pfeifen und Pfeifenköpfe, Schafspelze und wollene Gewänder verkauft, das Meiste nach bulgarischer Art.

Zwischen dem fröhlichen Getümmel und Gehandel der Jungen schleppten sich hier und da ein paar alte ehrwürdige Bettler herum, und an mehren Stellen saßen auf einem freien, etwas erhöhten Grasplatze oder auch mitten im zähen Schmuze zwischen dem Getümmel ein paar blinde Sänger und Gusle-Spieler. Ich hörte einem dieser Sänger zu, dessen wehmüthig klagende Stimme sich in dem Lärmen der Uebrigen verlor, und besah mir zuerst sein Instrument, die „Gusle". Ich hatte schon viel von diesem eigenthümlichen Instrumente gehört, denn

es ist bei vielen slavischen Nationen, besonders bei den Bulgaren und Serbiern, zu Hause. Nirgends aber noch hatte ich eine deutliche Beschreibung davon gelesen, die ich nun zu geben versuchen will.

Die Gusle oder, wie die Bulgaren mir zu sagen schienen, „Güsle" ist ein Streichinstrument, das aber nicht wie die meisten der unsrigen zwischen den Knieen oder zwischen dem Kinn und der Schulter, sondern auf dem Schooße gehalten wird. Der Spielende sitzt dabei am flachen Boden und hält die Gusle auf den Knieen. Der Kasten des Instruments ist eine Art von halber Trommel, wie eine Schildkröte. Diese Trommel ist auch mit einem Felle überzogen; an der einen Seite derselben sitzt ein langer Stiel zum Festhalten und zum Greifen der Saiten. Ueber die Mitte dieser mit Fell überzogenen Trommel und über das Griffbret hin ist nur eine dicke Saite gezogen. Diese Saite besteht aus zusammengewundenen, in einander geflochtenen oder gedrehten schwarzen Pferdehaaren. Sie wird mit einem höchst solide gearbeiteten Bogen gestrichen. Derselbe ist so beschaffen: es ist ein Holz, welches in einen Halbzirkel ungefähr wie ein halber Tonnenband gekrümmt ist. Die Sehne des Bogens wird ebenfalls durch eine Schnur gedrehter Pferdehaare gebildet, welche mit Harz bestrichen werden. Der Bogen selbst ist zu größerer Festigkeit, auch wohl zum Schmucke, rund herum mit Eisen beschlagen, und an diesem Eisen sind viele kleine eiserne Ringe lose befestigt, so daß sie, besonders wenn der Spieler etwas leidenschaftlich spielt, oder auch, wie es zuweilen

wohl geschieht, mit dem Bogen mehr aufklopft als streicht, dann das Spiel und den Gesang immer mit Geklirre begleiten. Ohne Gesang wird diese Gusle nie gespielt, und der melancholische, aber oft sehr schöne und melodische Gesang, dazu die einförmigen Grundtöne der Gusle und dann das Accompagnement der eisernen Ringe geben wirklich ein ganz eigenthümliches musikalisches Ensemble. Ich möchte wissen, ob das Wort Gusle mit dem Worte Gus (Gans) zusammenhängt, oder etwa mit dem Worte „Gusaly“ oder „guzla“, das so viel bedeutet als „Spinnrocken.“ Die letztere Ableitung halte ich insofern für die natürlichste, als sich in der That die Töne von der Gusle ebenso ununterbrochen und auch fast ebenso gleichförmig abspinnen wie der Faden von einem Rocken.

Mein armer Blinder saß nur halb bekleidet auf dem bloßen schmuzigen Grunde. Seine bloßen Füße und Beine waren bis an die Kniee mit dem tintigen Schlamme, den ich beschrieben habe, überzogen. Sein Rock war überall durchlöchert, seine schwarzen Haare fielen ihm lang und wild über die Schultern, und seine leblosen Augenhöhlen waren beinahe immer gegen den Himmel gewandt, als suchten sie das Licht, während sein Mund in melancholischer Tonart die Worte ertönen ließ: „O du großer Ruhm Gottes! O du großer Name Christi! O du gebenedeiter Name der heiligen Mutter Maria!“ (O welika Bogu slawa! — O welikoi Christi ima! Ich verstand nur diese Worte). Gestehen muß ich es, ich fand noch keinen Streicher,

der mich mit seinem Lobe von Gottes Ruhme und von Christi großem Namen so rührte als dieser von des Himmels Segen scheinbar so gänzlich entblößte Bettler.

Ich fragte einen Beamten des Ortes, der beaufsichtigend auf dem Markte herumging, ob sie nichts für ihre Armen thäten. „O ja," sagte er, „aber der völlig hülflosen Blinden sind gar zu viele." Es fielen mir dabei die unzähligen blinden Bettler in Kleinrußland, wo ich oft 4 bis 5, welche sich gegenseitig die Hand gereicht hatten, in einer Reihe hinter einander hergehen sah, wieder bei, und ich dachte, ob wohl in dem Klima aller dieser südlichen Slavenländer oder in dem Volksstamme etwas liegen möchte, was diese Blindheit hervorriefe.

Ich fragte, um die Ideeen dieser Leute von ihrem eigenen Ursprunge zu erfahren, den Beamten, woher sie in dieses Land gekommen seien. Aus der Bulgarei, sagte er, dort hätten einmal in einem Kriege die Bulgaren, ihre Vorväter, den Türken zu Gunsten der Oesterreicher einen Hinterhalt gelegt. Sie seien aber dabei von jenen überrascht und als Verräther niedergemacht worden; dabei hätten aber die Türken auch noch 30,000 andere Bulgaren zur Rache zusammengetrieben und alle mit einander, mit Weibern und Kindern getödtet. Darauf wären viele Bulgaren, vom Schrecken ergriffen, über die Gränze geflohen, und das seien ihre Vorfahren gewesen. Ich hatte den Mann in einem schlechten Rüssisch angeredet und mich dadurch mit ihm verständigt. Zu meiner Verwunderung aber bemerkte ich nach einiger Zeit, daß er auch Deutsch verstand,

und als ich dann für seine Nachrichten dankte, sagte er in ganz reinem Oesterreichisch: „'s isch mir ane b'sundere Ehre gewes'n!"

Als wir außerhalb O.-Beschenjö wieder an unserer Schmuz-Calamität fortarbeiteten, entdeckte sich uns der außerordentliche Heerdenreichthum dieser Bulgaren. Die ganze weidenreiche Grasflur war mit einer Unzahl von Heerden von Gänsen, Schafen, Ochsen, Schweinen, Pferden (mit letzteren Gattungen jedoch am seltensten) bedeckt, soweit das Auge nur reichte. Es fiel mir auf, daß die Heerden in eine außerordentliche Menge kleiner Parteien zerfielen. Einer unserer Begleiter sagte mir, daß dieß daher käme, weil die Bulgaren immer alle ihr Land bei Erbschaften zu theilen gewohnt wären. Es bekäme immer jeder Sohn ein Stück von der Erbschaft. Die Deutschen im Banate machten dieß gerade umgekehrt. Sie ließen immer den ganzen Hof zusammen, den dann einer der Erben übernähme, während er den anderen ihr Erbtheil auszahle, welche Tagelöhner würden oder sonst etwas anfingen. Weit mehr als mit ihren Wiesen sei dieß mit ihren Aeckern der Fall. Er habe einmal drei Bulgaren auf einem Acker pflügen sehen, der kaum ein Joch Größe gehabt habe, und jeder von ihnen habe seine besonderen, ihm eigenthümlich gehörigen Winkel dieses Ackers für sich bebaut.

Ich lasse dieß dahingestellt, doch war ich sehr geneigt, meinem Referenten Glauben zu schenken, da ich selber schon früher unter dem, den Bulgaren verwandten Stamme der Kleinrussen Aehnliches bemerkt hatte, wo

unter dem Adel z. B. ebenfalls das System der Theilung herrscht, so daß es dort Edelleute giebt mit einem Besitzthume von drei oder zwei und auch noch weniger Seelen.

Die bulgarischen Heerden unterhielten unser Auge eine ganze Zeit lang, dann krochen wir aber wieder in unabsehbarem Moraste fort. Doch wie gesagt, wir konnten um Mittag wenigstens nun zu Fuße nebenan gehen. Einer unserer Reisegefährten erzählte mir dabei eine Geschichte von einem Wolfe, die mir in naturhistorischer und psychologischer Beziehung interessant war; wenigstens wußte ich noch nicht, daß der Wolf in seiner Jugend so gute Anlagen zeige, und daß die böse, wilde Natur sich so rasch in ihm offenbare. Er hatte einen kleinen Wolf einem Hirten abgekauft und ihn sich zum Scherze erzogen. Das Thier zeigte sich sehr gelehrig, folgte ihm auf seinen Ruf, fraß Mehlspeise, Brot, Milch und Alles, was er ihm vorsetzte. So lange es noch sehr klein war, nahm er das Thierchen bei seinen Geschäftsreisen, die ihn sehr oft zu Pferde in die ungarischen Pussten oder Steppen führten, mit sich auf's Pferd. Er brauchte sich hier gar nicht um ihn zu bekümmern. Er setzte ihn unter seinen Schafpelz, und da hielt sich der Wolf zusammengekauert am Sattel und am Pelze so fest, daß er nie herunterfiel. Als er größer wurde, ließ er ihn nebenher laufen, und wie ein Hund trabte er immer lustig voran, oder getreu hinter ihm her. Wenn der Herr zuweilen allein verreiste und den Wolf zurückließ, so war er außer sich

vor Schmerz, sowie außer sich vor Freude, wenn sein Gebieter zurückkehrte. So wurde das Thier ein Jahr und einige Monate alt, und es schien, als habe es ganz seinen wilden Ursprung vergessen, und als wäre es möglich, einen Wolf durch Erziehung zu einem zahmen Hausthiere umzuwandeln. Aber auf einmal und ganz ohne vorhergehende Anzeichen veränderte er seine Natur. Der Herr kam eines Tages von einer größeren Reise zurück und ging wie gewöhnlich zu seinem Wolfe, um ihn zu begrüßen, aber das Thier schien ihn nicht mehr zu kennen. Scheu zog er sich vor ihm zurück, verkroch sich in einen Winkel seines Stalles, und als er sich ihm näherte, schnappte und biß er nach ihm. Der Herr wandte wieder seine ersten Erziehungsmittel an, er prügelte den jungen Rebellen unbarmherzig und ließ ihn drei Tage hungern. Er prügelte ihn abermals halb zu Tode, dann bot er ihm Speise; der Wolf kam hungrig und demüthig nun allerdings angekrochen, schnappte die Speise weg, gab aber kein einziges Zeichen seiner früheren freundlichen Gesinnung von sich und blieb trotz aller angewandten Mittel ungehorsam, auffetzig, bissig und wild. Es blieb am Ende nichts Anderes übrig, als ihn zu erschießen.

Wie einen Wolf erschossen fand ich denn hier auch jenen Serbier, dessen Bekanntschaft ich in Raab machte und von dessen Tode ich schon im Voraus sprach. Die Sache war diese. Wir kamen auf eine solche Puste (Wüstenei), wie das genannte Bild von **Hering** sie vorstellt, zu einem solchen einsam stehen-

den Brunnen, wie der Leser ihn auf jenem Bilde gesehen. Dieser Brunnen war eine große, aus Holz gebaute Cisterne oder ein tiefer Kasten aus eingerammelten Pfeilern. In der Mitte hing an einem langen Schwengel ein solider Eimer, und zur Rechten und Linken gingen lange Tröge hinaus, in welche man zum Viehtränken das Wasser schüttet. (In ganz Südrußland findet man auch in den Steppen hier und da solche einsame Brunnen, jedoch nicht so häufig wie im Banate). Unsere Pferde wurden ausgespannt und an den einen Trog gebracht. An dem anderen Troge saßen schwatzend mehre Hirten mit ihrem saufenden Hornvieh. Es war erschrecklich heiß und die Wüste umher endlos weit. Blos eine einsame Tscharde, d. h. ein alleinstehendes Wirthshaus, entdeckte man in einiger Entfernung. Ich erquickte mich hier mit etwas schönem Menescher, den ich in ein ausgehöhltes Brot goß und mit sammt dem Brote verspeiste. Ich erfreute mich eben dieses lieblichen Getränkes, als mein Auge auf einen frisch aufgeworfenen Erdhügel fiel, auf welchem ein aus zwei Stäben zusammengeschlagenes Kreuz aufgestellt war. Ich fragte unseren Kutscher, was dieß wäre. Er sagte: „Sie hoab'n hier anen armen Serfianer ausg'raubt und umg'bracht, und der liegt do b'groben." — „Ei! kanntest Du ihn?" — „O Jesus Maria! Ob ich ihn kannte! 's war sehr an guter Freund zu mir! und sehr an guter junger Mann. Vor vier Wochen ist er in Raab oben g'west. Do hoat er Schwein aufi g'brocht und hoat 17000 Gulden baares Geld b'kummen und damit

ist er nach Serfien zurückgereist mit seinem Compagnon. Das wór aber a Schpitzbub und mit seinem Antheil an Gewinn nit z'frieden, sundern wollte auch noch die 17000 Gulden des Andern hoab'n. Er hat sich darum mit dem Kutscher z'sammenthan, und dort in jener Tscharde haben's sich b'redt." — Mein Servianer wollte in dieser Tscharde übernachten. Seine falschen Freunde aber schlugen ihm vor, noch weiter zu gehen, die Nacht sei schön, man könne noch einen guten Vorsprung gewinnen. Er liess sich überreden, aber zu seinem Unglück. Nicht weit von der Tscharde bei dem Brunnen fielen sie ihn an, und sein verrätherischer Compagnon packte ihm an der Kehle, indem er ihm einen Messerstich gab. Sie müssen ihn anfangs nicht gut getroffen haben, denn man fand das Erdreich von den Fußspuren aufgerissen und weit und breit Blut vergossen. Es war ein sehr schöner starker junger Mann, und er mochte sich tapfer gewehrt haben, so daß die Mörder sich endlich genöthigt sahen, die Pistolen zu ziehen und ihn niederzuschießen. Die Hauptwunden waren im Rücken, und vielleicht gelang es den Bösewichtern nur, ihn auf der Flucht niederzustrecken. Darauf warfen sie ihn in den Brunnen und gingen mit seinem Gelde davon. Am anderen Tage kamen Hirten zum Brunnen, ihr Vieh zu tränken, und als sie das Wasser heraufzogen, wár es roth gefärbt. Sie entdeckten auch den Körper. Man zog ihn herauf, „und da hoab'n's'n hier verscharrt und das Kreuzerl g'setzt." — „Aber den Pistolenschuß müssen doch wohl die Wirthsleute in der Tscharde gehört haben?" —

„I woaß nit!" — „Vielleicht haben die Wirthsleute auch um das Verbrechen gewußt?" — „I woaß nit! Aber meistentheils gehen sulche Leit' wohl in die Türkei, dö sind's sicher!" Ich hatte gleich eine Ahnung gehabt, daß der Getödtete mein Freund aus Raab gewesen sein möchte, und fand meine Vermuthung nur zu sehr bestätigt, als ich mich nach Kleidung, Alter, Namen und Datum seiner Anwesenheit in Raab erkundigte. Ich muß gestehen, mein Meneschez kam mir nun minder lieblich vor, als ich unter diesen Umständen auf den Grabhügel eines Menschen trat, mit dem ich noch vor Kurzem so lebenswarm zusammengesessen hatte.

Es wurden, da wir nun durch die Umstände wieder auf das Capitel der Räuber gekommen waren, darauf viele schreckliche Geschichten von Morden, Räubereien und Verbrechen verschiedener Art erzählt. Ich will diese in der That merkwürdigen Geschichten nicht wiedererzählen, erstens weil sie mir nicht gehörig verificirt wurden, und zweitens weil ich mich nicht überwinden kann, diese grauenhaften Ereignisse mir wieder vor die Phantasie zu führen. So viel ist aber gewiß, daß es wohl kein Zufall war, daß ich so oft in allen ungarischen Diligencen und Wirthshäusern von solchen Geschichten hören mußte.

Wir hörten die Leute unterweges von einem kleinen sandigen Striche sprechen, und um diesen zum Weiterkommen zu benutzen, machten wir abermals einen kleinen Umweg. Solcher kleinen sandigen Striche giebt es im nördlichen Banate nur äußerst wenige. Im südlichen

aber, an der Donau, am Fuße der Berge giebt es sogar eine große Sandwüste, „Szallo homok“ genannt. Von Sümpfen hingegen ist der größte der Alibonaer Morast mitten im Lande.

Mittag, obgleich es längst über die Mittagszeit hinaus war, machten wir in einem deutschen Dorfe. Hier war es, wo unser Kutscher sich marode und fieberkrank erklärte. Er konnte nicht mehr den Eimer schleppen, die Pferde zu tränken, und für den Rest der Reise mußte der Jude die Zügel führen.

Die kleinen Löffelmühlen der Walachen und Serbier im Gebirge beschrieb ich oben. Sie gehen in dieser Weise durch einen guten Theil der siebenbürgischen Alpen. Die Wassermühlen auf der Donau, welche das Getreide des mittleren Ungarns mahlen, erwähnte ich schon früher. Hier im flachen, windstillen und wasserlosen Banate haben sie, wie in den anderen Ebenen vor den siebenbürgischen Bergen, meistens Pferdemühlen. In jener deutschen Colonie besah ich mir eine solche. Ein Bulgare war der Müller. Diese Mühlen sind wirklich, wie es scheint, wunderbar unpraktisch eingerichtet. Unter einem großen runden Dache läuft nämlich ein Pferd mit einem ungeheuer großen horizontalen hölzernen Rade herum, an welches es inwendig angespannt wird. Das Rad hat auf seiner Stirn oder auf der äußeren Seite viele hölzerne Pflöcke, ist also ein Kammrad. Diese Pflöcke greifen unmittelbar in die Speichen oder Zähne einer senkrecht um sich selbst sich drehenden Welle, und an dieser Welle sitzt sofort der

eine Mühlstein. Der Grundherr des Dorfes erhält die Abgabe von der Mühle in natura. Es steht zu dem Zwecke ein großer verschlossener Kasten in der Mühle mit Löchern im Deckel. Dieser Kasten heißt der Mauthkasten, und es wird sofort von jedem Mehlsacke eine Partie für den Grundherrn hineingeschüttet.

Hier, wie in Südrußland, bestehen die meisten Häuser der Landleute, selbst die besseren und oft recht freundlichen, ja sogar mitunter eleganten der deutschen Colonisten, aus gestampfter Erde. Sie werden folgendermaßen gebaut. Man zeichnet erst den Umriß und die Größe des Hauses mit dem Spaten auf dem flachen Boden ab. Dann stellt man zwei Breter in so großer Entfernung parallel neben einander, als die Mauer dick werden soll, schüttet Erde in die Zwischenräume und stampft sie fest. An beiden Enden werden die Breter mit Stangen, welche man in den Boden einschlug, oder auch mit Stricken zusammengehalten. Die Erde gewinnt sehr schnell Festigkeit. Man spannt die Breter höher, schlägt wieder Erde ein und bringt auf diese Weise die Mauer bis oben hin zu Stande. Das Haus (mit Ausnahme des Daches), alsdann der Heerd, die Bänke und Tische (zum Theil wenigstens) bestehen aus der gestampften Erde, und das ganze Haus mit seiner ganzen Einrichtung, ist daher buchstäblich aus einem Gusse.

Wir speisten bei unseren Deutschen vortrefflich und außerordentlich billig. Zum Kaffee und zur Nachmittagspfeife kam ein Zigeuner herein, ein unglaublich frecher und närrischer Bursche. Er sprach deutsch, ungarisch

und walachisch durcheinander und spielte den sonderbarsten und fratzenhaftesten Possenreißer, den ich je gesehen habe. Ich hielt ihn anfangs für betrunken, und er sagte mir auch, daß ein ungarischer Magnat ihn im vorigen Monat mit köstlichen Weinen so herrlich und reichlich bewirthet habe, daß er seitdem noch immer berauscht sei. Die Deutschen, die ihn schon kannten, versicherten mir aber, er sei immer so. Sie hatten ihm seine Violine verdorben, und er mußte sie mit neuen Saiten beziehen. Bei diesem Geschäfte brachte er eine halbe Stunde zu, indem er sich beständig mit Witzen und Scherzen unterbrach. Endlich wollte er anfangen zu spielen, aber es hatte ihm ein Anderer den Bogen mit Talg beschmiert. Dieß gab zu manchem Hallo und Spaß Anlaß. Er mußte nun seinen Bogen radical kuriren; er ging daher an die Thür und strich ihn so lange im Kalke an der Ecke der Mauer, bis die Saiten erklangen. Darauf spielte er eine ungarische National-Melodie, die unglaublich rührend klang. Zigeunerische Possenreißer sind mir mehre in Ungarn vorgekommen, und ich glaube, sie sind hier in der ganz eigenthümlich wilden und zügellosen Weise dieses Volkes gewöhnlich. Ich hätte aber noch mehr Exemplare davon beobachten müssen, um diese ihre Weise charakteristischer schildern zu können.

Je mehr man sich nun dem äußersten Ende des Banats, dem Mündungslande der Maros und Theiß, nähert, desto magyarischer wird Alles. Die Walachei liegt längst dahinten. Auch die deutschen Colonisten hören



auf, oder wohnen vermischt mit den Ungarn. Die letzten Dörfer waren schon ganz und ausschließlich von Ungarn bewohnt.

Noch einmal machten wir Halt in einer ungarischen Tscharde (Tsarda). Man nennt bekanntlich die einsam liegenden Wirthshäuser in Ungarn so. Durchweg sind diese Tscharden nach einem und demselben Schnitt eingerichtet, und zwar nach folgendem. Es sind zwei Gebäude, das eine die Wohnung der Menschen, das andere die Stallung für die Pferde. Zwischen beiden Gebäuden ist ein großes Gehöfte, und mitten auf diesem Gehöfte steht auf hölzernen Säulen ein großes Dach, ein Schuppen zum Unterfahren für die Wagen der Reisenden. Das Ganze ist mit hohen Mauern umgeben, welche zwei Thore haben, das eine zum Einfahren, das andere zum Hinausfahren. „Diese Thore werden jeden Abend wie die Thore einer Festung geschlossen," sagte mir unser Conducteur, „es wäre sonst wohl kein Pferd im Stalle sicher."

Die Gehöfte der Häuser in den ungarischen Dörfern waren überall mit Tabacksblättern auf Schnüren reich behangen, und auf allen saßen die Leute in großen Gesellschaften beisammen, die Tabacksblätter auszulesen. An allen Stücken und Theilen der häuslichen Einrichtung erkannte ich, daß ich wieder in's Land der Magyaren kam. Auch fand ich neben den Häusern unter dem Vordache wieder die eigenthümlichen magyarischen Ehebetten stehen, wie ich sie schon in der ersten ungar-

ischen Ebene von Raab gesehen hatte. Sie waren hier wie dort mit Vorhängen von Netzen gegen die Gölsen versehen. In einem dieser Dörfer sah ich auch die Weise des Melkens der Schafe in diesen Gegenden. Der dunkelbraune, halbnackte Hirt, eine große cyklopische Gestalt, setzte sich auf einem Stücke Holz vor die Thüre des Gehöftes, die Schafe standen alle darin und verlangten meckernd Einlaß. Dabei half noch ein Junge sie von hinten heraustreiben. Sowie sich eines vordrängte, ergriff es der Hirte bei einem Hinterbeine, hielt ihm den Kopf mit dem Ellbogen nieder und drückte ihm mit der anderen Faust die Euter aus. Dieß war ja ungefähr die Weise Polyphem's. Es ist auch die Weise der südrussischen Schafhirten. Zuweilen haben die Ungarn auch ein Gitter in der Mitte des Gehöftes, wo die Schafe durchpassiren müssen, und wo dann der Melker ihnen aufpaßt. Das Geschäft wird so roh als möglich betrieben, das ganze Euter wie ein Schwamm in die Hand genommen und ausgepreßt. Hinterher giebt der Hirt dem Schafe einen Schlag, läßt es hinein hüpfen und ergreift hurtig ein anderes. Es geht außerordentlich rasch.

Am Ende kamen wir über die Bathyany'schen Güter, von denen ich bereits sprach. Wir passirten nahe an dem Hauptgute vorbei. Auf einer einsamen Tscharde, wo unsere Pferde bei einem deutschen Wirthe das letzte banatische Heu zu fressen bekamen, wußten die Leute nichts davon, ob ein Verwalter oder ein Administrator auf dem Gute wohne, oder ob es verpachtet sei; sie sagten, sie kennten blos den Cassirer, der zuweilen



im Jahr einmal zu ihnen käme, mit den Anderen hätten sie nichts zu thun.

Hatten mich die schrecklichen Schelm- und Räubergeschichten unterwegs wenig erbaut, so war mir desto interessanter gewesen, was mir andere Reisegefährten, die Handwerksburschen, von den deutschen Handwerksgebräuchen in Ungarn erzählten. Es existiren dort ohne Zweifel noch manche solche Gebräuche, die in Deutschland längst veraltet sind. Meine Freunde waren Sattler, und sie sagten mir, daß bei ihrem Gewerbe in Ungarn noch überall streng darauf gehalten würde, daß jeder fremde Gesell, der bei einem Meister Arbeit suche, sich auf die alt hergebrachte Weise introducire. Vor 5 Uhr Abends muß er bei'm Meister eintreten. Denn da um 6 Uhr Feierabend ist und dann gegessen wird, so würde es sich schlecht ausnehmen, wenn er gerade zur Feierstunde und zum Abendmahle einträfe. Bei'm Eintreten muß er die Worte sprechen: „Gott grüß' Sie, Meister!" Der Meister antwortet dann mit den Worten: „Willkommen, Schulherr!" „Dei Gratias!" antwortet dann der Gesell. „Wegen Gruß werden Sie kein Bedenken haben (d. h. den Gruß, den ich Ihnen bringe, werden Sie gewiß achtbar finden). Ich grüße Sie vom Meister so und so." „Legt ab, Schulherr!" Dann legt der Gesell Mütze, Stock und Reisesack ab und wendet sich mit einem ebenfalls eigenthümlichen Gruße an die Gesellen und dann an die Lehrburschen, doch habe ich diesen Gruß vergessen. Dann wird er zum Essen eingeladen und kann auch, wenn der folgende Tag ein



Sonntag ist, selbst wenn er keine Arbeit bekömmt, diesen ganzen Sonntag bei'm Meister bleiben. Die Sattler und Gerber stehen in Ungarn in intimer Freundschaft und gewähren sich gegenseitig Gastfreiheit. Auch sind ihre Handwerksgebräuche sich so ziemlich gleich, doch sind die Sattler in ganz Ungarn die einzigen Handwerker, welche das Recht haben, einen Degen zu tragen; jedoch wird dieses Recht, obgleich es ihnen noch nicht gesetzmäßig genommen worden ist, nur selten mehr exercirt. Ob sie aber bei Aufzügen nicht bewaffnet erscheinen? Ich habe nicht erfahren können, ob diese Gebräuche auch noch in Deutschland für die Sattler im Schwange sind. Aber selbst wenn das der Fall wäre, so war es mir doch interessant, wenigstens zu constatiren, daß mehre deutsche Handwerkersitten durch ganz Ungarn gehen. Sie zweigen sich auch tief in Polen hinein.

Das Gesagte gilt indeß natürlich nur von den deutsch-ungarischen Handwerkern; denn was die eigentlichen magyarischen Handwerker betrifft, so bilden diese überall ihre besonderen Genossenschaften.

Wir kamen zuletzt über einige Brücken, welche über große ausgetrocknete Flußthäler führten. Man sagte uns, im Frühjahre bei hohem Wasser verzweigten sich Arme der Maros in diese Gräben, weßhalb die Brücken nöthig seien. Im Frühjahre wird aber auch gewöhnlich diese ganze Gegend überschwemmt. Die Maros fließt auf eine sehr ungünstige Weise in die Theiß ein. Während ihr Lauf im Ganzen aus Osten nach Westen geht und mit der Theiß einen rechten Winkel bildet, krümmt

sie sich kurz vor der Mündung nach Norden und Nordosten herum und fließt der aus Nordosten herabkommenden Theiß geradezu entgegen. Wenn nun beide Flüsse angeschwollen sind, so wird dann durch den Zusammenstoß der Gewässer ein Aufstauen und eine Ueberschwemmung der ganzen Umgegend veranlaßt. Freilich gehen sowohl an der Maros als an der Theiß hin schützende Wasserdämme und Deiche, aber ihr System ist nicht vollständig, und ihre Unterhaltung mag schlecht sein. Man hat schon lange den Plan gehabt, die Maros durch einen Canal in einer anderen günstigeren Richtung in die Theiß zu leiten. Aber bisher ist dieß noch nicht ausgeführt worden, obgleich, wie es nach jenen Flußarmen, die sich im Frühlinge von der Maros abzweigen, scheint, die Sache nicht unmöglich wäre. Es gäbe, sagte man mir, eine Magnatenfamilie ....y in Ungarn, die schon seit 50 bis 60 Jahren mit der Ausführung dieses Projectes und bei den Wasserbauten beschäftigt sei. Das heißt, Mitglieder dieser Familie sind immer an der Spitze der Commissionen für die Wasserbauten gewesen (die aber NB. alle noch nicht zu Stande gekommen sind). Man nennt daher diese Familie ....y, um sie von anderen Familien gleichen Namens zu unterscheiden, „die Wasser ....ys.“ Sie reisen seit langen Zeiten alle Jahre einmal an die Maros und Theiß, um die Wasser-Projecte wieder aufzunehmen.

Szegedin, die Theiß und die Soda-Teiche.

Die Theiß ist ein schöner, breiter, schiffbarer Strom, der in seiner unteren Hälfte in gerader Linie von Norden nach Süden geht. Er hat rund umher Ebene. Die letzten Ausläufer der siebenbürgischen Gebirge bleiben alle ungefähr in einer Entfernung von 15 Meilen von der Theiß stehen und verlieren sich hier in einer Linie, welche ebenfalls in der Richtung von Norden nach Süden geht. Hauptsächlich öffnen sich die Gebirge, welche Siebenbürgen von Ungarn scheiden, zu drei großen Thoren und lassen aus diesen Thoren drei Flüsse heraus, nämlich die Körös, die Maros und die Temes mit der Bega, letztere beide dicht neben einander und durch gemeinschaftlichen Parallellauf, wie auch durch mehre Arme, mit einander zu einem und demselben Flußsysteme verbunden.

Alle diese drei Flüsse strömen von Osten nach Westen, die Körös und Maros ganz direct, die Bega und Temes etwas südlich gerichtet, der Theiß zu und

bilden mit ihr rechte Winkel. An dem Eingange zu den siebenbürgischen Thoren, da, wo die Berge aufhören und die Ebene und mit ihr die Schiffbarkeit der Flüsse sich völlig herstellt, haben sich die ersten bedeutenden Städte an den Ufern dieser Flüsse gebildet, und zwar an der Temes-Bega: Temeswar, an der Maros: Arad und an der Körös: Großwardein.

Diese Städte sind weit und breit die wichtigsten Stapelplätze für die Waaren der umliegenden Provinzen, die sie auf ihren Flüssen weiter spediren, und zugleich sind sie auch alle drei große Festungen zwischen Ungarn und Siebenbürgen, zwischen dem Gebirgslande und dem Lande der Ebene.

An den Mündungen der Flüsse in die Theiß, 15 Meilen abwärts, ist dann ein zweites Trio von Städten abgesetzt, die als Mündungs-Capitalen den Dienst bei dem ferneren Verkehre auf der Theiß leiten, so bei der Körös: Tschongrad, bei der Temes: Bega-Titel und Pantschowa und bei der Maros, dem größten der genannten Flüsse, Szegedin, die größte der genannten Städte.

So ungefähr ist die Gestaltung des Bodens und der Lauf der Flüsse in diesen Weltgegenden, und dieß ungefähr sind die Verhältnisse, welche der Stadt Szegedin ihre Wichtigkeit geben. Sie ist das Product der rechtwinkeligen Vereinigung der Maros mit der Theiß. Die Waaren der Maros (es sind dieß die Waaren der Hälfte Siebenbürgens) werden von Szegedin theils auf der Theiß, theils per Fracht zu Lande nach

den oberen Donauplätzen, für welche sie vornehmlich bestimmt sind, weiter spedirt. Der Weg auf der Theiß nach Süden und dann wiederum auf der Donau nach Osten und Norden ist des Laufes der Flüsse wegen mit großen Umwegen verknüpft und beträgt bis Pesth, die unzähligen Krümmungen der Flüsse mit gerechnet, über 80 Meilen, während man zu Lande den vornehmsten Donauhafen, Pesth, auf einer kurzen Linie von 24 Meilen erreicht. Man hat daher den Plan längst besprochen, das Mesopotamien zwischen der Donau und Theiß von Pesth nach Szegedin mit einem Canale zu durchstechen. Durch diesen Canal würde man von Pesth, Wien und Regensburg aus eine beinahe ganz gerade Schifffahrtsstraße in südöstlicher Richtung durch ganz Ungarn bis nach Siebenbürgen hinein herstellen. Doch ist man bisher noch immer nicht über das Project und den guten Willen hinausgekommen.

Auf der Maros sollen in Szegedin allein jährlich 300 Schiffe mit Salz anlangen, ebenso eine bedeutende Anzahl, mit Holz und Holzwaaren beladen. Die zweite für Szegedin wichtigste Straße ist der Landweg, auf dem wir heranreisten und der der Stadt aus der Türkei alle die Baumwolle und das Hornvieh zuführt, dem wir unterweges begegneten. An Getreide aus den umliegenden fetten Aeckern der Maros-Provinzen sollen hierher jetzt jährlich 60,000 Preßburger Metzen*)

*) Die Preßburger Metze ist das in ganz Ungarn gewöhnliche Maß trockener Sachen = zwei Cubikfuß Wiener Maß.

Getreide, 60,000 Centner Tabacl, 40,000 Centner Baumwolle und 17,000 Centner Wolle verkauft werden, wahrlich keine unbedeutenden Quantitäten, besonders wenn man bedenkt, wie nach unserer Schilderung die Landwege, auf denen ein großer Theil dieser Waaren zugeführt wird, beschaffen sind. Wenn jener Canal erst fertig wäre und man jene unausweichlichen Moräste in Chausseen verwandelt hätte, was könnte dann die Stadt Szegedin, die jetzt schon nahe an 40,000 Einwohner zählt, werden!

Die Stadt selbst liegt auf dem rechten, höheren Ufer der Theiß, ebenso wie Tschongrad, Zenta, Kanisa und alle bedeutenderen Städte der unteren Theiß, ebenso wie auch die meisten Niederlassungen an der mittleren Donau unterhalb Pesth bis Belgrad und Semendria auf der rechten Seite des Flusses liegen.

Auf der linken Seite liegt nur eine Vorstadt, und dieser näherten wir uns nun, wie gesagt, gegen Abend. Große Viehheerden hatten uns immer begleitet, auch da, wo ich sie nicht besonders erwähnte, und mit ihnen unzählige Schaaren von Staaren und anderen kleinen Vögeln, welche die gewöhnlichen Begleiter dieser Viehheerden sind. Aus den Vorstädten von Szegedin kamen uns wieder serbische Viehhändler in kleinen Reitertrupps entgegen, alle mit Dolchen und Pistolen zum Ueberfluß bewaffnet. „Sie reiten ihren Heerden, welche sie erwarten, entgegen", sagten uns die Leute. Alles bezieht sich in diesen Szegedin'schen Vorstädten auf Vieh, Viehhandel und Viehfütterung. So sahen wir hier große

freie Plätze, auf welchen viele Menschen damit beschäftigt waren, das Heu in kleinen Partieen zu häufeln. „Es geschieht dies für das Vieh, welches sie erwarten.“

Auch viele solcher gegitterter, länglicher Kora's (Kukurutz-Scheunen), wie wir sie oben beschrieben, sahen wir in diesen Vorstädten. Sie waren von oben bis unten mit Maiskolben, die aus den Zwischenräumen der Latten hervorblickten, gefüllt. „Sie sind für das Vieh (für die Schweine), das hier in den Vorstädten so lange gefüttert wird, bis es weiter versandt werden kann.“

Die Vorstädte von Szegedin sind ebenso wie auch die Stadt selbst zum Erstaunen weitläufig, und wenn es auch etwas übertrieben ist, daß man sagt, die Stadt sei so groß wie London, so fehlt doch auch nicht gar viel daran. Diese weitläufige Bauart ist allen ächt ungarischen Städten eigen, und eine solche ist Szegedin. Sie ist in dieser Beziehung die Schwesterstadt von Debretzin zu nennen. Denn beide sind von allen hauptsächlich von Magyaren gebauten und bewohnten Städten die volkreichsten. Debretzin hat indeß vor Szegedin in dieser Beziehung noch den Vorrang; denn es finden sich dort noch weniger Deutsche und Serbier als hier, wo schon die Nähe des Banats und der Donau und dann die Mitte zwischen Temeswar und Pesth mehr Deutsche und Serbier herführt als nach Debretzin, welches in der Nähe des Endes der ungarischen Welt liegt. Bei der Parallele, die man zwischen beiden Städten ziehen kann, spricht sich auch darin eine Verschiedenheit aus, daß Szegedin die vornehmste Stadt der katholischen,

sowie Debreczin der Hauptort der reformirten Magyaren ist.

In erstaunlich breiten, ungepflasterten, in Schmutz versunkenen oder in Staub gehüllten Straßen ziehen sich die langen Reihen der kleinen Häuser Szegedin's hin (in manchen Quartieren der Stadt sind sie sämmtlich gleich groß und gleichen sich alle wie 1000 Eier 1000 anderen Eiern). Man kann nicht sagen, daß diese Häuserchen häßlich aussähen, im Gegentheil, sie sind fast alle ganz nett angestrichen und auch meistens mit grüner Farbe zierlich eingefaßt. Aber keines von ihnen macht auf Solidität und architektonische Großartigkeit Anspruch, und man sieht, daß sie alle ebenso leicht hergestellt als weggeräumt werden können. Zuweilen stehen vor den Häusern Bäume, in den Hauptstraßen laufen hölzerne Trottoirs oder vielmehr Brücken hin, um die Fußgänger vor dem Versinken zu retten. Auch auf den öffentlichen Plätzen sind hier und da, wenn es gar zu arg wird, an einigen gefährlichen Stellen Breter zu demselben Zwecke gelegt. Man läuft auf diesen hölzernen Brücken und in diesen endlosen Straßen stundenweit hinaus, bis sich am Ende ohne Mauer, ohne Thor, ohne Prolog und Epilog die Stadt in die sie umgebenden Wüsten und Viehtriften verliert.

Auf dieselbe Weise sind die meisten ächt ungarischen Städte gebaut. Sie gleichen nach unseren Begriffen von Stadt weniger Städten als Marktflecken, und sie sind dieß nicht blos ihrer Bauart nach, sondern auch zum Theil der Beschäftigung der Leute nach in der

Abt. Die meisten Bürger nämlich, die in diesen Städten wohnen, — namentlich die magyarischen Handwerker, die kleinen Edelleute ꝛc. — treiben in der Regel nicht blos ein städtisches Gewerbe, sondern zugleich auch eine Beschäftigung, die bei uns allein den Landbewohnern zufallen würde, Viehzucht, Acker- und Weinbau.

Jede dieser Städte hat nämlich ihren sogenannten „Határ“, d. h. ihre Gränze, ihr „Weichbild“ *). Innerhalb dieses Stadtgebietes liegen nun nicht etwa ackerbauende Dörfer, wie in den Weichbilden unserer Städte, sondern das ganze Land innerhalb desselben gehört theils der Stadt als Commune, theils den einzelnen Bürgern derselben. Diese Gebiete sind oft sehr groß, und Szegedin z. B. hat einen Határ von mehr als 12 Quadrat-Meilen Landes.

Dieser ganze Határ ist nun in viele kleine oder vielmehr große Güter abgetheilt, und jedes derselben wird von einem Bürger bebaut, der in der Mitte sich ein einsames Landhaus, einen sogenannten „Szallasch“ (Sallasche) gebaut hat. Die Tischmenmacher (Schuster), die Schneider, die Schnürmacher und die Barbiere (dieß sind die vier Künste, denen die Ungarn vorzugs-

*) Das Wort Határ (sprich Hottahr) ist weit verbreitet in den östlichen Gegenden Europa's und wahrscheinlich slavischen Ursprungs. Die Mähren und alle Illyrier nennen Hotar oder Chotar ebenfalls ein dem Landbau gewidmetes Gebiet. Ebenso haben die Deutschen jener Gegenden das Wort in ihre Sprache aufgenommen und sprechen von „Hotter.“ Auch in Südrußland bei Odessa heißt „Chutor“ oder „Huter“ ein Landgut in den Steppen.

weise und oft ausschließlich sich widmen), der ungarischen Städte wohnen im Sommer ganz einsam auf der Steppe in diesen Sallaschen, treiben Viehzucht, Weinbau, pflanzen Taback, etwas Mais u. s. w., versorgen sich auf diese Weise mit Wintervorräthen und gehen dann im Herbste in ihr Häuschen in die Stadt zurück, wo sie im Winter davon zehren und zugleich nebenher eines der genannten Handwerke betreiben. Die Städte sind also gewissermaßen ein temporäres Rendez-vous für den Winter und die Sallaschen ein einsamer Aufenthalt für den Sommer. Nebenher erklärt sich auch aus dieser Lebensweise jener Leute die ungeheuere Anzahl von Zischmenmachern, Schnürmachern und Schneidern, welche es in jeder ungarischen Stadt giebt. Sie bilden in den meisten ungarischen Städten die größte Masse der Bevölkerung. Zischmenmacher oder Schuster gab es in Debrezin im Jahre 1805 751 (in Paris zu derselben Zeit dagegen 1309). Von ihrem Handwerk allein, ohne ihre Sallaschen könnten sie nicht bestehen, ebenso wenig, wie die unzähligen Töpfer, Topfstricker, Mundstückdrechsler, Kürschner und Fleischhacker, die man ebenfalls in jenen Städten findet. Sie alle lassen ihre Knöpfe, Töpfe, Mundstücke und Pelze für den Sommer im Stiche und kehren im Winter zu ihnen zurück.

Die Lockerheit des städtischen Häuserbaues und überhaupt des städtischen Verbandes, wie sie sich in Ungarn darstellt, wird nach Osten hin in Europa noch größer. Man findet dasselbe bei den Walachen, den Russen, den Ruthenen. Die meisten Städte in den

Ländern dieser Völker sind auf einem so weitläufigen Gebiete ausgebreitet, daß solche Kernstädte, wie unser Leipzig oder Frankfurt es sind, drei- bis zehnmal darauf Platz hätten. Es kommt dieß ganz natürlich daher, daß jene Völker mehr oder weniger keine Idee haben von der Innigkeit des städtischen Verbandes, als eines einigen, kräftigen Ganzen, in dem alle Einwohner oder Bürger nur kleine Glieder sind....

Bei Szegedin befindet sich eine lange Schiffbrücke über die Theiß. Auf der ganzen Theiß, so weit sie befahrbar ist, d. h. etwa von Tokai an bis zur Mündung, giebt es nicht mehr als vier solcher Brücken, nämlich außer bei Szegedin noch eine bei Szibakhaza, bei Szolnok und bei Tisza Füred. Da diese Strecke, selbst wenn man die kleinen Krümmungen des Flusses nicht mit rechnet, über 70 Meilen beträgt, so kommt also ungefähr auf je 20 Meilen Fluß eine Brücke. Eine stehende Jochbrücke giebt es an der ganzen Theiß nicht (ihr Quellengebiet vielleicht ausgenommen), und die Theiß kann sich also rühmen, einer der freiesten Flüsse von Europa zu sein. Weder die Römer, noch die Deutschen, noch die Ungarn legten ihr ein Joch auf.

Wir fuhren über jene lange Brücke, durch jene breiten Straßen, über jene weitläufigen Stadtplätze und gelangten gegen Abend in ein Wirthshaus, welches uns in jeder Hinsicht vollkommen befriedigte, denn es waren dort große Räume, gute Betten und keine schlechte Küche. Auch war die Gesellschaft, die aus einigen deutschen Offizieren, einigen recht gebildeten Ungarn und

einigen serbischen Kaufleuten bestand, nichts weniger als klein und uninteressant. Wenigstens wurden in jeder Hinsicht, die langsame Bedienung ausgenommen, meine Erwartungen übertroffen.

Am anderen Morgen früh eilte ich zunächst und vor allen Dingen auf den Fischmarkt hinaus, um die in ganz Ungarn so berühmten Theißfische näher zu betrachten. Das Wasser der Theiß ist bekanntlich eine Fischweide, wie Europa, vielleicht die Wolga ausgenommen, keine zweite hat. Nach Pesth, zu der von Fischen weit ärmeren Donau, werden von hier aus beständig viele dieser Thiere gebracht. Allein in Pesth machen dieselben gewöhnlich ein sehr betrübtes Gesicht und haben ein sehr lahmes und schmachtendes Aussehen, während sie hier auf dem Szegediner Fischmarkte äußerst frisch und ausgelassen sind und, so zu sagen, mit der größten Fröhlichkeit in die Töpfe der Köchinnen springen. Selten sah ich einen durch Käufer und Verkäufer und durch unzählige durcheinander hüpfende Fischgattungen so belebten Fischmarkt. Es zog sich eine lange Reihe von Fischbütten zur Rechten und zur Linken hin, in deren Mitte die Käufer sich drängten. Von außen schleppten die Theißfischer beständig neue, zappelnde, eben gefangene Waare in Netzen herbei. Es waren Karpfen, Hechte, Störe, Hausen, Stirle, Schills, Dicks und andere Sorten, unter ihnen auch viele Schleien, welche die Ungarn, weil sie gern im Schlamme wohnen, „Zigeunerfische“ nennen. Man soll hier noch oft 100 fette, große Karpfen für einen Ducaten kaufen (in Berlin kostet

das Pfund 6 bis 8 Groschen). Die Preise der übrigen Fische waren alle unglaublich niedrig. Doch habe ich mit Bestimmtheit nur den der Krebse behalten. Von ihnen kosteten 25 Stück einen Groschen W. W. also etwa einen Kreuzer Münze. (In Berlin kosten die Krebse das Schock 10 bis 20 Silbergroschen). Die Leute sagten mir, sie zögen oft 8000 Krebse auf einmal aus dem Wasser. Das ist ein embarras de richesse, und man geräth in die größte Noth, wo man für alle diese Delicatessen Verzehrer genug finden soll. Zuweilen helfen die Schweine aus der Verlegenheit, die hier aus Krebsen und Fischen Speck zu machen gelernt haben sollen. Die ganze Stadt riecht nach Fischen. Mitunter soll die Theiß so viele todte und faulende Fische herbeiführen, daß man es vor Gestank in der Stadt nicht aushalten kann. Es ist dieß um so unangenehmer, da die ganze Bürgerschaft genöthigt ist, in der Regel das Theißwasser zu trinken, weil die Brunnen im Orte fast durchweg zu den schlechten gehören und das Wasser derselben sehr salpetrig ist. Die Fische werden hier zum Theil getrocknet und in die Türkei geschickt, sowie auch das ganze Banat damit versehen wird. Die Walachen sollen diese blos in der Luft getrockneten rohen Fische ohne Weiteres wie Brot essen. Einen solchen unglückseligen embarras de richesse zeigt Ungarn in vielen Gegenden und in einer Menge von Producten. Ungarns Reichthum ist eine Folge seiner Armuth an Menschenkräften — und da Menschenkräfte (Geist, Cultur, Künste, Industrie) für den Staat ein viel kostbarerer Reichthum sind als rohe Na-

turproducte, so muß man das gepriesene Ungarn im Ganzen, im Vergleich mit uns, für ein armes Land halten, welches seine zahlreichen Naturproducte noch nicht zu edlen und unschätzbaren Menschenkräften hat umgestalten können, theils aus eigener, theils aus fremder Schuld, theils seiner ungünstigen geographischen Situation wegen.

Seines bedeutenden Fischmarktes wegen hätte man Szegedin auch die „Fischstadt“ nennen können. Man hat es aber nach einem anderen Producte, welches sich ebenso zahlreich in seiner Umgegend befindet, die „Alaun- oder Sodastadt“ genannt, wie ich wenigstens vermuthe. Szegedin heißt nämlich auf Ungarisch: „Szeged“ (die Silbe in haben entweder wir oder die Italiener der beliebten Verschönerung wegen angehängt), und „Szeg“ oder eigentlich „Szek“ ist die Alaunerde, welche in dem Szegedin'schen Határ so häufig gefunden wird, und aus der man in der Stadt in unzähligen Fabriken die Soda bereitet. Die Verwandlung des „k“ in „g“ macht sich leicht, und „ed“ ist eine Endung, die auch sonst bei ungarischen Städtenamen (z. B. Füred) vorkommt.

Ich beeilte mich, vom Fischmarkte aus zur Besichtigung dieses zweiten wichtigen Productes der Stadt zu gelangen, und besuchte daher eine Sodafabrik. Ich fuhr mit einem kundigen Eingebornen, der die Güte hatte, seine Zeit für mich aufzuopfern, in die Vorstädte hinaus, wo diese Fabriken liegen.

Nicht blos die Umgegend von Szegedin, obgleich

vorzugsweise, sondern das ganze große Steppengebiet zwischen der Theiß und Donau, zum Theil auch noch der Boden jenseits der Donau (bei Stuhlweißenburg, bei'm Neusiedler-See), alsdann alles flache Land die Theiß aufwärts bis über Debreczin hinaus, ist mit Laugensalzen mehr oder weniger bedeutend geschwängert. Die Ungarn nennen die mit diesen Laugensalzen, insbesondere aber mit dem reinen mineralischen Alkali (Soda, Natrum) geschwängerte Erde „Szek." Dieses Wort bedeutet eigentlich soviel als „der Keim" (auch „das Dotter, das Mark"), und die Benennung jener Erde mag daher mit der Art, wie das Salz aus dem Boden hervortritt (es scheint zu „keimen") zusammenhängen. Es hat nämlich den Anschein, als wenn die Erde auf jenen alkalischen Landstrichen mit einer unerschöpflichen Menge von Salztheilchen geschwängert sei. Dieselben werden nun durch atmosphärische Processe in kleinen, unendlich feinen Krystallen an die Oberfläche der Erde geführt, und zwar besonders mit Hülfe der atmosphärischen Niederschläge, des Regens und Thaus. Diese dringen nämlich in den Boden ein, lockern ihn und lösen zugleich die Salztheilchen in sich auf. Wenn sie nun bei nachfolgendem Sonnenscheine wieder verdunsten, so kehren diese Wassertheilchen wieder an die Oberfläche zurück, fliegen in die Luft, und lassen auf dem Boden kleine Salzkrystallchen zurück. Auf diese Weise werden dann ganze Landstriche mit solchen weißen Krystallen oder mit einem solchen Salzpuder bedeckt und erscheinen wie leicht beschneit.

Es ist daher aus dem Gesagten erklärlich, daß es bei anhaltendem Regenwetter keinen „Szek" giebt. Ebenso wenig aber tritt er auch bei anhaltender Dürre aus dem Boden heraus. Wenigstens muß es des Nachts thauen. Wie der Regen ihn schmilzt, so verzehrt ihn auch die Sonne, und an heißen Tagen kann man daher in der Regel keinen „Szek" ernten. Die Leute fegen jenen weißen Anflug auf der Oberfläche der Erde vorsichtig zusammen, und zwar, wenn es den Tag vorher geregnet oder die Nacht vorher gethaut hat, des Morgens früh, ehe die Sonne heiß wird. Weil Sonne und Regen, obgleich seine Erzeuger, dem Szek gleich verderblich sind, so läßt er sich auch nicht gut lange aufbewahren, es sei denn, daß es in großen Haufen geschehe. Die Bauern führen ihn daher in der Regel gleich früh Morgens in die Stadt, um ihn an die Fabrikanten zu verkaufen, welche gut eingerichtete Magazine haben.

Dieser „Szek," so wie er zur Stadt kommt, sieht grau aus und ist zu wenigstens zwei Dritteln mit Erde gemischt. Es ist nun die Sache der Sodasieder, das reine Alkali, das die Ungarn „Szekso" (sprich Seekscho), d. h. „Szeksalz", nennen, das aus der gemischten Erde (Szek) gezogene reine Salz, zu sondern.

Die Plätze, wo das Szek gefunden wird, sind auch oft schon von Natur feuchte Stellen, Sümpfe, Seeufer, Moräste, und bei ihnen tritt der Salzkeim auch ohne Regen und Thau bei der Verdunstung des Sumpfwassers heraus. Nichtsdestoweniger ist aber

auch bei ihnen eine lange Trockenheit schädlich, weil dann der Salzkeim nicht die vertrocknete Erdkruste durchdringen kann. Ein kleiner Regen erweicht sie und hilft nach. Die Ungarn nennen diese Tümpel oder Teiche „Szekso-Stawak“ (buchstäblich eigentlich „Keim-salz-Wasserstände“). Man kann dieß zu Deutsch durch „Natron-Seen“ wiedergeben.

Es ist sehr viel Wunderbares und Unbegreifliches bei diesen Natron-Seen, so z. B. dieß, daß einige von ihnen zuweilen „blind“ werden, d. h. daß sie sich im Hervorbringen des Natrums erschöpfen, sehr oft aber später wieder anfangen, von Neuem auszukeimen. Ebenso wunderbar ist es, daß man zuweilen an einigen Stellen von Neuem das Salz hervorkeimen sieht, wo man es bisher noch nicht fand, und am unerklärlichsten von Allem finde ich, daß die meisten Stellen ganz unerschöpflich scheinen. Nimmt man an, daß das Salz, welches hervorkommt, alles im Boden steckt, und denkt man dabei, wie unsäglich viel Salz nun schon seit Jahrhunderten auf diesen Stellen theils von Menschen geerntet, theils von der Luft aufgesogen, theils von den Flüssen und dem Regen weggeführt worden ist, so muß man entweder zugeben, daß das Salz oft aus sehr bedeutender Tiefe aufsteigen müsse, oder man muß auf die Vermuthung gerathen, daß zugleich die Atmosphäre und Sonne selbst vielleicht nicht blos bei Hervorlockung, sondern auch bei Erzeugung des Salzes thätig sind. Hat die Atmosphäre die Kraft, das Salz bei Mitwirkung der Sonne in sich

aufzunehmen, so kann sie es vielleicht unter manchen Umständen hier und da auch wieder fallen lassen, und der Salzstaub mag dann oft ebenso gut ein Luft-Niederschlag als ein Bodenkeim sein.

Eine Fabrik, in welcher das Szekso aus der auf dem Markte verkauften Erde in gereinigtem Zustande gewonnen wird, heißt im Ungarischen „Szekso-Gyár“. Die Seifensiedereien der Stadt, deren es nicht weniger als 100 geben soll (?), ziehen es indeß vor, den schmuzigen Szek, wie die Bauern ihn auf dem Markte verkaufen, in ihren Fabriken zu gebrauchen. Sie verlieren dabei natürlich erstaunlich viel; denn ein Centner reinen Natrons würde so viel leisten als zwei Centner von dem, welches noch in jenem Schmuze steckt. Ihre ganze Manipulation würde leichter werden, ihre Seife würde sich verbessern, sie würden das Szek reiner ausnutzen können und nicht mehr so viele Schweine brauchen (einer dieser Seifensieder schlachtet jährlich mehre tausend Schweine). Aber sie lassen sich die Sache nicht ausreden. Es ist ein uralter Schlendrian, und das schöne, schneeweiße, in Formen gegossene, bequem zu benutzende, raffinirte Natron, welches die Szegediner Sodafabriken produciren, geht meistens nach Wien, oder an deutsche Seifensieder in Pesth.

Uebrigens zeichnete sich die Sodafabrik selbst, die ich besah, so viel ich weiß, durch nichts aus, was nicht auch alle anderen hätten. Das graue Szekso wurde in einem großen und verdeckten Magazine aufbewahrt, in großen hölzernen Bottichen ausgelaugt, diese Lauge

abgeschüttet und in großen Kesseln gekocht, der schmutzige Niederschlag alsdann in einer Pfanne geschmolzen, wobei die noch zurückgebliebenen schmutzigen Theile verbrannten oder abschäumten, und endlich die reine Soda in Form von Wachskuchen aus der Pfanne geschafft.

Wir fuhren in die Stadt zurück, um die dritte Merkwürdigkeit Szegedin's zu besehen, das Innere seiner Festung, in welcher sich die sogenannte „italienische Deportaten-Anstalt" befindet. Diese Festung Szegedin's stammt noch aus der Türkenzeit und war wohl ehemals der Sitz des türkischen Pascha's und seiner Janitscharen. Es ist ein hohes Mauerwerk mit mehren weitläufigen inneren Gehöften und mit 2 oder 3 Thoren. Es liegt dieselbe gerade mitten in der Stadt an der Theiß, auf einem nicht erhöhten Boden, rund umher von den Hauptplätzen und dem größten Leben der Stadt umgeben. Der Fischmarkt geht bis an die Mauer der Festung, der Obst- und Gemüsemarkt ebenfalls, und an der inneren Seite dieser Mauer erstreckt sich die öffentliche Promenade Szegedin's hin. Ueber diese weitläufigen, großen Plätze suchten wir nun auf kleinen Bretern und schmalen Fußsteigen, die zwischen großen Wassertümpeln hindurchführten, unseren Weg zu dem einen Thore der Festung hin, um, wie gesagt, die sogenannte italienische Deportaten-Anstalt zu besuchen.

Daß hier in Szegedin überhaupt noch politische Gefangene aus Italien (etwa 560 an der Zahl) sitzen, hat man in Deutschland wieder seit dem letzten ungarischen Landtage mehrfach besprochen, auf dem bekann-

lich der berühmte ungarische Redner Gabriel Klauzal, Deputirter für das Tschongrader Comitat, zu dem Szegedin gehört, den Antrag machte, die Regierung zu bitten, daß sie die italienischen Gefangenen in Szegedin auf freien Fuß setzen möchte, was auch von dem Repräsentantenhause einstimmig angenommen wurde. Ebenso ist es bekannt, wie viele Dinge man sich bei uns von der schrecklichen Lage und der schlechten Behandlungsweise, welche diese Gefangenen in Szegedin erfahren, erzählt hat. Auch ich hatte bereits auf meiner ungarischen Reise Vieles von dieser harten Behandlung gehört und war nun begierig darauf, wie ich die Sache selber finden würde. Ich will darüber der Wahrheit gemäß berichten, und ich glaube, dadurch einige Verläumdungen gegen die österreichische Regierung widerlegen zu können.

Wir traten durch das alte türkische Thor der Festung, wo man uns ohne Schwierigkeit einließ, in einen großen Hof, der mit österreichischen Soldaten gefüllt war. Dieser äußere Hof war von einem inneren, noch größeren durch ein hölzernes Gitter abgeschieden. Man durfte bis zu diesem Gitter vorgehen, wo Weiber mit Früchten, Nähnadeln, Zwirn und anderen kleinen Handelsartikeln, die etwa ein Gefangener brauchen und kaufen kann, saßen und standen. Jenseits des hölzernen Gitters drängten sich in dem weitläufigen Gehöfte die gefangenen Italiener. Sie waren reinlich in starke graue Leinwand gekleidet und hatten aus eben diesem Stoffe Mützen auf dem Kopfe. Ich hatte ge-

hört, ihr Anblick errege Mitleid und Erbarmen, so schlecht würden sie gehalten. — Mitleid und Erbarmen erregte ihr Anblick gewiß, aber nur insofern, als sie als aus dem Vaterlande Verbannte und der Freiheit Beraubte tief zu beklagen waren; insofern aber, als man sie vielleicht für in böser Kerkerluft, bey jämmerlicher Kost Schmachtende ausgeben wollte, keinesweges. Vielmehr schien ihr Gesundheitszustand der beste zu sein. Sie tummelten sich, ich will nicht sagen fröhlich (o Gott! wie wäre dieß möglich?), aber rege und lebendig auf dem freien Platze herum. Sie haben gewisse, gar nicht kärglich zugemessene Stunden, wo sie dieß dürfen, und wo sie dann zu gleicher Zeit sowohl die Producte ihrer Arbeit verkaufen, als auch sich von den besagten, an das Gitter kommenden Weibern wenige kleine Bedürfnisse einkaufen.

Sie verfertigen viele kleine Sachen aus Horn, Holz und Papier und drechseln auch Nadelbüchsen, Heiligenbilder, Falzbeine, kleine Tischlerarbeiten, Schmuckkästchen, feine Strohgeflechte, kleine zierliche Ringe aus Pferdehaaren und dergleichen. Sie stehen alle an dem hölzernen Gitter, und sowie Jemand davor auf dem Markte erscheint, stecken sie mit ungeheuerer Lebhaftigkeit und Begierde ihre kleinen Waaren aus dem Gitter hervor, soweit die Arme und Finger nur reichen, und schreien aus vollem Halse halb italienisch, halb ungarisch, halb deutsch: „Nobile! kaufen, Nobile! Gigi! Gigi!“ (Gigi ist ein aus dem Ungarischen entlehntes, verdorbenes Wort, welches so viel bedeutet als: „Ringe“), oder: „Nobile! Napoleone! Napoleone!“ Das Bildniß ihres großen italienischen

Stammgenossen bringen sie auf allen Nadelbüchsen, Fingerhüten und Messergriffen an, und die meisten haben eine ganze Handvoll Napoleons.

Sie befinden sich seit dem Jahre 1830 in Ungarn. Anfangs waren sie in Arad an der Maros, wurden aber später hieher versetzt, wo sie es besser haben. Früher hatten sie einen Obristen, welcher nicht von ihrer Nation war, jetzt aber hat man einen italienischen General zum Commandanten der Festung und zum Oberaufseher ihrer kleinen Gefangenen-Colonie gemacht; denn sie bilden eine förmlich militärisch organisirte Gefangenen-Colonie mit eigenem Priester, mit besonderem Proviantmeister, mit Unteraufsehern, mit Schreibern, Aerzten, Secretairen und verschiedenen anderen Beamten. Wir meldeten uns bei einem der Obern und erlangten unschwer die Erlaubniß zur Besichtigung des Inneren.

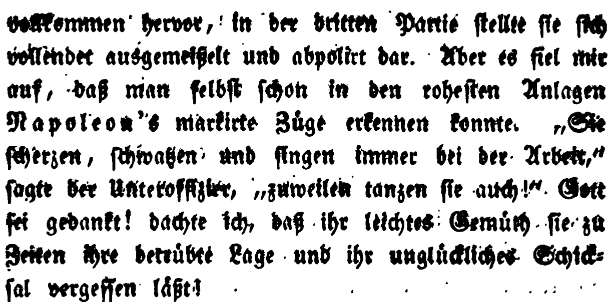
An den bezeichneten Gehöften und an mehren anderen inneren Höfen herum befinden sich in den ehemaligen Kasematten der Soldaten ihre Wohnungen und ihre Werkstätten. Manche dieser Wohnungen mögen auch neu hinzugebaut oder doch neu eingerichtet worden sein. Alle sind natürlich über der Erde und alle parterre. Die Bettgestelle standen in diesen Kasematten, die sehr geräumig und weitläufig waren, alle in gehöriger Entfernung auseinander. Die Betten selbst waren reinlich und gut, und ich habe in unseren besten Staaten Casernen gesehen, in welchen die Soldaten bei Weitem nicht so gut quartiert waren wie diese Gefangenen hier. An jedem Bette stand der Name und der Geburtsort des Gefange-

nen, z. B. „Giovanni N. N. aus Rovigo,“ „Martino N. N. aus Verona,“ „Ludovico N. N. aus Venetia u. s. w.“ Aus Venetia, Milano, Parma, Rovigo und Verona sah ich sehr viele. „Den Haß, den diese Leute in ihrem Vaterlande gegen einander hegen, haben sie auch hier im Gefängnisse nicht abgelegt,“ sagte mir ein österreichischer Unteroffizier, „so hassen sich z. B. die Venetianer und Mailänder erschrecklich.“

Die Kasematten empfingen meistens vom Inneren des Gehöftes Licht, einige aber auch außerdem noch von außen durch stark vergitterte Fenster. Manche Gefangene hatten sich einen kleinen Vorrath von Trauben über ihrem Bette oder an den eisernen Gittern der Fenster aufgehängt. Andere hatten kleine Singvögel in Käfigen in ihre Kasematten genommen, um sich mit dem Gesange dieser Gefangenen in ihrer eigenen Gefangenschaft zu trösten. Ihre Speise habe ich nicht selbst gesehen, doch zeugte ihr gutes Aussehen davon, daß sie keinen Hunger litten, und ich glaubte dem ehrlichen Unteroffizier gern, der uns sagte, daß sie nicht nur täglich gutes Brot und Fleisch hinreichend bekämen, sondern auch täglich eine kleine Quantität Wein erhielten. Sie können sich außerdem auch noch sonst manchen kleinen Lebens-Comfort verschaffen, erstlich durch das, was sie verkaufen, und dann zweitens durch das, was ihre Verwandten aus Italien ihnen oder vielmehr zunächst ihren Aufsehern zuschicken, um es ihnen zukommen zu lassen. Es sollen auf diese Weise für die 560 Gefangenen jährlich 40,000 Gulden Münze aus Italien kommen. Wenn man die Geschichte aller der Sparpfen-

nige, als denen diese Summe bestimmt wäre. Wie viele Züge treuer Zuneigung, wie viele Liebesgedanken aus dem schönen Italien ins ferne Ungarn gesandt, würden man damit keimend [illegible]

Die Werkstätten der Leute waren natürlich von ihren Wohnungen gesondert. Sie arbeiten hier nicht freiwillig, sondern gezwungen. Jeder muß entweder die Profession üben, die er zu Hause lernte, oder, wenn er kein Professionist war, sich hier eine neue wählen. Dieser Zwang ist ohne Zweifel ein wohlthätiger zu nennen. Denn nichts ist wohl geeigneter, die Gefangenschaft erträglich zu machen, als handwerkernde Beschäftigung, besonders da noch der Umstand hinzukommt, daß sie durchaus nicht mit schweren Arbeiten, wie etwa Züchtlinge, geplagt werden, und daß man sie nie zu viel und angestrengt arbeiten läßt. Der eine wählt Drechseln, der andere Tischlerei, der dritte Papparbeit u. s. w. Die Arbeiter sind alle nach der Art ihrer Kunst abgesondert, und die Ordnungsvorschriften finden sich in italienischer Sprache an den Thüren angeklebt. Da wir gerade zu einer Freistunde da waren, wo alle Gefangenen in den Gehöften herumschlenderten, so fanden wir die Werkstätten leer. In einer Drechslerwerkstatt fand ich viele Tambour-Nadeln, welche sämmtlich eine Napoleons-Physiognomie zum Griff hatten. In dem einen Knochen waren die Züge dieses Mannes, die jedem Italiener so tief eingeprägt sind, daß er sie sofort stets in jeglichem Stoffe reproduciren kann, nur erst mit einigen Messerschnitten ganz roh angelegt, in dem anderen traten sie schon


vollkommen hervor, in der dritten Partie stellte sie sich vollendet ausgemeißelt und abpolirt dar. Aber es fiel mir auf, daß man selbst schon in den rohesten Anlagen Napoleon's markirte Züge erkennen konnte. „Sie scherzen, schwatzen und singen immer bei der Arbeit," sagte der Unteroffizier, „zuweilen tanzen sie auch!" Gott sei gedankt! dachte ich, daß ihr leichtes Gemüth sie zu Zeiten ihre betrübte Lage und ihr unglückliches Schicksal vergessen läßt!

Schon im Banate hatte ich gefragt, was die Leute denn verbrochen hätten. „Ach, was weiß ich!" hatte mir Jemand geantwortet, „es sind Spieler, Säufer, Nachtschwärmer, die man aus Italien entfernt und uns hierher gebracht hat, um ihnen bessere Sitten beizubringen. Es ist der Auswurf ihrer Nation!" Was das Letztere betrifft, so glaube ich dieß nicht; denn das ordentliche, gebildete und feine Ansehen einiger zeugte mir dafür, daß mehre aus den gebildeten Ständen sein mußten. Verbrechen haben sie auch nicht begangen, wenigstens nicht solche, die ihnen gerichtlich nachgewiesen, und derentwegen sie verurtheilt worden wären. Vielmehr sind alle nur als politische Aufrührer und Neuerer in jener Zeit von 1830 und 1831 arretirt und auf unbestimmte Zeit hierher geschafft worden. Darin besteht eben das Schreckliche ihrer Lage, daß sie gar nicht verurtheilt worden sind, und daß sie nicht wissen, wie lange man sie noch in dieser Gefangenschaft halten wird. Sie schweben in jedem Augenblicke auf der Folter der beständigen Furcht, daß man die Absicht habe, ihnen nie wieder ihr schönes Italien

zu zeigen, und der spannenden Hoffnung, daß der Engel der Freiheit vielleicht schon vor ihren Pforten stehe. Ich finde diese Ungewißheit unglaublich viel schrecklicher, als wenn man sie zu dreißig Jahren Gefängniß verurtheilt hätte. Aber ihre Vergehen mögen eben der Art sein, daß gerade kein ordentlicher Anklageproceß möglich war, daß aber doch ihre Entfernung von dem vaterländischen Boden räthlich wurde. Man hält sie hier mit keinem anderen Rechte als dem der stärkeren Gewalt zurück. Gesetzt aber auch, daß man die in eifrigem Patriotismus für Italien und im Hasse der Fremdherrschaft Erglühenden als bedauernswerthe, aber unrettbare Opfer der mißlichen Lage ihres Vaterlandes betrachten wollte, indem man so raisonnirte: „Oesterreich herrscht nun einmal in Italien, es muß diese Herrschaft Frankreich gegenüber seiner selbst wegen behaupten, wenn es sich nicht selber aufopfern will, — ja der einmal bestehenden Ordnung und der anderen Italiener selbst wegen ist es sogar gut, daß Unruhestifter entfernt werden, und diese Umstände sind daher zu bedauern, aber die Maßregel ist nicht zu verwerfen," — ich sage, wenn man so raisonniren wollte, so ist es doch bei dem Mangel eines gehörig instruirten Processes noch immer zweifelhaft, ob nicht auch mancher völlig Unschuldige — ich meine Mancher, der nicht im Geringsten an politische Umtriebe gedacht habe, — hier seiner Freiheit beraubt weile. Es wäre doch wichtig, daß die österreichische Regierung es einmal untersuchen ließe, ob es denn wahr sei, was man sagt, daß hier einige sich befinden, die selbst ebenso wenig

wie ihre Verwandten wissen, was sie je gegen den Staat Arges gedacht oder unternommen haben.

Wenn ich mir lebhaft vorstellte, wie viele sehnsüchtige Gedanken, wie viele Seufzer sich wohl auf dem Wege von Szegedin nach Italien begegnen möchten — wenn ich mir dachte, wie sehr wohl mancher Italiener gewünscht hätte, statt meiner in diesen Kasematten und an jenem hölzernen Gitter herumzugehen, um ein theueres Angesicht begrüßen zu dürfen, — wenn ich dann aus den Erzählungen, die von diesem Gefängnisse im Auslande herumgehen, entnahm, wie traurig die Vorstellungen der italienischen Anverwandten von den Entbehrungen der Ihrigen in Ungarn sein mochten, — so glaubte ich, wenigstens etwas Gutes zu thun, wenn ich diesen treuen Bericht von dem, was ich sah, (es ist freilich nur wenig und umfaßt nicht Alles) dem Druck übergab, indem ich glaubte, daß doch vielleicht Mancher, dessen Auge zufällig auf diese Zeilen fallen möchte, einigen Trost daraus schöpfen und daraus ersehen könnte, daß zu dem großen inneren Schmerze des Entbehrens der Freiheit sich den Ihrigen doch nicht auch noch die Plage täglicher äußerer Noth und Leiden gesellte.

Ich schweige davon, welche trübe Betrachtungen der Anblick dieser armen Gefangenen in mir aufregte; denn wozu wäre es gut, durch irgend eine heftige Rede entweder den Schmerz der Gefangenen selbst, die ihre Fesseln nicht sprengen können, oder den der Ihrigen in Italien, die ihnen nicht zu helfen vermögen, aufzuregen, oder endlich das österreichische Gouvernement, das sich hier

selber vielleicht bei gutem Willen nicht besser zu rathen weiß, vergebens zu verletzen. Auch von den merkwürdigen Ereignissen im Inneren dieser Deportaten-Colonie will ich schweigen, obgleich ich weiß, daß wenn uns einmal ein Menschenkenner und Beobachter die Geschichte derselben seit 1830 treu schildern wollte, der Psychologie dadurch ein interessanter Dienst geleistet werden würde.

Aber erwähnen will ich noch die freudige Botschaft, die man mir mittheilte, daß es die Absicht wäre, achtzig der Gefangenen, die als gebessert betrachtet werden könnten, nächstens nach Italien zu entlassen. Möchte dieß doch kein leeres Gerücht sein, und möchten doch auch allmählig die Uebrigen ihnen im Stillen nachfolgen. Den Ungarn ist es durchaus nicht lieb, daß ihr Vaterland, das sich der politischen Freiheit so gern und mit Recht rühmt, anderen Patrioten zum Gefängniß diene und daß es daher das österreichische Sibirien genannt werde. Sie haben deswegen auch jenen Vorschlag auf dem vorigen Landtage gemacht, und gewiß werden sie auch auf dem nächsten Landtage nicht unterlassen, ihren Einfluß zu Gunsten der Freiheit jener Unglücklichen zu verwenden. Die Ungarn selbst scheuen nichts mehr als Verbannung in die Fremde, und Deportation wäre selbst dem Geringsten unter ihnen die gräßlichste Strafe; man hat daher auch schon längst vorgeschlagen, auf einer wüsten Insel an den Küsten Dalmatiens einen Verbannungsort für ungarische Verbrecher ausfindig zu machen. Eine Deportation dahin würden die ungarischen Verbrecher,

die Sanaſſen aus dem Bakonyer Walde, die Viehdiebe in den Steppen und die Räuber in den Tſcharden weit höher anſchlagen als den Galgen; denn auf ungariſchem Boden gehängt zu werden, ſcheint ihnen leichter zu ertragen als das Exil.

Ich muß geſtehen, daß ich meine Augen nicht aufſchlagen mochte vor vielen der armen Italiener, die uns begegneten, als wir den Rückweg antraten; denn ich dachte, wie viele wohl darunter ſein möchten, die weit weniger ſündig wären als ich ſelbſt; und ſie mußten büßen, während Gott mich frank und frei hinaus wandeln ließ. Ich ſah zahlreiche öſterreichiſche Schildwachen auf den Mauern der Feſtung herumgehen, die ſowohl hinaus- als in das Innere der Gehöfte hineinblickten. „Zu Weihnachten iſt's hier recht luſtig,“ ſagte uns unſer Unteroffizier, „dann haben die Gefangenen ein großes Feſt. Die Thore des Raſtells (ſo nennen ſie das hölzerne Gitter) werden geöffnet, und es kann Jedermann in das innere Gehöft hineinkommen. Da haben dann die Italiener einen großen Markt, wo ſie ihre Sachen verkaufen, und es kauft ſich Jeder etwas zu Weihnachten ein, und ſowohl die Stadtleute als die Gefangenen freuen ſich ſchon lange im Voraus auf dieſes Feſt.“ Zu erfahren, daß ein ſolches heiteres Weihnachtsfeſt exiſtirt, mag auch ein kleiner Troſt für ihre Angehörigen in Italien ſein.

Die Deportaten-Anſtalt und Feſtung liegt, wie geſagt, mitten in der Stadt. An ſie ſchließt ſich zunächſt der Theil von Szegedin, der „Palanka“ heißt.

Diese Palanka umfaßt zunächst den inneren Kern Szegedin's. Dann kommen weiterhin die Oberstadt, die Unterstadt, die Neustadt u. s. w. Das Wort Palanka kommt in mehren ungarischen und auch in türkischen Städten ebenfalls für den inneren Stadttheil vor. Es giebt auch Städte, die das Wort als Eigennamen angenommen haben. Man leitet es her von dem deutschen Ausdruck „Planke," woraus man auch ein (ich glaube blos ungarisch=) lateinisches Wort, planca, gemacht hat. Man versteht darunter zunächst eine „Palisade" und dann einen mit Palisaden eingezäunten Raum, eine Palisadenfestung, dasselbe also, was die Russen unter Sloboda verstehen. Die ungarischen Städte waren zur Türkenzeit meistens nur eine steinerne Festung der beschriebenen Art, die von einem Häuserhaufen innerhalb einer Palisadenreihe (zu Deutsch: von einem „Hakelwerk") umgeben waren. Später fielen die Palisaden weg, der Name „Palanka" aber blieb, und es setzten sich neue Vorstädte und Stadtquartiere an den alten Kern an.

In der Palanka liegen die Hauptgebäude, das nicht unschöne Stadthaus, das Gymnasium, die Hauptwache, einige nicht schlechte Wirthshäuser und eine Menge zum Theil ganz gut gebauter Privathäuser. Auch liegt hier das Gebäude einer österreichischen Militärschule, der ich eine Visite zugedacht hatte. Leider traf ich eben einen wichtigeren Besucher gegenwärtig und konnte von der Schule selber wenig sehen. Es war nämlich der „Commandirende" gerade da, in dessen Gegenwart die jungen Zöglinge einige Fechtübungen ausführen mußten. Dem

Commandirenden zu Ehren, der, glaube ich, Szegedin nur selten besucht, war auch alles Militär in der Stadt festlich gekleidet und hatte die Hüte mit einem Büschelchen Eichenlaub geschmückt. Auch die fechtenden Zöglinge der Militärschule waren ebenso mit Eichenlaub geziert, das überhaupt bei jeder festlichen Gelegenheit in der österreichischen Armee angewendet wird. So viel ich weiß, existirt diese Sitte sonst in keiner anderen Armee, und doch ist es eine so hübsche und dabei so wohlfeile Sitte. Das Eichenlaub ist ein weit schönerer Schmuck als alle Federbüsche oder Schnüre. Es giebt der Armee einen Anstrich von außerordentlicher Heiter- und Munterkeit, und es wäre in der That der Mühe werth, daß man es auch in anderen deutschen Armeeen einführte. Das Eichenlaub ist bei uns ganz das, was die Lorbeerblätter in Italien sind. Wie diese sind die Eichenblätter proportionirlich (die Lindenblätter sind zu groß), wie diese stehen sie steif und energisch ab und behalten ziemlich lange ihre Form (die Birkenblätter wären zu schlaff, die Weidenblätter welken sofort), kurz wie die Blätter des Lorbeers in Italien, so sind die der Eiche in Deutschland der von der Natur geschaffene Schmuck der Sieger.

Ich traf überhaupt manches recht Hübsche in der österreichischen Armee (freilich die Herrschaft des Stockes ist unleidlich, und einen österreichischen Unteroffizier mit einem Stocke, als seinem beständigen Begleiter, geschmückt zu sehen, ist eine kränkende Beleidigung für's Auge), so z. B. die so äußerst einfachen Sitten der oberen Offiziere. Welcher ungeheuere Unterschied zwischen ihrem Auf-

treten bei solchen Gelegenheiten, wie diese war, bei Revueen, Inspectionen und dergleichen, und zwischen dem der Generale mancher anderer Armeeen, z. B. der russischen. Mit einem kleinen zweispännigen Wagen war z. B. der General-Commandirende von Ungarn vor dieser Schule angefahren, und ich fand ihn im Hofe derselben in keiner anderen Begleitung als der eines Adjutanten und des die Schule dirigirenden Offiziers. Alles, was der General sagte, war ruhig und sogar, wenn man will, bescheiden gesprochen. Wie ganz anders geht es bei einem solchen Examen in anderen Armeeen zu, wie viel Prätension wird da entwickelt, wie viel Prunk und Glanz zur Schau getragen.

Der liebenswürdige Offizier, welcher dieser Schule vorstand, ein Deutscher, hatte noch die Güte, nach der Entfernung des hohen Besuches mir die Anstalt zu zeigen. Ich fand das Ganze und Einzelne, soviel ich davon sah, vortrefflich, wie dieß unter der Leitung eines so humanen und gebildeten Mannes wohl nicht anders sein konnte. Es ist aber eine alte Erfahrung, die jeder Reisende in Oesterreich hundertmal macht, daß er dort die Schulanstalten viel besser findet, als er es sich gedacht hat. Etwas Neues aber war es mir, daß die Schüler hier sowohl mit der linken als auch mit der rechten Hand auf gleiche Weise arbeiten, z. B. schreiben lernten; — in einer Militärschule gewiß eine sehr nützliche und nachahmungswerthe Einrichtung. Der Unteroffizier ist bei'm Verluste der rechten Hand sofort im Stande, auch mit der Linken seinen Dienst weiter zu verrichten.

Außer dieser Schule besah ich in Szegedin nur noch die der Priester, die hier ein großes Lyceum haben. Auch hier fand ich manches Interessante, z. B. in ihrer Bibliothek, die aus 6000 Bänden bestand, eine Münze von Rakotzy, dem berühmten ungarischen Patrioten, der im Anfange des vorigen Jahrhunderts an der Spitze des rebellischen Ungarns stand. Diese Münze hatte das Motto: PRO LIBERTATE. Man erzählte mir hiervon folgende Anekdote: Der Kaiser Leopold habe einmal, als der Aufstand Rakotzy's noch nicht unterdrückt und beseitigt war, eine dieser Münzen in die Hand genommen und einen der Ungarn seiner Umgebung gefragt, wie man die Worte: pro libertate, deute; er habe gehört, daß man jedem dieser Buchstaben ein Wort untergeschoben und dadurch eine, für Ungarn Günstiges prophezeihende Redensart zu Stande gebracht habe. Der Ungar habe dem Kaiser geantwortet, jene Redensart, die er zu wissen wünsche, laute so: „Princeps Rákotzy Ope Legionis Inclyti Bercsenii Et Reliquorum Totam Austriam Trucidabit Ense." („Der Fürst Rakotzy wird mit Hülfe der Legion des erlauchten Bertscheny" — des berühmten Rakotzy'schen Anhängers — „und der übrigen Genossen ganz Oesterreich mit dem Schwerte vernichten.") Der Kaiser Leopold habe darauf die Münze lächelnd angesehen und gesagt, er habe sich eine andere Deutung der Buchstaben ausgedacht, und diese laute so: „Peribitis Rebellantes Omnes Laqueo, Igne, Bello Et Reliqui Toti Austriae Tributarii Eritis." („Ihr werdet umkommen, ihr Rebellen alle, durch

Strick, Feuer und Schwert, und die Uebrigbleibenden insgesammt werden Oesterreich tributpflichtig werden"). Obgleich Leopold, als zum geistlichen Stande erzogen, kein schlechter Lateiner war, so scheinen es doch die schwachen Geisteskräfte, sowie die Sanftmuth, die man ihm zuschreibt, zweifelhaft zu machen, daß ihm auf der Stelle ein so schreckliches Impromptu sollte eingefallen sein. Doch ist die Anekdote, wenn auch nicht für ihn, doch insofern charakteristisch, als die Ungarn sie sich häufig erzählen. Auch Attila-Münzen sah ich wiederum in derselben Sammlung, die übrigens wie alle ungarischen Münzsammlungen aus den Münzen der drei Hauptvölker, die in diesen Erdgegenden die vornehmste Rolle spielten, der Römer, Magyaren und Deutschen, bestand.

Zu Mittag speiste ich in der Gesellschaft der geistlichen Herren, die so viel Freundschaft für mich hatten und deren gelehrtem Propst ich empfohlen war. Es war eine sehr große Gesellschaft versammelt, und da es gerade ein Fasttag war, so bekam ich nun der Reihe nach alle die delicaten Theißfische, die ich am Morgen gesehen hatte, zu genießen. An der Tafel präsidirte ein Greis, der Vater des Propstes, ein Schweizer, der mit mir in dem Lobe der Schweiz, des Rheins und Heidelbergs unerschöpflich war, obgleich seine Erinnerungen noch aus dem vorigen Jahrhunderte stammten (er war seit 60 Jahren in Ungarn), die meinen aber aus der Mitte dieses Jahrhunderts. Unsere Gespräche waren sehr lebhaft und unterrichtend. Man sagte, es sei nichts

Ungewöhnliches, daß die Fremden in Ungarn alt würden. Die Ungarn selbst aber würden noch viel älter. So sei hier erst vor 14 Tagen eine Frau in einem Alter von 114 Jahren gestorben, die bis an's Ende ihres Lebens gesund und frisch gewesen sei und immer noch gern gelebt habe. Auch wurde eine andere ungarische Familie erwähnt, die bis in den Anfang dieses Jahrhunderts, ich glaube, bei Debreczin bestanden habe. Die jüngsten Mitglieder dieser Familie, ein Enkel und eine Enkelin, seien 90 und 80 Jahre alt gewesen, und die Aeltern sowohl als die Großältern hätten beide sich noch einer guten Gesundheit erfreut. Von dieser Familie kamen wir auf die Ehen zu sprechen und namentlich auf die gemischten Ehen. Meine Freunde versicherten mir, diese Frage sei erst durch die Vorgänge in Deutschland hier aufgeregt worden. Sonst hätte Niemand an diesen Gegenstand gedacht. Auch jetzt noch würde in den Journalen mehr als in den häuslichen Kreisen davon geredet. Uebrigens sei die ganze Frage eigentlich eine nichtige, und es sei nicht der Mühe werth, daß man so viel Geschrei gegen das Verfahren der Geistlichkeit, den gemischten Ehen die Einsegnung zu verweigern, erhebe, weil dieser Segen selbst gar nicht zur Gültigkeit der Ehe wesentlich gehöre. Es hätten schon von jeher Ehen ohne Einsegnung in der katholischen Kirche bestanden, die doch nicht im Geringsten minder gültig wären als die eingesegneten, als z. B. die Ehe eines Witwers, oder die Ehe, die in den Adventtagen geschlossen worden wäre.

Nach Tische übersah ich nun die Stadt von dem Thurme der Pfarrkirche aus und war erstaunt, auch hier die Atmosphäre selbst an einem sonst völlig wolkenlosen Tage ebenso trübe wie in Pesth zu finden. Schon die äußersten Häuser der Stadt Szegedin verloren sich in eine Schicht von dunklem Nebel, ganz ebenso, wie ich dieß so oft in Pesth gesehen hatte. Ich weiß nicht, ob es der Staub der Steppen oder eine Art von Höhenrauch war, der diese Länder beständig oder häufig bedeckt, wie unsere norddeutschen Haiden.

Von hier gingen wir in das Kloster der Franziskaner, dessen Kirche die älteste in Szegedin ist. Sie ist groß und schön gebaut. Man zeigt daselbst den Mantel Hunyad's und mehre Schriften aus der türkischen Zeit. Die meisten sind türkisch geschrieben, eine ungarisch. Neben dem Altar der Kirche hing eine lateinische Schrift, die den türkischen Pascha benannte, unter dessen Gouvernement die Einweihung desselben geschehen war und welche beschrieb, wie es bei dieser Einweihung zugegangen sei. Diese Franziskaner sprachen alle blos ungarisch und lateinisch, keiner verstand deutsch, und sie stellten mich ihrem Prior vor, indem sie sagten, daß ich ein „clarissimus et doctissimus“ wäre, „qui peregrinationem eruditam per Hungariam facit.“ Ich fand auch wieder zwei Franziskaner aus Türkisch-Kroatien unter ihnen, die in ihrem Kloster studirten; denn die Franziskaner besitzen keine öffentlichen geistlichen Akademieen, sondern haben ihre eigenen Schulen in ihren Klöstern. Auch die Piaristen sind sehr verbreitet in Ungarn, doch

haben sie nur eine Provinz, zu welcher Ungarn und Siebenbürgen vereinigt sind. Die Franziskaner theilen sich dagegen in vier Provinzen, in die der Salvatorianer, der Marianer, der Capristaner und der Bosniten. Jede Provinz hat ihren eigenen Provinzial, der von der ganzen Provinz alle drei Jahre neu gewählt wird. Dabei haben sie das ungeschickte System, daß sie bei jeder Wahl eine andere Nationalität berücksichtigen. Das eine Mal wählen sie einen Ungarn, das zweite Mal einen Deutschen und das dritte Mal einen Slowaken. Dadurch wird es bewirkt, daß, sowie eine andere Nation zur Herrschaft kommt, in der Regel diese dann bevorzugt und jede andere unterdrückt wird. Da jede Nation nun weiß, daß sie dem Gesetze zufolge nach einigen Jahren wieder zur Herrschaft kommen muß, so giebt sie sich natürlich keine Mühe, die Liebe der anderen zu erwerben. Machte man diesen Unterschied zwischen den Nationen gar nicht und nähme man jedes Mal den Würdigsten, sei er, wer er sei, so würde natürlich gegenseitige Schonung davon die Folge sein, während man jetzt nur auf gegenseitige Entschädigung bedacht ist.

Gegen Abend lockte uns Musik auf die Szegediner Promenade. Dieselbe zieren, wie gesagt, einige junge, kleine Linden- oder Akazienbäume (ich bin in der Gattung der Bäume nicht ganz sicher), welche sich in langen Reihen an der Mauer der türkischen Festung hinziehen, — in der That nichts weniger als eben eine sehr reizende Promenade, aber ein neues und zu einem guten Zwecke veranstaltetes Unternehmen und das

Nach Tische übersah ich nun die Stadt von dem Thurme der Pfarrkirche aus und war erstaunt, auch hier die Atmosphäre selbst an einem sonst völlig wolkenlosen Tage ebenso trübe wie in Pesth zu finden. Schon die äußersten Häuser der Stadt Szegedin verloren sich in eine Schicht von dunklem Nebel, ganz ebenso, wie ich dieß so oft in Pesth gesehen hatte. Ich weiß nicht, ob es der Staub der Steppen oder eine Art von Höhenrauch war, der diese Länder beständig oder häufig bedeckt, wie unsere norddeutschen Haiden.

Von hier gingen wir in das Kloster der Franziskaner, dessen Kirche die älteste in Szegedin ist. Sie ist groß und schön gebaut. Man zeigt daselbst den Mantel Hunyad's und mehre Schriften aus der türkischen Zeit. Die meisten sind türkisch geschrieben, eine ungarisch. Neben dem Altar der Kirche hing eine lateinische Schrift, die den türkischen Pascha benannte, unter dessen Gouvernement die Einweihung desselben geschehen war und welche beschrieb, wie es bei dieser Einweihung zugegangen sei. Diese Franziskaner sprachen alle blos ungarisch und lateinisch, keiner verstand deutsch, und sie stellten mich ihrem Prior vor, indem sie sagten, daß ich ein „clarissimus et doctissimus“ wäre, „qui peregrinationem eruditam per Hungariam facit.“ Ich fand auch wieder zwei Franziskaner aus Türkisch-Kroatien unter ihnen, die in ihrem Kloster studirten; denn die Franziskaner besitzen keine öffentlichen geistlichen Akademieen, sondern haben ihre eigenen Schulen in ihren Klöstern. Auch die Piaristen sind sehr verbreitet in Ungarn, doch

haben sie nur eine Provinz, zu welcher Ungarn und Siebenbürgen vereinigt sind. Die Franziskaner theilen sich dagegen in vier Provinzen, in die der Salvatorianer, der Marianer, der Capristaner und der Bosniten. Jede Provinz hat ihren eigenen Provinzial, der von der ganzen Provinz alle drei Jahre neu gewählt wird. Dabei haben sie das ungeschickte System, daß sie bei jeder Wahl eine andere Nationalität berücksichtigen. Das eine Mal wählen sie einen Ungarn, das zweite Mal einen Deutschen und das dritte Mal einen Slowaken. Dadurch wird es bewirkt, daß, sowie eine andere Nation zur Herrschaft kommt, in der Regel diese dann bevorzugt und jede andere unterdrückt wird. Da jede Nation nun weiß, daß sie dem Gesetze zufolge nach einigen Jahren wieder zur Herrschaft kommen muß, so giebt sie sich natürlich keine Mühe, die Liebe der anderen zu erwerben. Machte man diesen Unterschied zwischen den Nationen gar nicht und nähme man jedes Mal den Würdigsten, sei er, wer er sei, so würde natürlich gegenseitige Schonung davon die Folge sein, während man jetzt nur auf gegenseitige Entschädigung bedacht ist.

Gegen Abend lockte uns Musik auf die Szegediner Promenade. Dieselbe zieren, wie gesagt, einige junge, kleine Linden- oder Akazienbäume (ich bin in der Gattung der Bäume nicht ganz sicher), welche sich in langen Reihen an der Mauer der türkischen Festung hinziehen, — in der That nichts weniger als eben eine sehr reizende Promenade, aber ein neues und zu einem guten Zwecke veranstaltetes Unternehmen und da-

her, gewiß achtbar. Gott gebe der Promenade nur Gedeihen! Bisher hat man noch das Publicum dazu nicht recht finden können, denn die Damen der gebildeten Klassen von Szegedin haben sich noch immer nicht entschließen können, unter den Bäumen dieser Promenade Schatten zu suchen. Die Musiker, welche hier spielten, waren Zigeuner, denen man einen ordentlichen Rock angezogen hatte, die aber ihren braunen Teint dabei nicht hatten ablegen können. Die Ungarn haben eine große Vorliebe für die Zigeunermusik. Aber ich muß sagen, daß diese Zigeuner, welche, wie gesagt, gut gekleidet auf der übrigens ziemlich stillen Promenade saßen und Straußische Walzer oder Auber'sche und Bellinische Operncompositionen spielten, mir bei Weitem nicht so gut gefielen, als wenn ich die Leute wohl in ihrer Nationalkleidung unter dem Getümmel des Volks ihre eigenen Gedanken vortragen hörte. Wir entschädigten uns indessen an dem herrlichen Obste, das ringsumher auf dem Markte verkauft wurde, den schönsten Trauben, Zwetschen und den herrlichsten Pfirsichen. Der letzteren wegen ist Szegedin berühmt, sie sind nirgends saftiger, voller und süßer als hier. Trotz ihres vielen schmackhaften Saftes haben sie doch dabei ein viel festeres Fleisch als unsere etwas weichlichen Pfirsichen. Die Musik war ganz dicht bei den Mauern der italienischen Deportaten-Anstalt; ich konnte aber nicht recht erfahren, ob zu den Ohren der armen Gefangenen auch wohl einige erfreuende Melodieen gelangen konnten. Ich glaube, die Mauer war zu dick und zu hoch.

Auf der anderen Seite der Festung an der Theiß liegen große Salzmagazine, in denen bedeutende Quantitäten des Salzes aus Siebenbürgen und der Marmaros aufgehäuft sind. Ebenso bedeutende Quantitäten von Taback liegen in den großen Tabacksniederlagen, welche Sina hier hat bauen lassen. Dieser Banquier hat nämlich den Aufkauf und die ganze Lieferung des Tabacks an die Regierung übernommen. Er übergiebt dieser den Taback zu Preisen, welche sie ihm macht. Es ist nun seine Sache, denselben zu solchen Preisen zu bekommen, daß sie ihn einigen Gewinn hoffen lassen. Er seinerseits setzt also wieder den Bauern des Banats die Preise fest, und da er oder die österreichische Regierung, in deren Namen er handelt, der Haupteinkäufer ist, so hat er die Preise ziemlich in Händen. Der Baron Sina ist für Ungarn die allerreichste und einflußreichste Geldmacht. Sonst ließ die österreichische Regierung den Taback durch ihre Beamten aufkaufen. Da sie diese aber nicht so gut beaufsichtigen konnte, wie sie es wünschte, so zog sie das System der großen Lieferanten vor.

Es ist merkwürdig, daß nicht Szegedin, entschieden die größte und wichtigste Stadt im ganzen Comitate, sondern das kleinere Tschongrad demselben den Namen giebt, und wiederum, daß nicht in der Hauptstadt Tschongrad, sondern in dem Dorfe Szegvar (d. h. wieder wohl Sodadorf) die Comitats-Versammlungen gehalten werden. Dieses Dorf gehört einem Magnaten, und auf seinem Grund und Boden ist das prächtige Co-

mitatshaus gebaut. Man findet auch in anderen ungarischen Comitaten ganz ähnliche Erscheinungen, die sich daher erklären, daß der ungarische Adel, das einzige oder Haupt-Element der Comitats-Versammlungen, die Städte nicht liebt, in denen er sich wie andere Bürger der geltenden städtischen Polizei unterwerfen muß. Die Magnaten kommen daher lieber auf einem Dorfe zusammen, wo sie vollkommen frei und unbeaufsichtigt sind.

Szegedin gehört mit zu den patriotischesten Städten Ungarns. Es rühmt sich, viel patriotischer zu sein als Pesth, wie es denn nicht selten ist, daß die Provinzialstädte, oft sogar ganz kleine, die Hauptstadt des Landes an Patriotismus übertreffen, und wie man ebenfalls die Bemerkung gemacht hat, daß einige zum Magyarenthum bekehrte Slowaken und Serbier in ihrer Magyaromanie noch viel weiter gehen als der Kern der Magyaren selbst.

Den späten Abend brachte ich auf dem Casino in Szegedin zu, wo sich eine sehr bunte und interessante Gesellschaft von Herren zusammenfand, und wo die Unterhaltung ungemein lebhaft war. Ich muß sagen, daß ich mich auf meiner ganzen Reise in Ungarn in diesen Casinos, die man jetzt in allen ungarischen Städten findet, immer ganz vortrefflich unterhielt und schon im Voraus am Tage mich auf diese Abendversammlungen freute, wo in der Regel die interessantesten Gegenstände besprochen und die allerverschiedensten Meinungen geäußert wurden. Meistens waren es die Nach-

Nachrichten und Zeitungsartikel aus Deutschland, über die man sich unterhielt, und dann vor allen Dingen die eigenen Angelegenheiten.

Die deutschen Nachrichten, besonders die aus den deutschen constitutionellen Staaten, sind den Ungarn gerade das, was uns die französischen sind, und sie beobachten alle unsere Bewegungen ebenso, wie wir die der Franzosen und Engländer verfolgen. Die betrübenden Nachrichten von den anti-constitutionellen Schritten einer deutschen Regierung werden mit Eifer getadelt, und der Widerstand freisinniger Männer wird mit Wärme gelobt. Ich fand in Ungarn eben solche passionirte Bewunderer der Haltung der hannöver'schen Nation, wie in Deutschland; und mehr als einer der für Freiheit erglühten und edelgesinnten Magyaren trug mir auf, wenn ich nach Deutschland zurückkäme, solchen Männern, wie Rumann in Hannover, dessen Name den Leuten ganz geläufig war, zu sagen, wie viel Sympathie und Hochachtung sie für ihn empfänden. Wenn er einmal nach Ungarn käme, so würde man ihn hier aufnehmen, wie Lafayette in Amerika — aber gewisse andere Leute sollten sich nie in Ungarn blicken lassen. Liberale Artikel aus deutschen Blättern werden sogleich in's Ungarische übersetzt, um sie zu loben, — antiliberale ebenfalls, um sie herunterzumachen. So zeigte man mir in Szegedin einen Artikel aus einem preußischen Blatte, über den man seines Servilismus wegen empört war, und zwar mit Recht. Es ging aus einer Hand in die andere.

Die Discussion über die Angelegenheiten des Vaterlandes dauerte bis tief in die Nacht hinein, und zuweilen war sie außerordentlich lebhaft. Es waren fast alle ungarischen Parteien in unserer Gesellschaft repräsentirt, erstlich einige ungarische Patrioten, dann ein paar sinnige Deutsche, denen ich mich auch beigesellte, ferner ein geborener Kroat in österreichischem Militärdienst und endlich ein griechischer Priester. Ich fand, daß Jeder seine Meinung mit sehr viel Umsicht, Kenntniß und Energie vertheidigte. Die nächste Veranlassung zum Streite gab ein Artikel aus Siebenbürgen, worin die siebenbürger Sachsen ihre deutsche Muttersprache energisch gegen die Angriffe eines ungarischen Journal-Artikels vertheidigten. Man zeigte mir beide Artikel. Der ungarische hatte den Satz behauptet und ausgeführt, „daß Siebenbürgen nur dann stark und glücklich werden könne, wenn innerhalb seiner Gränzen Jedermann zum Magyaren würde und gleiche Freiheit genösse." Die siebenbürger Sachsen, welche in Bezug auf Deutschthum die vornehmste Opposition gegen den Magyarismus machen, ebenso wie auf der anderen Seite die Kroaten die vornehmsten Opponenten für das Slaventhum sind, hatten gegen diesen Satz den anderen aufgestellt, „daß die magyarische Nation asiatischen Ursprungs sei, und daß ihre Institutionen und ihre Sprache nie dazu beitragen können, Siebenbürgen glücklich zu machen. „Ueberragen uns denn," fragten sie in ihrem Artikel, „die Magyaren an moralischer und wissenschaftlicher Cultur, an volksthümlichen Einrichtungen, an Kunst=

fleiß und Gewerbsthätigkeit so sehr, daß wir uns der höchsten und eigenthümlichsten Güter des gesitteten Menschen, der Muttersprache, der altererbten und heilig väterlichen Sitte, unserer eigenthümlichen Rechte und Gewohnheiten entäußern, ganz im Magyarenthum untergehen sollten, um unser Vaterland glücklich zu machen? Ehre und Ruhm gebührt wohl allerdings den Edlen und Weisen des magyarischen Volks, welche mit so glücklichem Erfolge streben, ihr Volk, ihre Sprache emporzuheben. Allein das, was sie erst zu erreichen streben, besitzen wir schon lange und den alten, befestigten Besitz aufzuopfern, wäre Thorheit, besonders, wenn dieser Besitz durch Gesetz und Recht, durch Brief und Siegel gesichert ist, wenn derselbe schon vor Jahrhunderten den Eigenthümern das allgemein anerkannte Lob zuzog, nur zu ihnen habe sich die Industrie, der Gewerbs- und Kunstfleiß des Landes geflüchtet. Richtiger dürfte daher wohl jener Ausspruch eines Ungarn so gewendet werden: Siebenbürgen wird glücklich sein und sich zu einem größeren Wohlstand erheben, wenn jede der den siebenbürgischen Staatskörper bildenden Nationen einmüthig dahin trachtet, sich in ihrem Inneren und ihrem eigenthümlichen Charakter, ihrer eigenthümlichen Constitution und dem Zeitgeiste gemäß fortzubilden, und jeden Versuch unterläßt, ihren Mitnationen ihre Eigenthümlichkeiten aufzudringen, und wenn alle drei Nationen im aufrichtigen Vereine mit der Regierung, fest verbunden durch das Band der Union, zweckgemäßen Fortschritt in Bildung, Kunst und Wissen-

schaft, Aufrechthaltung des Rechts und der Gesittung redlich erstreben!"

„Die Siebenbürger haben Recht," sagten die Deutschen, „gerade so wird es für Ungarn am besten sein, wenn Jeder vor seiner eigenen Thüre fegt und sich nicht in die Angelegenheiten Anderer mischt. Denn aus dem entgegengesetzten Verfahren wird die so sehr gewünschte starke Einheit Ungarns nicht hervorgehen. Wir Deutschen wollen gern, daß auf den Reichstagen, bei allen öffentlichen Angelegenheiten eine und zwar die Sprache der Ungarn, welche gewiß nun einmal die Hauptnation im Lande bilden, herrsche. Wir wollen auch gern die ungarische Sprache in der Schule lernen, aber unter uns und zu Hause; in unserem Familienkreise und in unseren Kirchen wollen wir unsere Muttersprache reden und die Dichter in unserer Sprache lesen. Davon wird man uns auch nie abhalten können."

„Uns auch nicht," fiel der Kroat ein, „nie werden wir magyarisch reden, und wenn man diese Sprache uns gar aufdringen will, so wollen wir sie nicht einmal in den Schulen lernen. Es wird auch nie gelingen, daß man sie uns aufdringe. So wenig, wie Ihr Erbsen durch die Mauer werfen könnt, so wenig werdet Ihr in uns das Ungarische hineinbringen."

„Ich glaube aber," hob darauf der Ungar an, „es wird doch gehen! ja es soll und es muß gehen! Ungarn kann nicht anders bestehen. Es wohnen hier sechserlei Nationen. Wie können sie einig sein, wenn

sie nicht eine Sprache haben. Darin besteht eben die Schwäche von Ungarn. Wenn wir alle erst eine Sprache reden, wenn wir alle ächte, gute Magyaren geworden sind, dann können wir Europa in die Schranken fordern, und die europäischen Nationen müssen dann ebenso gut ungarisch lernen, wie wir jetzt deutsch oder französisch lernen. Auch ist die Verwandlung Euerer Landsleute zu Magyaren gar nicht so schwer, als Ihr denkt."

Es ist wunderbar, daß die Magyaren nun in ihrem eigenen Vaterlande gegen ihre Mitbürger denselben Fehler begehen, den Joseph gegen sie sich zu Schulden kommen ließ. Ihre große Opposition und ihre eifrige Magyaromanie wurde eben dadurch hervorgebracht und erzeugt, daß man ihnen mit Gewalt die deutsche Sprache aufdringen wollte. Jetzt nun rufen sie in ihrem Vaterlande viele widerstrebende Kräfte hervor, dadurch, daß sie den Kroaten, Deutschen und Slavoniern ihre Sprache nehmen wollen. Sie würden weit besser zu ihrem Zwecke gelangen, wenn sie blos für die Ausbildung der magyarischen Sprache und Literatur, besonders auch für bessere Volksschulen fleißig sorgten. Kämen sie dann damit weiter als die Deutschen und Slaven, so würden diese sich ganz von selbst zu Magyaren heranbilden, während sie nun noch weniger dazu geneigt sind als zuvor. Die Sprache der Väter ist für ein Volk sein Leben und seine Seele, und ebensowenig wie ein Mensch, selbst wenn er von vielen angegriffen wird, sich ohne Vertheidigung sein Leben nehmen läßt, ebenso wenig läßt sich ein Volk, wenn es auch eine noch so kleine Commune bildet, seine Sprache nehmen, ohne sie auf's

Eifrigste zu vertheidigen. Und wenn die Ungarn sagen, es sei der Einheit ihres Vaterlandes wegen nöthig, daß alle eine Sprache reden, so mögen sie bedenken, daß sie doch kein anderes Recht als das der Stärkeren haben, zu verlangen, daß dieß nun gerade die magyarische Sprache sein müsse. Wenn einmal in einem und demselben Staate mehre Nationen wohnen und mehre Sprachen gesprochen werden, so ist dieser Staat dann freilich ohne Zweifel schwächer, als er es sein würde, wenn alle seine Bürger nur von einer Nation und Sprache wären. Allein es ist dieß nun einmal ein durch die Geschichte hervorgerufener Uebelstand, den man tragen muß und den man nicht durch eine Ungerechtigkeit gut zu machen suchen darf. Das einzige und beßte Mittel für einen so bunt bevölkerten Staat ist ohne Zweifel das von den Siebenbürgern angedeutete, daß Keiner den Anderen befehde und Alle in Frieden neben einander leben und für das gemeinsame Vaterland streben möchten. Auf diese Weise hilft man dem Mangel an Einheit am beßten ab, während man im umgekehrten Falle an seine Stelle die baare Zwietracht setzt.

Die Pusten und ihre Bewohner.

„Mektschemerek teck peek feck!“

„Ach lieber Freund! was willst Du? vielleicht meine Kleider? Hier sind sie!“

„Nintsch! Hajuk muk puk fuk tellemtelletell!“

„Was sagst Du? willst Du meine Stiefeln putzen? Da stehen sie!“

„Nintsch! jönjörtörjöm függö mesch müggö!“

„Ja, mein Bester, ich verstehe kein Wort ungarisch.“

Es war des Morgens „zwei Wochen vor Sonnenaufgang,“ wie das ungarische Sprüchwort sich ausdrückt, d. h. ganz früh vor 4 Uhr, als ein kleiner Junge an mein Bett trat und mit mir jene ungarische Conversation anfing, von der ich den Zweck nicht errathen konnte. Da der Kleine zuletzt ganz ungeduldig wurde und es mir schien, als wolle er zu weinen anfangen, so sprang ich auf und ließ den schlaftrunkenen Kellner kommen, der mir dann sagte, ich möchte mich sofort in Bereitschaft setzen, denn der Diligence-Wagen würde gleich vorfahren und mich mit meinen Sachen abholen.

Dieß ging denn auch bald in Erfüllung. Ich fand in dem Wagen eine ausgezeichnet angenehme Gesellschaft, von der ich dem Leser, wenn ich es vermöchte, und wenn ich es aus Ursachen nicht für besser hielte, es nicht zu thun, gern eine recht anmuthige Schilderung machen würde. Kurz, wir waren unserer vier, eine Dame, ihre reizende kleine Tochter, ein Geistlicher und ich, — und es dauerte nicht lange, so hatten wir die Stadt Szegedin im Rücken und befanden uns mitten in den Pusten, welche zwischen der Theiß und der Donau liegen, und welche die Römer das Land der nomadischen Jazygen nannten.

„Pusten" ist ein slavisches Wort, welches sich in allen slavischen Dialekten zur Bezeichnung eines wüsten, leeren Gefildes findet. Die Ungarn haben dieses Wort („puszta") in ihre Sprache aufgenommen und bezeichnen damit zunächst allerdings jede Wüste. Sie sprechen daher auch von der Puste Sahara, von den persischen Pusten. Dann aber hat das Wort insbesondere auch die Bedeutung von Landgut oder Vorwerk angenommen, indem man überhaupt alles nicht mit Dorf oder Stadtgebäuden bestandene Ackerland „leer" (pusty) nannte. In diesem Sinne ist denn eine Puste keinesweges ein überhaupt unbebauter und unbewohnter Landstrich, sondern ein Landstrich ohne Dorf, Flecken oder Stadt, der von einem isolirt wohnenden Besitzer bearbeitet wird, weßhalb denn auch im Ungarisch-Lateinischen das Wort puszta in diesem Sinne immer mit praedium übersetzt wird.

Indeß ist doch zu bemerken, daß nur in den gro-

sten Ebenen Ungarns, sowohl in der westlichen bei Raab als in der mittleren Theiß-Donau-Ebene die großen, besonders der Viehzucht bestimmten Landgüter diesen Namen haben. In der ganzen Militärgränze kennt man keine „Pusten". Ueberhaupt in allen gebirgigen Theilen Ungarns hört man nichts von Pusten, und man hat dort verschiedene andere Namen für das, was wir ein Landgut nennen. Jede Puste hat ihren Namen, so z. B. „die Puste Tomka," „die Puste Bolota," „die Puste Balanka." Es sollen nach Schwartner 1300 solcher Pusten in Ungarn sein. Es wohnt auf ihnen unendlich viel Vieh, weniger Menschen. Die Edelleute verhindern die Vermehrung der Bevölkerung, weil, wie Schwartner sagt, das Schaf nur für seinen Herrn geschoren wird, die 1000 Menschen aber, die auf jeder Puste wohnen könnten, auch noch dem Könige und den Comitaten zollen müssen und außerdem auch mehr Nahrung von dem Felde verlangen als die Schafe.

Dem Gesagten zufolge gebraucht man das Wort Puste in Ungarn ganz ähnlich wie das Wort „Steppe" in Rußland; denn auch dort versteht man sowohl die ganze Fläche des Landes darunter („die Steppen Südrußlands"), als auch einen Theil dieses Landes, der einem gewissen Eigenthümer angehört (z. B. „die Steppe der deutschen Bauern in Neudorf" — „die Kaiserdörfer-Steppe" — oder in der Redensart: „mein Mann ist auf der Steppe", statt: „mein Mann ist auf dem Felde"). Es scheint mir sonderbar, daß, während wir den Na-

men „Steppen“ längst in der Geographie eingeführt haben, ebenso wie wir die südamerikanischen Namen „Llanos“ und „Pampas“ annahmen, nicht auch der Name „Pusten“ für die eigenthümliche Gattung der ungarischen Wüste angenommen ist.

Gleich jenseits der Theiß bemerkt man, daß wiederum ein ganz anderes Land beginnt. Man sieht bei Szegedin die erste Sandebene, dieß ist bei Tschongrad und anderen Orten an der Theiß der Fall. Der Boden ist nicht mehr so ganz flach, wie wir ihn im Banate beschrieben. Der Ackerbau hört auf, wie er es im Banate und in den nördlichen Gegenden an der Maros ist, die Hauptsache zu sein, die Viehzucht läuft ihm den Rang ab. Die bunt zusammengesetzten Colonieen jener Provinzen hören ebenfalls auf, und Alles ist reine magyarische oder doch völlig magyarisirte Bevölkerung bis nach Pesth hin, wo wieder einige deutsche Colonisten erscheinen. Die Ebene wird hier und da von Sandhügeln unterbrochen, und wenn der Reisende im Banate bei Regenwetter im Schmutze versinkt, so kommt er hier bei Trockniß im Sande und Staube um.

Der Sand in diesen Gegenden, es gilt im Durchschnitt Alles, was wir sagen, von dem ganzen Striche zwischen der Theiß und der Donau — ist äußerst feinkörnig, hier und da mit Muschel-Bruchstücken vermischt. Er liegt stellenweise so tief, daß man mit Brunnengrabungen noch nicht bis zu seiner thonigen Unterlage hat gelangen können. Große Strecken liegen ganz vollkommen nackt und öde da, ohne daß irgend eine Vegetation auf

der Oberfläche hat festen Fuß fassen können. An solchen Stellen ist der feine Sand ein beständiges Spiel der Winde, und er wird wie der Wüstensand der Sahara als Flugsand durch die Lüfte geführt. Die Ungarn nennen ihn dann „futo homok“, d. h. „laufenden Sand.“ Dieser „futo homok“ ist die schlimmste Plage dieser Gegend, denn er verdirbt oft die fruchtbarsten Aecker.

Das merkwürdigste Verhältniß dieser eigenthümlichen Wüste ist ihre große Wasserlosigkeit. Es befindet sich auf ihr kein fließendes Gewässer irgend einer Art. Dieß gilt im buchstäblichen Sinne von der etwa 200 Quadrat-Meilen großen Strecke, die man zwischen den folgenden Linien annehmen kann, zwischen der Donau und Theiß und von Pesth bis Theresiopol und Tzombor hinab. Auf der ganzen Reise von Szegedin bis zum Rakosch bei Pesth (23 Meilen weit) haben wir kein einziges fließendes Gewässer gesehen, d. h. keinen Fluß, keinen Bach, ja nicht das geringste Quellchen mit einziger Ausnahme eines zuweilen in der Regenzeit in Fluß gerathenden Flüßchens Namens „Gat-Er“, das sich aus einem Sumpfe bei Ketskemet entwickelt und auch wieder in einen Sumpf verliert. In anderen Theilen der Ebene giebt es noch mehr solche kleine intermittirend fließende und sich im Sumpfe verlierende Fluß- und Bach-Monstra.

Ebenso bemerkenswerth ist die völlige Baumlosigkeit dieser ungarischen Pusten. Alles ist kahl und öde, nirgends bietet sich der kühlende Schatten eines lieblich belaubten Haines. Die Leute brennen im Ofen den Mist und bauen ihre Häuser aus Lehm oder Schilf.

Von großen Strichen ist dieß buchstäblich zu nehmen, nur bei Pesth erfuhren wir, ich weiß nicht, wie es kam, hier und da durch einige Gebüsche und etwas Wald.

Sandfläche mit Staubwolken, — Haidestrecken mit Trappvögeln, — Morast, hier und da mit schwimmendem Rasen, von Kranichen und Störchen spärlich belebt, — die weißen ausgetrockneten Seeen mit dem Sodakrystall überzogen, — im günstigsten Falle Wiesen, mit unzähligem schönen Vieh bedeckt, — das sind die Abwechslungen, welche diese Pusten darbieten.

Hier in diesen Pusten waren sonst die Campi und Castra der Jazygi Metanastae. Hier stehen jetzt die Sallaschen und Tscharden der Ungarn. Außer diesen hier und da zerstreuten und gewöhnlich nur in der Ferne erblickten einsamen Hirtenwohnungen erscheinen als Gebilde von Menschenhand in diesen Wüsten nur hier und da ein paar hoch aus der Ferne wie Kirchthürme winkende Brunnen, wie die im Banate beschriebenen, und endlich, was wir nicht vergessen dürfen, die weißen, gewöhnlich sehr gut unterhaltenen, schon aus weiter Ferne als ein Anzeichen, daß ein Hauptort sich nahe, begrüßten — Galgen.

In dieses Land also fuhren wir am frühen Morgen hinaus, und jene Bilder gingen vor unseren Augen auf, als der Sonnengott immer höher und höher den Schleier der Nacht am Himmel hinaufzog. Die Straße zwischen Szegedin und Pesth ist eine der eigenthümlichsten, welche in der Welt existirt. Man kann sagen, sie sei zwei bis drei Meilen breit, wenn man

nämlich alle die einzelnen Straßenfäden, aus denen sie besteht, zu einem und demselben Tracte rechnen will. Wie wir es im Banate machten, so macht es hier jeder Fuhrmann, d. h. je nach Zeit und Umständen schlägt auf dieser Riesen=Rennbahn (Corso monstre) jeder seine eigene Richtung ein. Für den Reiter ist diese Richtung besser, für den Wagen jene, für einen Personenwagen diese, für einen schweren Frachtwagen jene. Eine leichte Kalesche kommt dort besser fort, ein Vierspänner hier. Bei Sonnenschein hat man hier und dort einige tiefe Sandstrecken zu vermeiden, bei Regen einige Sümpfe. Dabei hat auch jeder Fuhrmann seine eigene Gewohnheit, seinen eigenen Willen. Er hält seinem Sinne nach diesen Strich für besser, hundert andere Fuhrleute aber halten hundert andere Tracte für besser. Zuweilen probiren sie auch neue Wege.

Wirthshäuser giebt es allerdings hier und da an der Straße, doch kümmern sich die Fuhrleute, wenn sie eben keine verzärtelten Reisenden führen, wenig darum. Sie fahren so lange im Sande darauf los, als es gehen will. Ueberfällt sie die Nacht, so spannen sie aus, lassen die Pferde ein wenig grasen und campiren im Freien. Einige von ihnen haben auch ihre Löcher, oder sogar kleine Zweighütten im Sande, die außer ihnen Niemand kennt, und wo sie für die Nacht unterkriechen. Ein Geistlicher — ich glaube, in Szegedin — erzählte mir einmal folgenden, in dieser Hinsicht charakteristischen Vorfall. Als er noch in Pesth studirte, wollte er einmal in das Banat, sein Va-

auf die Seite sprang. Er tritt neugierig hinter das kleine schüchterne Thier her, und es lief ihm in die Arme. Um es näher zu besehen, nahm er es in seine Hütte, und um es von aller Angst und Sorge zu befreien, schlachtete er es ab und tractirte sich und auch seine Gäste damit auf die gastfreundlichste Weise von der Welt.

So gastfrei wie die Szegediner Fuhrleute, sind auch die Hirten auf den Pusten selbst; wer zu ihnen kommt, wird auf das Freundlichste aufgenommen und — nach ihrer Art — prächtig bewirthet. Hat der Wirth gerade nichts Geschlachtetes im Hause, so ist er nichtsdestoweniger gar nicht verlegen und sagt: „ich werde schon schaffen, Herr!" — Er weiß dann eben solche Zufälle herbeizuführen, wie jener Szegediner Fuhrmann sie erlebte, oder vielmehr, um es lieber geradezu zu sagen, er stiehlt und raubt für seinen Gast; dieß kommt ihm kühn und edel vor. „Ich werde schon schaffen, Herr! sagte uns ein ganz kleiner junger Bursche," — so erzählte mir ein anderer Ungar, der ebenfalls auf seiner Reise durch die Pusten in einer einsamen Sallasche zu übernachten gezwungen war, — „und es dauerte nicht lange, so hörten wir ein Schaf blöken, ein Feuer knistern und einen Braten brutzeln. Dieser kaum zwölfjährige Knabe hatte das Schaf indeß gestohlen, geschlachtet und briet es nun für uns aus. Es ist in diesen Gegenden, als wenn das Rindvieh eine Art von Wild wäre."

Diese Hirten in den Pusten haben übrigens manche höchst interessante Kenntniß, die bei ihnen zu finden uns Wunder nimmt. So z. B. kennen sie nicht nur

den Gang der Sonne und beobachten ihn beständig, sondern sie haben auch in dem Gewirre der unzähligen Sterne, sich viele gemerkt, mit besonderen Namen bezeichnet und in ihrem Gange verfolgt. Sie wissen daher oft sehr genau bei Nacht die Stunde anzugeben. Ein Ungar erzählte mir, er habe einmal um 11½ Uhr Nachts einen dieser Hirten auf die Probe gestellt, und ihn, indem er die Uhr in die Hand genommen, nach der Zeit gefragt. Dieser habe dieselbe ganz richtig angegeben und, befragt, woher er dieß wisse, mehre Sterne bezeichnet, die im Untergehen begriffen gewesen wären.

Auch manche physikalische Kenntniß machen sich diese Leute in ihrem alltäglichen Leben zu Nutze, die Viele von uns, wenn sie nicht in die Geheimnisse der Wissenschaft eingeweiht sind, gar nicht anzuwenden verstehen, wie z. B. Folgendes. Wenn die Hirten der Pusten irgend eine Sache kühl zu halten wünschen, so bedienen sie sich dazu des Feuers, und zwar auf diese Weise. Sie graben ein Loch in die Erde und setzen die Milch oder die Sulze (sauere Milch), oder was es sonst ist, hinein. Sie geben dem Loche oben einen engen, flaschenartigen Ausgang und machen über demselben ein Feuer an. Dieses Feuer nun zieht alle Wärme aus dem Loche heraus, und es wird unter ihm kalt. Sie werfen das Loch dann schnell zu und erhalten ihre Lebensmittel so ganz frisch und kühl.

Uebrigens aber sind sie doch bei aller ihrer gerühmten Kenntniß auch dem Aberglauben sehr ergeben. So haben auch sie, wie wohl alle Völker der Welt, den

Glauben an das böse Auge. Sie meinen, daß man mit bösem Blick und Willen es Jemandem anthun könne. Sie nennen dieß „Szèmaly meg verni", mit dem Auge „Jemanden treffen" oder „schlagen." Es giebt aber noch viele andere Zaubermittel, einen Anderen in's Verderben zu bringen, die sie „Rontasch" (d. h. buchstäblich: das „Verderben") nennen. So z. B. kann man gewisse böse Worte in einen Zwirnsfaden, aus dem man einen Knäul macht, einwickeln und sie in den Weg werfen, den Jemand passiren muß. Tritt er darüber hin, so geht der böse Wunsch in Erfüllung. Auch kann man einen blanken Knopf an einen Zwirnsfaden binden, denselben hin- und herschaukeln, dabei gewisse Worte sprechen und dadurch einem Feinde Böses zufügen. Daher hütet sich jeder Ungar auch wohl, wenn er etwas Absonderliches am Wege liegen sieht, darüber hinzutreten. Ebenso glauben sie auch, man könne sich Jemanden durch übernatürliche und unwiderstehliche Kräfte geneigt machen. Man muß zu einer gewissen Nachtstunde bei Mondenschein gewisse Kräuter kochen und den Absud davon, heiß, wie er ist, in den Heerd des Hauses vermauern. Es wird dabei in der anzulockenden Person eine unwiderstehliche Neigung entstehen, den Heerd mit seinem Besitzer in Liebe und ehelicher Gemeinschaft zu theilen.

Es ist wirklich wunderbar, wie einige abergläubige Meinungen, — ebenso wie manche Sagen, Legenden, Sitten und Gewohnheiten, — die Runde durch die ganze Welt zu machen scheinen. Es giebt dergleichen, die bis in's geringste Detail, bis auf die Zauberformeln

brach, welche man sprechen muß, bei den verschiedenartigsten Nationen ganz auf gleiche Weise vorkommen. Es wird einem oft schwer, an eine gleichförmige Entstehung aus gleichen psychologischen Gründen zu glauben, und eine historische Uebertragung nur möglich zu denken, ist beinahe ebenso schwer.

Der Glaube an Hexen ist auch selbst aus anderen Classen des ungarischen Volkes noch nicht gar lange verschwunden. So giebt es bei Szegedin eine Insel in der Theiß, die Hexeninsel („Boszorkany sziget") genannt. Auf dieser Insel wurde noch im Jahre 1746 eine Frau und zwar von vornehmen Stande, nachdem ihr ein förmlicher Proceß gemacht worden war, als Hexe verbrannt. Die Urenkel dieser Frau leben noch heute. In einer Gegend von Holland soll, wie mir ein glaubwürdiger Mann versichert hat, noch im Anfange dieses Jahrhunderts eine Frau der Hexerei beschuldigt und von den Bauern, die mit ihr im Wasser experimentirten, ersäuft worden sein. Sonderbar ist es, daß der allgemeine Versammlungsplatz der ungarischen Hexen ebenso wie der in Deutschland heißt. Es ist der „Blocksberg" bei Ofen. Er hat diesen Namen wenigstens bei allen ungarischen Deutschen. Vielleicht haben sie ihn, aus dem ungarischen Aberglauben den Anlaß nehmend, so genannt. Oder ist vielleicht erst der Aberglaube aus der Namens-Aehnlichkeit mit unserem Blocksberg entstanden? Die Ungarn nennen diesen Berg „Szent Gellert hegye", d. h. „St. Gerhards-Berg", weil sie meinen, der heilige Gerhard habe sich von diesem Berge in die Donau ge-

stürzt, obgleich dieser Mann ebenso wenig wie eine Hexe je auf jenem Berge war; denn der heilige Gerhard, einer der ersten christlichen Bischöfe Ungarns, wurde von den aufrührerischen Heiden an einem ganz anderen Platze gesteinigt und stürzte sich nicht, wie die Sage — freilich poetischer — meint, von jenem Berge in die Donau freiwillig hinab, um den Ungarn das Verbrechen seiner Ermordung zu ersparen.

Vom „blühenden Fett der behaglichen Grunzer", ich meine, vom Schweinespeck, sind die Ungarn ganz besondere Freunde, und sowie der Schweinehandel in ihrem Lande auf eine so großartige Weise betrieben wird, wie nirgends mehr, so ist auch das „Schweineschlachten" oder der „Sautanz", wie das Wort „disznó tor" in dem ungarischen Lexikon übersetzt wird, eines ihrer Hauptfeste, wie in Deutschland die Wurstfeste. Sie laden dazu weit und breit ihre Freunde ein, und jeder Gast ist dabei willkommen. Es fällt dieses Fest in den Herbst, wo es auch schon jungen Wein giebt, und so wenig daher Most und Zigeunermusik dabei fehlen, so wenig fehlen auch Tanz und ausgelassene Lustigkeit. Wir Deutsche haben auch viele Worte, die mit „Schwein" oder „Sau" zusammengesetzt sind, die Ungarn aber noch mehr. In einem kleinen ungarischen Lexikon finde ich allein 33 solcher Worte, was $\frac{1}{860}$ aller in diesem Lexikon verzeichneten Worte ist. Ich finde darunter allein neun Pflanzen, die nach dem Schweine benannt sind, nämlich folgende:

Disznó-bab, auch deutsch: Saubohnen.

Diszno-kunyor (buchstäblich: das Saukraut) = das Mückenkraut.

Diszno-kaposta (buchstäblich: der Saukohl) = auch deutsch: die Saudistel.

Diszno-kenger (buchstäblich: das Saubrot) = Kartoffel.

Diszno-komeny, auch deutsch: Saufenchel.

Diszno-mogyoro (buchstäblich: die Saunuß) = Spitzklette.

Diszno-parej (buchstäblich: der Sauspinat) = Wingelkraut.

Diszno-repa (buchstäblich: die Saurübe) = Erdapfel.

Diszno-tovis (buchstäblich: der Saudorn) = Eberwurz.

Man sieht daraus, wie sehr die häufige Beschäftigung der Nation mit Viehzucht auf die Wortbildung und Sprache eingewirkt habe.

Bei denjenigen Festen der Ungarn, mit welchen sie die Hauptereignisse des menschlichen Lebens feierlich begehen, z. B. bei den Todtenmahlzeiten, bei den Hochzeiten u. s. w., soll es, wie mir ein Ungar versicherte, so steif und förmlich hergehen, wie am spanischen Hofe. Ich will dieß nach dem Ernste, welcher mir dem ungarischen Naturell einzuwohnen scheint, gern glauben, obgleich es hier sehr schwer ist, die Grade und Abstufungen der Feierlichkeit zu bestimmen. Denn mehr oder weniger zeigen sich die ungebildeten Classen aller Nationen bei Begehung feierlicher Handlungen steifer und förmlicher als die höheren. Die Sitten und Gebräuche

bei den ungarischen Hochzeiten schilderte einer meiner kundigen Reisegefährten, jener geistliche Herr, der mit uns durch die Pusten fuhr, folgendermaßen.

Wenn ein junger Ungar eine junge Ungarin, entweder weil sie ihn bei'm Tanze bezauberte, oder weil ihre Augen es ihm anthaten, oder weil ihr Fleiß und ihre Sittsamkeit ihm wohlgefielen, oder endlich weil er sonst seine Berechnung dabei hatte, — zu seinem Ehegemahl zu wünschen beginnt, und sie auf alle Weise für sich zu gewinnen beschlossen hat, so eröffnet er sein Herz erst einigen Freunden, und diese gehen ihrerseits zu der Ersehnten und thun ihr zu wissen, in welcher Richtung die Wünsche ihres Freundes Andresch, Janosch oder Petruschka segeln. Es ist dabei Sitte, daß diese werbenden Freunde immer des Abends in der Dämmerung zu der Jungfrau kommen. Diese will natürlich anfangs nichts davon hören, sie sagt, sie würde nie heirathen und vor Allen auch den Janosch, Andresch und Petruschka nicht. Nichtsdestoweniger unterhält sie sich, wenn ihr der Bräutigam im Stillen zusagt, mit den Freunden lange von dieser Abneigung gegen das Heirathen.

Die Werber müssen ihre abendlichen Besuche wiederholen. Ihre Beredsamkeit wird dringender, das junge Mädchen wird nachgiebiger und erklärt endlich, wenn sie sie denn durchaus wider ihren Willen zwingen wollten, so möchte Janosch einmal kommen und sie besuchen.

Dieser erste Besuch des Geliebten, der seine Absicht kund gegeben, heißt die „Besichtigung der Braut“, und dieser erste bedeutende Schritt zur Ehe ist die ver-

legenste von allen Sternen. Die Verwandten, die auch indeß befragt und zu Rathe gezogen wurden, sind dabei zugegen und präsentiren das Mädchen dem jungen Manne, der dann von diesem Abende an der „Vólageny“ (Bräutigam) heißt. Die Braut ist dabei so schüchtern, ängstlich und so äußerst verschämt, daß es zum Sprüchwort in ganz Ungarn geworden ist: „so verschämt wie eine ungarische Braut“ (szégyelös mint a' Magyar meny aszony). Sie hat indeß ein schönes Taschentuch gestickt, welches sie so lange in der Hand hält, bis sie endlich den Muth faßt, es ihm zu überreichen. Dieses Taschentuch ist nun das Zeichen der völligen Einwilligung und Abmachung der Sache. Er steckt es mit dem einen Zipfel in die Busentasche, läßt es lang heraushängen und von nun an auf dem Tanzboden als Siegeszeichen weit hinflattern.

Es folgen nun noch mehre Besuche, die ebenfalls sehr steif und ceremoniös sein sollen, und bei denen wieder andere Geschenke überreicht werden, bis endlich der Tag der Trauung bestimmt ist. Nach der Trauung verfügt sich jede Partie nach Hause, und es beginnt nun sowohl in dem Hause der Braut, als in dem des Bräutigams ein Fest. Nachdem dieß eine Zeit lang gedauert hat, schickt der Bräutigam zu der Braut und ihren Gästen und läßt sie alle zu sich einladen. Allein sie, ihre verschämte Rolle weiter spielend, weigert sich anfangs, zu kommen. Endlich sagt sie zu, aber kommt doch nicht. So muß sie dreimal beschickt werden, bis sie sich endlich entschließt, ihr väterliches Haus

zu verlassen und in das des Bräutigams hinüberzugehen. Hier wird dann viel Wein, gutes Weißbrot, worauf der Ungar viel hält, und Paprika-Speck, Paprika-Fleisch und Paprika-Fisch, Grütze, Belesch (ungarisch-deutsch: die „Peitsche", ein Kuchen aus 20 feinen Teigfladen, die so dünn wie Papier sind und zwischen welche Apfelschnittchen gelegt werden) und andere ungarische Nationalgerichte, deren wir schon oben einige nannten, aufgetischt.

Von allen diesen Gerichten ißt aber die Braut, die immer in Trauer und Schamhaftigkeit versunken ist, gar nichts, und wenn sie es thäte, wenn sie sich so weit vergäße, etwas Paprikafleisch oder Belesch zu essen, so würden alle Gäste, die es sich indeß sehr wohl schmecken lassen, darüber scandalisiren. Noch lange würde man davon auf der ganzen Puste sprechen, daß die und die junge Frau auf ihrer Hochzeit Fleisch gegessen habe. Desto mehr müssen die Gäste essen, und die Braut und der Bräutigam würden ihrerseits es sehr übel aufnehmen, wenn man ihren Speisen nicht alle mögliche Ehre anthäte.

Gegen das Ende des Festes erfolgt das „Einbinden des Kopfes," eine der wichtigsten Ceremonieen der Hochzeit. Das Mädchen trug bisher die Haare auf die Schultern herabhängend, zuweilen mit Bändern zierlich geschmückt. Sie werden ihr nun in einem künstlichen Haarknoten auf dem Kopfe zurecht gelegt, der „Konty" genannt wird (es heißt so überhaupt der „Schopf", dann insbesondere die Flechte, die nicht herabhängt, son-

dern auf dem Haupte zusammengelegt wird), und dazu wird ihr das Kopftuch umgewickelt, welches die Frauen tragen. Hierbei muß jede Falte des Tuches, wie es sich gehört, zurecht gelegt werden. Ist dieß geschehen und ist die Mahlzeit zu Ende, so gehen die Freundinnen der Braut herum und fordern den „Kaschapény“ (den Grützpfennig) ein. Sie nehmen ein Waschbecken, in welchem jeder sich die Hände wäscht, oder doch fingirt, dieß zu thun, indem er dabei ein Geschenk an Geld in's Wasser fallen läßt. Darnach geht man zu Bette.

Am anderen Morgen wird dann die Hochzeit mit dem sogenannten „Káláto“, dem Hochzeitsfrühstück, beschlossen. Ich habe die Bedeutung dieses Wortes in einem ungarischen Lexikon nicht finden können, doch sagte mir ein Ungar, es heiße soviel als im Lateinischen etwa „visio damni.“ Eine ebensolche Visio damni nach der Hochzeit unter höchst sonderbaren Ceremonieen ist bei anderen Völkern Sitte, z. B. bei den Kleinrussen. Ja es giebt auch Gegenden in Europa, wo in den höchsten Ständen jenes Frühstück, als eigentlicher Schluß der Hochzeit, durchaus unumgänglich ist.

Bei den ungarischen Todtenfesten, die sie „Halottitór“ nennen, ist noch das etwas Eigenthümliches, daß hier gewöhnlich der Küster im Namen des Verstorbenen von den Umstehenden und Zurückbleibenden Abschied nimmt. Er redet in der ersten Person, und sagt ungefähr das, was etwa der Todte, wenn er noch reden könnte, zum Abschiede von den Seinigen gesagt haben würde. Bei den Slaven und anderen Nationen ist das Unge-

fehlte der Fall. Der Todte bleibt stumm, und die Zurückbleibenden reden ihn an. Die Ungarn nennen jene Rede: „Bucsusztato“ (sprich: „Butschustato“), d. h. der „Abschied.“ Es wird viel darauf gehalten, daß der Küster diese Rede hübsch und ordentlich spreche. Hat er geendigt, so lösen ihn die Klageweiber ab, deren es bei den Ungarn wie bei vielen anderen Nationen giebt.

Also, wie gesagt, wir fuhren jetzt so recht mitten durch das Innerste des Landes dieser interessanten und noch so wenig gekannten ungarischen Nation, und ich will es nun versuchen, durch eine treue Schilderung der Dinge, die wir sahen, und der kleinen Ereignisse, die uns begegneten, das allgemeine Bild dieses mittleren Ungarns, das ich soeben entwarf, noch in einigen kleinen speciellen Zügen deutlicher hervortreten zu lassen.

Zuerst ging unser Weg etwa fünf bis sechs Meilen weit durch den Határ von Szegedin. Hier gehörte alles Land den Bürgern dieser Stadt, und wir sahen ihre „Sallaschen“ rund umher zerstreut liegen. Viele kleine Bauerwagen, mit der grauen in der Nacht zusammengefegten, Soda-Erde (Szekso) beladen, begegneten uns. Als wir von Szegedin ausfuhren, fanden wir auch schon den ganzen Markt mit solchen Wagen besetzt. Die Szek-Ernte dieser Nacht mußte sehr reich gewesen sein.

Viele jener Sallaschen haben nichts als einen Heerd, einen Raum zum Wohnen und einen zum Einspeichern der Vorräthe, einen Brunnen und dann rund umher Viehweide und etwas Acker. Zuweilen aber sind

sie auch ganz wohnliche und stattliche Gebäude, mit einigen daneben gepflanzten Bäumen und etwas Gartenland. Das Wort „Szállasch“ kommt her von „Szállani“, welches soviel heißt als „einkehren.“ Es bedeutet also so viel als „Wohnung“; dann aber übersetzen es die Ungarn auch mit „Meierei“ oder „Meierhof.“ Sonderbar ist es, daß dieses Wort so weit verbreitet ist. In den Karpathen spricht man ebenfalls von Sallaschen, und wenn ich nicht sehr irre, so heißen auch im Riesengebirge die einsamen Wohnungen der Hirten „Sallaschen.“

Wir fanden ihrer anfangs so viele, daß es uns schien, als sei das Bild der Stadt Szegedin in seinem Határ nur noch weiter auseinandergezogen, sowie es uns umgekehrt geschienen hatte, als sei für die Stadt Szegedin, wie überhaupt für jede ungarische Stadt, die beste und kürzeste Definition die, „es seien näher zusammengerückte Sallaschen.“

Am Ende des Határ's war als Gränze ein Hügel aufgeworfen, ein „Halom“ *), wie die Ungarn sagen. Dieser Halom hieß „Sekete halom“, der „schwarze Hügel.“ Ein anderer Gränzhügel, den wir in der Ferne sahen, hieß „Halom hottar“ (der Hügel der drei Gränzen). Wahrscheinlich sind diese großen Gränzhügel schon sehr alt und bezeichnen die Gränzen uralter Länder-Abtheilungen. Je weniger die Natur hier durch

*) Das Wort ist slavisch-illyrisch Halm, russisch Cholm, böhmisch Chlum. Sollte das germanische „Holm“ nicht auch damit zusammenhängen?

Bäche, Flüsse und andere Dinge Gränzen machte, desto größer und unverwüstlicher mußte die künstliche Gränze gemacht werden. Bei uns werden die Königreiche nicht durch so große Gränzmonumente geschieden, wie hier in den Steppen die Határs und Pusten. Ich gab oben nach einer ungarischen Statistik den Határ der Szegediner zu 18 Quadratmeilen an, die Szegediner selbst aber behaupteten ihr Határ sei 23 Quadratmeilen groß. Theresiopel soll den größten Határ von ganz Ungarn haben, nämlich einen von 34 Quadratmeilen.

Nach diesem Határ folgen nun die eigentlichen Pusten, die großen Besitzungen der ungarischen Edelleute, Hirten und Bauern. Hier sieht man dann mehr „Tanya's“ als Sallaschen. Die Tanya's sind kleiner als die Sallaschen, und wenn man diese die „Meierhöfe“ der Steppen nennen will, so kann man jene die „Weiler“ derselben heißen. Es ist dieses Wort „Tanya“ in ganz Ungarn und auch bei den meisten Slaven für einen kleinen Aufenthaltsort oder für ein Standquartier der Hirten und Fischer gebräuchlich. In der Regel sind diese Tanya's nichts als kleine „Putri“, d. h. Erdhütten, oder „Gunyho“, d. h. Schilfhütten.

Je weiter wir von Szegedin wegkamen, desto trauriger wurde die Landschaft. Kahle Sandstellen (auf Ungarisch „Sivan homok“ genannt) und unfruchtbare Sandhügel zeigten sich in großer Fülle. Hier und da waren die Sandhügel ganz vom Winde zerrissen, und wir sahen, wie er in einigen schroffen Wänden der Hügel wirbelte. Die Ungarn nennen solche schroffe Wände oder Sand-

hügel-Ecken, aus denen der Wind den „Futo homok“ (den laufenden Sand) herausholt, „Buczkak.“ Nur hier und da kam ein kleines, freundliches, mit grünem Grase frisch bewachsenes Wiesenstück. Die Ungarn nennen eine solche Grasstelle: „Semlyek.“ Gewöhnlich sind es Vertiefungen, auf der sich die Feuchtigkeit besser hält. Nimmt man zu diesen Semlyeks nun noch die kleinen, winzig kleinen Tümpel und Teiche hinzu, so hat man in dem Obigen so ziemlich alle die verschiedenen Oberflächen-Phasen, in welche dieser Boden der Pusten dem Auge erscheint, genannt.

Auf der academischen Ausstellung dieses Sommers (1842) in Dresden befand sich ein treffliches Bild aus den ungarischen Pusten von Kummer, der den Charakter dieser Gegenden außerordentlich schön und poetisch auffaßte. Ueber der wilden Ebene, in welcher man nichts entdeckt als einige Sanddünen und einen öden See voll schmuzigen Wassers, braust ein schweres Gewitter heran. Zwei berittene Tschikosen, gleich seinen Trabanten, galoppiren vor dem Sturme her. Der letzte erbleichende Sonnenstrahl fällt auf sie und das Wasserbassin herab.

Es wurde gegen Mittag außerordentlich warm, und „Pferde unsere“ (so sprach einer unserer Conducteure, und so sprechen alle Ungebildeten unter den Ungarn, weil sie gewohnt sind, das Pronomen nachzusetzen, und sie nicht sagen: „unk haz“ [unser Haus], sondern hazunk [Haus unser]) — „Pferde unsere“, sage ich, hatten in dem Sande und in der Hitze viel zu thun, unseren Wagen im gehörigen Rollen zu erhalten. Doch thaten

fiel das Ihrige mit Laufen, sowie auch unser munterer Kutscher Andresch das Seinige that mit Ermahnen und Antreiben. Ganz wie die russischen Kutscher, haben auch die ungarischen immer viele Schmeichelnamen für ihre Pferde und sind stets darauf bedacht, sie damit zu ermuntern. Die Pferde kennen zuweilen ihre Namen, an die sie gewöhnt sind, und sind wirklich thätiger bei diesen Liebkosungen. Ich will die Namen, welche unsere Pferde hatten, hierher setzen, weil sie zum Theil die Phantasie, welche der Ungar bei Aufsuchung der Pferdenamen walten läßt, bezeichnen.

Das eine hieß blos einfach: „Burkusch“, d. h. der Preuße; es mochte vielleicht aus Preußen stammen. Das zweite hieß „Keschey“, ebenfalls nichts Besonderes; es war nach seiner Farbe so genannt; denn Keschey heißt der „Schecke.“ Das dritte, nach den Eigenschaften seiner Seele benannt, hieß „Vidám“, d. h. der „Muntere“, „Heitere.“ Das vierte hieß „Gyilkos“ (sprich Jilkosch), d. h. der „Mörder“, wegen seines Uebermuthes, und das fünfte hatte den poetischesten Namen von allen, denn es hieß „Szikra“, d. h. der „Funke“, wegen seines unermüdlichen Eifers. Dieß Letzte war entschieden die schönste Benennung für ein Pferd. Auffallend war es mir, daß unser Kutscher immer die Interjection der Aufforderung ebenfalls hinten ansetzte; so sagte er z. B. nicht, wie unsere deutschen Kutscher es thun würden: „nun!“ oder „no!“ oder „nö! Preuße!“ sondern „Burkuschnä!“ „Szikranä!“ „Vidamnä!“ Die Ungarn haben einen wahren Postpositions-Eifer. Freilich ist es sonst, glaube ich, auch

bei ihnen gewöhnlich, die Interjectionen voranzusetzen. Aber die Kutscher thun so, wie ich sagte.

Wir hatten ziemlich viel von der Hitze zu leiden, aber am 18. Juli, jenem in der Wetterkunde berühmten Tage, sagte unser Conducteur, habe hier in den Pusten ein wahrer Scirocco geherrscht. Die Hitze war so arg, daß man alle Augenblicke anhalten mußte, weil die Pferde nicht mehr weiter konnten.

Einige hundert Mal noch rief unser Kutscher „Burkuschnä! Szikranä!“ bis endlich die Vordersten in unserem Wagen sagten: „Gott sei Dank, ich sehe den Galgen von Felegyhaz.“ Wir wußten, daß wir in Felegyhaz Mittag machen wollten, guckten alle zum Wagen hinaus und erblickten richtig auf einem Sandhügel den großen, weiß angestrichenen Galgen von jener Hauptstadt der Kumanen. Ich beobachtete ihn mit dem Perspective und sah, daß es ein solides Gebäude war. Unten zeigte sich ein viereckiges Gemäuer, durch welches eine kleine Thüre führte. Aus allen vier Ecken kam eine Säule hervor, und über dem Ende dieser Säulen waren kreuzweise die Balken gelegt, an denen die Verbrecher aufgehängt werden. Es ist wirklich merkwürdig, daß diese Galgen in Ungarn immer so außerordentlich gut unterhalten sind. „Gott sei Dank! da ist ja der schöne weiße Galgen von Felegyhaz,“ wiederholten wir alle, und es zeigte sich dann auch die in der Sandebene aus nahe zusammengerückten Sallaschen bestehende Stadt dieses Namens. Wir fuhren hinein und fanden ein ganz vortreffliches und comfortables Wirthshaus nach österreichischem Schnitt.

Die Kumanen, Jazygen und Haiducken.

Deutsche aus allen Kreisen des deutschen Reichs, mit sehr verschiedenen Berechtigungen und Privilegien (die Zipser 16 Städte — das Volk der Sachsen in Siebenbürgen — die deutschen ackerbauenden Colonieen — die deutschen Bürger in den Städten ꝛc.), Deutsche von den verschiedensten Graden des Deutschthums, der Magyarisirung, der Slovacisirung, der Dacisirung ꝛc., Magyaren von verschiedenen Stämmen (siebenbürgische Magyaren, ungerische Szekler), Russen (mit dem Zweige der Schetaken), Slowaken (eigentlich Böhmen), Serbier und Servianer, Walachen und Walachaner, Kroaten, Slavonier und Dalmatiner, Italiener, Griechen, Armenier, Juden (deutsche, böhmische und türkische Juden), Clementiner, Zinzaren, Zigeuner, Bulgaren, Bosnier — dieß sind ungefähr die Völker Ungarns, die wir bisher zum Theil kennen lernten, und nun kommen noch dazu die Kumanen (die Groß- und Klein-Kumanen), die Haiducken oder Babantzen und die Jazygen, in deren Lande wir uns jetzt befinden.

Die Gebiete dieser drei letztgenannten Nationen befinden sich sämmtlich in der Ebene an der Donau und Theiß, wo ihnen die Könige von Ungarn zu verschiedenen Zeiten große Landstriche angewiesen haben. Alle die verschiedenen Striche, die sie bewohnen, betragen zusammen etwa 100 Quadrat-Meilen, sowie ihre Seelenzahl ungefähr 160,000 Menschen.

Die Jazygen wollen die Slaven gern für Reste jener alten slavischen Nation der Jazygen halten, welche die Römer hier als Aborigines aufführen, und sie leiten diesen Namen von dem slavischen Worte: „Jazyk,“ die Zunge, ab. Die Ungarn aber halten diese Jazygen für Kumanen, welche im Jahre 1125 unter einem Anführer Namens Tatar in Ungarn einfielen, und sagen, daß sie von einem ungarischen Worte, welches soviel als Bogen bedeutet, „Jaszen oder Jazygen“, d. h. „Bogenschützen,“ genannt seien.

Die Kumanen, wahrscheinlich eine Nation tatarischen Ursprungs, saßen ebenfalls wie die Magyaren jenseits der Karpathen in den südlichen Steppen Rußlands. Viele von ihnen, unter sieben, noch jetzt bekannten Anführern, zogen schon gleich mit den Magyaren um das Jahr 900 mit in Pannonien und Dacien ein und verloren sich wie viele andere Völkerreste unter ihnen. Der größte Theil der Kumanen blieb jenseits der Theiß zurück. Einzelne Trupps aber machten von hier aus häufige Einfälle nach Ungarn, so ein Trupp unter dem Chan Oscu im Jahre 1074, ein anderer unter dem Chan Tatar im Jahre 1125. Sie wurden besiegt

und niedergemacht, oder als Gefangene und Kriegsgenossen hier und da angesiedelt. Als die Mongolen über diese östlichen Völker hereinbrachen, kamen andere Kumanen als Flüchtlinge und Schutzsuchende, z. B. 1227 eine große Horde, ferner im Jahre 1239 eine Horde von 40,000 Mann. Die ungarischen Könige nahmen sie gern auf, weil sie in ihnen eine Stütze gegen ihre eigenen Mißvergnügten sahen und auch, weil sie mit ihrer Bekehrung zum Christenthume sich am päpstlichen Hofe ein Verdienst zu erwerben suchten. Ja ein König von Ungarn, Ladislaus, lebte sogar (am Ende des 13ten Jahrhunderts) ganz unter den Kumanen, ließ sich, wie sie es thaten, den ganzen Bart wachsen, vertauschte die engen ungarischen Kleider mit der weiten orientalischen Tracht der Kumanen, trug einen spitzigen Filzhut und wohnte mit ihnen unter ihren Zelten von Filz.

Sie leisteten den ungarischen Königen als Leibgardisten zu Zeiten viele gute Dienste, allein sie nöthigten sie auch mehre Male durch Empörungen zu harten Maßregeln und zu Bürgerkrieg. Die großen Gebiete und die außerordentlichen Privilegien, welche ihnen sonst eingeräumt waren, besitzen sie jetzt nicht mehr in der alten Ausdehnung; so müssen sie z. B. jetzt auch einen Königszins bezahlen, von dem sie anfangs frei waren.

Ihre eigenthümlichen, von Maria Theresia noch bestätigten Privilegien und Rechtsverhältnisse bestehen jetzt hauptsächlich nur noch darin:

1) daß sie alle freie Leute und keinem Grund-

herren unterworfen sind, daß sie ihre eigene Gerichtsbarkeit haben und sogar auch das Jus gladii üben, daß sie unter einem Ober-Kapitäne stehen, den der Palatin ernennt, und daß sie ihre Unterkapitäne selbst ernennen,

2) daß ihre Landschaften, Groß-Kumanien, Klein-Kumanien und Jazygien, durch zwei von ihnen gewählte Deputirte auf dem ungarischen Reichstage repräsentirt werden, und

3) daß sie, wie ungarische Edelleute im ganzen Königreiche von allen Land- und Wassermauthen und von bischöflichen Zehnten frei sind und in ihrem eigenen Lande verschiedene Regalien üben können.

Die Haiducken haben einen anderen Ursprung als die Kumanen und Jazygen. Sie werden im Ungarischen „hajdu" und im Ungarisch-Lateinischen „haidonici" genannt. Dieser Name kommt sehr wahrscheinlich von dem ungarischen Worte: „hajadon," d. h. ein „Unverheiratheter," her, und die „haidonici" waren junge, unverheirathete Leute, die sich bald von diesem, bald von jenem Condottiere in Ungarn anwerben ließen und verschiedenen Fahnen folgten. Sie waren also eine Art von „Landsknechten," dasselbe, was die Kosaken in Südrußland *) sind, (kosak heißt ebenso wie „hajadon" ein freier,

*) Es haben sich immer viele Gattungen von Truppen in Ungarn gebildet, von denen mehre in ganz Europa berühmt geworden sind, so die Haiducken, die Husaren, die Rothmäntel, die Braunmäntel, die Serreschaner ꝛc. — Die Haiducken Botschkai's waren gute Infanteristen, und daher mögen vielleicht anfangs viele Haiducken auch als Gerichtsboten in Ungarn gebraucht worden sein, weßhalb auch noch jetzt ein Gerichtsbote auf

unverheiratheter Mann). Wenn sie im Kriege gedient hatten, so schenkten ihnen die Könige, wie dieß auch in anderen Staaten geschah, Ländereien. Es mögen daher viele ungarische Bauerschaften von solchen Haiducken ihren Ursprung genommen haben. Die aber, welche noch jetzt einen großen sumpfigen Landstrich im Norden von Debretzin inne haben, die sogenannten sechs Haiducken-Städte (oppida haidonicalia), stammen von einem Freicorps zu Fuß her, welches der siebenbürgische Fürst Stephan Botschkai im Anfange des 17ten Jahrhunderts aus Serbiern, Walachen und Ungarn formirte und nach beendigtem Kriege mit Ländereien, Privilegien, einem eigenen Ober-Kapitän &c. beschenkte. Diese Privilegien wurden später von dem Könige von Ungarn bestätigt, und auch diese Haiducken schicken zwei Deputirte auf den ungarischen Landtag.

Uebrigens sind jetzt sowohl diese Haiducken, die, wie gesagt, großentheils von Anfang her schon Magyaren waren, als auch jene Kumanen, die den Magyaren höchst wahrscheinlich stammverwandt waren, in Be-

---

Ungarisch ein Haiduck heißt. (Freilich sind jetzt diese Haiducken meistens beritten. Vielleicht stammen daher auch die Haiducken (Läufer) unserer Vornehmen. Merkwürdig ist es, daß fast alle europäischen Truppengattungen fremde, nichtdeutsche, meistens romanische Namen haben, wie Soldat, Militär, Artillerist, Infanterist, Cavalerist, Kürassiere, Dragoner, Lanciers, Garden, Marinetruppen (romanisch), Ulanen (polnisch), Husaren (ungarisch), Janitscharen (türkisch), und daß die Deutschen, die doch so viele Kriege in Europa geführt, den Namen für keine einzige dieser Truppengattungen hergaben. Hat bei uns Deutschen selbst noch eine andere Truppengattung, außer der der „Jäger" oder „Schützen", einen deutschen Namen?

zug auf Sprache, Sitten und Kleidung völlig magyarisirt. Auch in Beziehung auf ihre Religion ist dieß der Fall; denn obwohl sich unter ihnen das Heidenthum länger erhielt als unter irgend einem anderen Theile der Bevölkerung des Landes, so sind sie doch längst zum Christenthume bekehrt und haben dann auch wie die Ungarn eifrigen Antheil an der Reformation genommen. Die Haiducken und Groß-Kumanen sind fast alle reformirt, die Jazygen fast alle katholisch, die kleinen Kumanen zur Hälfte katholisch und zur Hälfte reformirt.

Nichtsdestoweniger aber, obgleich man sie jetzt alle für reine Magyaren nimmt, haben sie, wie ich glaube, noch sehr viel Besonderes. Kein Mensch giebt sich aber die Mühe, das Besondere und Unterscheidende aufzufassen. Daß ihre eigenthümlich freie Verfassung und der kriegerische Sinn, der noch immer in ihnen rege ist, schon viel dergleichen hervorrufen müssen, läßt sich a priori begreifen. Auch sah man es noch bei der letzten Rekrutirung (im Jahre 1840). Die Rekruten in anderen Theilen Ungarns, wenn gleich sie dießmal durch's Loos bestimmt wurden, mußten dennoch hier und da durch Zwang zur Fahne geführt werden. Die Kumanen (wenigstens die Klein-Kumanen) beschlossen, die Sache auf eine für kriegerische Männer würdigere Weise in's Werk zu richten. Sie riefen alle ihre waffenfähige Mannschaft zusammen und zogen mit Trommeln und Musik auf den Markt von Felegyhaz. Hier war ein Tisch errichtet, an dem ihre Kapitäne und deren Schreiber präsidirten. Daneben wurde eine Uniform mit Tzschako und Be-

waffnung aufgerichtet, und wer Lust zum Dienste hatte, der trat freiwillig vor, sich zu dieser Uniform zu melden und als Soldat einschreiben zu lassen. Dann wurde eine neue Uniform aufgerichtet, und ein neuer Freiwilliger trat auf. Und auf diese Weise stellten sie ihr ganzes Contingent.

Bei Tisch in Felegyhaz (sprich: Feletjhas) wurde wieder von einem siebenbürgischen Journal-Artikel gesprochen, einem ähnlichen, wie der bei Szegedin erwähnte. „Na! die Siebenbürger", sagte einer der Gäste, „haben unseren Ungarn einmal wieder recht kräftig von ihren Bergen heruntergepfiffen." Ich bemerkte mir diese charakteristische Redewendung, bekam den Artikel aber nicht zu lesen, da man das Blatt nicht gleich finden konnte.

Herrlich ist es, daß es selbst in diesen Wüsten Ungarns, selbst sogar in der Retskemeter Haide überall so schöne Trauben und Pfirsichen giebt, und diesen Vorzug haben sie jedenfalls vor der lüneburger Haide und der brandenburger Sandebene voraus. In allen Orten fanden wir die schönsten, frischesten Trauben zum Verkaufe feilgeboten. Und ebenso gut und schmackhaft sind hier die Puzka's (Truthühner), obgleich nicht mehr so zahlreich wie im Banate und überhaupt in allen von Walachen bewohnten Gegenden, welche diesen aus Indien zu uns gekommenen Vogel, ebenso wie den Mais in besonderen Schutz genommen haben; denn man findet immer ganze Heerden von Truthühnern in ihren Dör-

fern. Jene Pujka's heißen bei den Ungarisch-Deutschen „Pockerl." Diese Benennung war mir gewiß der siebente oder achte deutsche Name für einen und denselben Hausvogel, der sich doch ziemlich rasch über Europa verbreitet zu haben scheint. Was man in Ungarn „Pockerl" nennt, heißt in Berlin „Puter," in Kur- und Livland „Kalkuhn" (Plur.: „die Kalkuhnen), in Oesterreich „Indian," in einem anderen Theile von Deutschland wieder „Truthahn," auch „Welschhahn," auch „Kalekuter," endlich auch „Consistorial-Vogel," während doch die Gans, die Ente, der Storch, die Schwalbe und andere Hausvögel in Deutschland einen und denselben Namen haben. Woher mag diese außerordentlich bunte Benennung bei jenem Vogel kommen? Bei einem zahmen Thiere begreift sie sich weit weniger leicht als bei einem wilden. Dieses kommt natürlich zu allen den verschiedenen Ländern und Provinzen, ohne seinen Namen zu nennen, aber jenes, das durch den menschlichen Verkehr von Hand zu Hand verbreitet wird, bringt schon einen Namen mit, nach welchem natürlich die Empfänger sich bei'm Geber erkundigen. Man sollte daher vorzugsweise bei dem „Puter" einen einzigen, zugleich mit ihm verbreiteten Namen erwarten.

Noch vor nicht langer Zeit hatte Felegyhaz, wie Szegedin und die meisten anderen ächt ungarischen Städte, keine anderen Schornsteine als hölzerne. Jetzt sind aber die meisten von Stein hergestellt. Doch bringt dieser wohlthätige Versteinerungsproceß, der in den russischen Städten so schnelle Fortschritte macht, in Ungarn, wo

die Befehle nicht so einfach gegeben und ausgeführt werden, nur langsam durch. So haben auch noch die meisten Häuser in diesen Pusten-Städten Schindeln zur Bedachung, und nur wenige sind zu einem Ziegeldache gelangt.

Die Ketskemeter Haide.

Nach Ische ging es mit unseren munteren „Funken,“ „Mördern“ und „Preußen“ in der Wüste weiter. Eins der merkwürdigsten Verhältnisse dieser Wüste ist auch das Nichtvorkommen von zerstreuten Felsblöcken in ihrer Ebene. Das, was in einer Gegend nicht vorkommt, zu wissen, ist für die Wissenschaft oft ebenso interessant, als genau zu kennen, was sich darin findet. Die Nichtvorkommnisse werden von den Reisenden mehr vernachlässigt als die Vorkommnisse. Die ungarische Donau-Theiß-Ebene ist nach der norddeutschen oder Ostsee-Ebene und nach der Ebene im Norden des schwarzen Meeres die größte in Europa. Sie hat eine Ausdehnung von mehr als 1000 Quadrat-Meilen. In England, Spanien, Frankreich, Skandinavien, Italien, der Türkei und Süddeutschland giebt es nichts Aehnliches. Dabei ist sie von Hochgebirgen, den Alpen, den Karpathen und den Ausläufern derselben umgeben. Aber keines dieser Gebirge hat Felsblöcke und Trümmer ihrer Masse weithin über diese Ebene zerstreut, und wenn die Erscheinung dieser Massen in Norddeutschland, der Schweiz

und anderen Ländern schon Vielen sehr räthselhaft vorgekommen ist, und man viele Theorieen zu ihrer Erklärung aufgestellt hat, so kann man neugierig sein, zu erfahren, ob die neueste dieser Theorieen, die Eistheorie, im Stande sein wird, auch dieß Nichterscheinen zu erklären, oder ob sich in ihm neue Räthsel und Steine des Anstoßes offenbaren werden. Daß die Karpathen nirgends einzelne Blöcke ihrer Gesteine umher gestreut haben, wage ich freilich nicht zu behaupten, und in ihren Thälern finden sich natürlich überall vom Wasser fortgerissene Felstrümmer. Aber soviel ist gewiß, daß mir auf meiner Reise durch Bessarabien und weiter durch Galizien um die Karpathen herum nirgends solche Steintrümmer auf dem Felde erschienen sind, und daß ich ebenso im Banat und in der großen, sowie auch in der kleinen ungarischen Ebene nirgends einen Menschen gefunden habe, der mir, so viel ich auch darnach fragte, zerstreute Feldsteine anzeigen konnte. Die banatische Ebene, obgleich sie nahe an's Hochgebirge sich anschließt, hat, glaube ich, nicht einen Kubikzoll Feldstein und Bergtrümmer. Dasselbe glaube ich von der ganzen weiten südrussischen Ebene versichern zu können. Vielleicht liegen die Felstrümmer der Karpathen in kürzeren Strahlen und in minder weit hinausgeschobenen Ringen näher bei dem Hauptrücken des Gebirges.

Unsere nächste Station war der berühmteste und größte Marktflecken Ungarns, Ketskemet, sprich: Ketschkemet. (Ketske heißt im Ungarischen die Ziege. Ob der Name damit zusammenhängt?) Dieser Marktflecken

hat jetzt über 32,000 Einwohner, die sich meistens von Viehzucht nähren. Zahllose Heerden schöner Rinder, muthiger ungarischer Pferde und langhörniger Schafe durchirren die Kecskemeter Gefilde. Man nennt die ganze Umgegend „die Kecskemeter Haide“ und umfaßt unter diesem Namen auch noch ein größeres Stück der Donau-Theiß-Ebene. Man begreift gar nicht, aus welcher Ursache hier in dieser Gegend, wo weder ein Fluß Gelegenheit zum Handel giebt, noch ein Berg oder Fels Anlaß zu einer Befestigung bot, noch sonst irgend ein Verhältniß, das einer Gemeinschaft vieler Bürger irgend bedeutenden Vorschub leisten könnte, entdeckt werden mag, so viele Menschen sich auf einem Flecke versammelten. Die Existenz von 32,000 zu einer Commune vereinigten Bürgern an diesem Orte ist ein Räthsel, das von einem Geographen schwer zu lösen ist.

Die Einwohner sind fast lauter ächte Ungarn, Edelleute, Handwerker und Bauern. Die Edelleute haben auch hier ein Casino errichtet. An den Bauern — es sind dieselben braunen, dunkelhaarigen Gestalten, die man schon in Pesth gesehen hat, die aber hier in der Ebene eigentlich zu Hause sind, — fällt nichts mehr auf als ihr kurzes Hemd. Es reicht dasselbe nämlich nicht einmal bis auf die Mitte des Rückens. Ja, zuweilen ist das ganze Hemd geradezu nichts weiter als zwei durch ein schmales Mittelstück verbundene Aermel. Da auf diese Weise nun zwischen Hemd und Gatyen ein breiter Strich der Körperoberfläche unbedeckt bleibt, so brennt die Sonne immer einen dunkelbraunen,

unverwüstlichen Leibgürtel in diesen Strich der Haut hinein. Man könnte in den elisäischen Gefilden, wo alle Nationaltrachten aufhören, jeden ungarischen Bauer sofort an diesem natürlichen Gürtel erkennen. Da das ungarische Hemd einzig in seiner Art in Europa ist, so lohnte es sich wohl einer Erwähnung. Merkwürdig ist es auch noch bei diesen Bauern, daß sie ihre kleine, kurze Pfeife nicht, wie andere Leute wohl thun, vorn, sondern hinten in den Gürtel ihrer Hosen stecken. Hinten, mitten auf dem Rücken, da ist der Platz der Pfeife. Manche werfen sie indeß auch wohl in die Krämpe ihres Hutes hinein.

In Ketskemet wohnten wir der Revue eines Trupps italienischer Reiter bei, die hier im Quartiere liegen. Diese Leute, die bekanntlich schlechte Reiter sind, mögen den Ungarn, den besten Reitern der Welt, wohl Manches zu lachen geben, und sie ihrerseits mögen sich, ihres schönen Vaterlandes eingedenk, wohl manche Verwünschung der Ketskemeter Haide erlauben. Für uns ist Ketskemet ein ungenießbarer Ort, und wo bei uns 32,000 Menschen zusammenwohnen, da giebt es mehr Genuß und Freude. Indeß darf man ihn doch auch nicht ganz verwerfen. Mißt man ihn nicht mit fremdem, sondern mit ungarischem Maßstabe, so findet sich, daß er ein ganz hübsches Stadthaus, ein reformirtes und ein katholisches Gymnasium und nebenbei noch viele mit heller Farbe angestrichene Häuser besitzt, sowie er sich Mühe gegeben hat, vor seinem Thore mehre an Bäumen reiche Gärten zu schaffen. Das

Obst, welches uns geboten wurde, war auch hier vortreff-
lich, und das Weizenbrot, das der Ort bäckt, ist in
Ungarn berühmt. Die Ungarn sind eine Weißbrot essende
Nation, wie die Franzosen. Selbst der gemeinste Un-
gar ißt täglich sein Weißbrot in großer Quantität. Da-
her mag es auch kommen, daß er unsere Kartoffeln
nicht liebgewonnen hat. Man sagt, daß in allen Wei-
zenländern die Kartoffeln sich schwer Eingang verschaffen.

Von Ketskemet bis Pesth (auf einem Raume von 11 Mei-
len) giebt es nur drei Dörfer (Orkeny, Ocsa und Sorok-
sar). Wir übernachteten in einem einsam liegenden Wirths-
hause, „Füldeák“ (d. h. „Studenten-Ohr“). Es war eine
weitläufige, wie eine Festung in Mauern eingeschlossene
Anlage. Deutsche waren die Wirthe und Kellner. Die
ganze Einrichtung war recht leidlich und Alles voll Gäste.
Bei der Abendmahlzeit, die sehr gut zu nennen war,
hatten wir sehr angenehme Unterhaltung. Es wurden
viele für das Land charakteristische Dinge auf's Tapet
gebracht. Aber ein Reisender ist weniger in Verle-
genheit, etwas Charakteristisches zu finden, als Alles,
was sich ihm bietet, — denn es giebt eigentlich gar
nichts Uncharakteristisches — aufzufassen und zu be-
halten. Nur eine Anekdote ist mir von jenem Abende
noch im Sinne geblieben von einem ungarischen Gelehr-
ten, der einem ungarischen Edelmanne eine Lehre gab.
Dieser hatte sich ein prächtiges Haus gebaut und
dabei seine armen Bauern auf die härteste Weise
zur Arbeit angetrieben. Da das Haus fertig war,
wünschte er eine lateinische Inschrift auf dasselbe zu

haben, und er ließ daher einen Gelehrten kommen, von dessen glücklichen lateinischen Distichen er gehört hatte. Er bat ihn um ein passendes Sprüchelchen für sein Haus. Der Gelehrte versprach, es am anderen Tage zu liefern. Allein am folgenden Morgen war er verschwunden. Mit schwarzer Kohle aber fand man über der Thür des Hauses folgenden gut gesetzten lateinischen Vers angeschrieben:

„Congeries lapidûm, multis congesta rapinis,
Corruet et raptas alter habebit opes.“

Der Spruch, sagte man mir, sei in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gemacht worden, und schon jetzt sei er in Erfüllung gegangen. Denn der Edelmann sei todt, seine Familie ausgestorben und sein Besitzthum an den König zurückgefallen.

Die reitenden Wächter, welche auf der Ketskemeter Haide von Sallasche zu Sallasche herumstreifen, hatten ihre Pflicht gethan, und wir fanden uns am Morgen wieder Alle vollzählig, lebendig, unberaubt und ungefesselt zusammen. Ein dicker Nebel bedeckte die Gefilde, doch ein schöner Tag brach durch. Unser Kutscher versicherte uns, es würde auch noch länger so schön bleiben, und wir würden einen herrlichen Herbst bekommen, weil der „Pipatsch“ (der rothe Feldmohn, Papaver Rhoeas) noch so spät blühe; dieß sei ein untrügliches Zeichen in Ungarn.

Wir sahen unterweges mehre von einer hier sehr häufigen Kreide-Erde ganz milchweiß gefärbte Wassertümpel. Diese Erde graben die Leute auf den Pusten, und mit

ihr streichen sie ihre Häuser an, die daher hier auch überall so frisch weiß aussehen, wie ich schon öfter bemerkte, und wie dieß in Südrußland ebenfalls der Fall ist. Es gehen überhaupt viele ähnliche Naturverhältnisse und Volkssitten durch die russischen Steppen sowohl als durch die ungarischen, die beiden gemein sind.

Auch die mit Salzen geschwängerten Gewässer der Steppen — manche enthalten mehr Kochsalz als Natron — benutzen die Leute in ihrem Haushalte zuweilen. Weil nämlich des königlichen Monopols wegen das Salz im Lande theuer ist, so graben die Steppenbewohner nach solchen Salzbrunnen und kochen in dem Wasser derselben ihr Fleisch. Es soll dieß aber sehr ungesund sein, und es ist daher verboten, dergleichen Brunnen anzulegen.

Auch hier in Ketskemet und in anderen Ortschaften dieser Gegend bestehen zahlreiche Seifensiedereien, die ihr Fabrikat ebenfalls meistens aus Schweinefett bereiten. Die Lichter dagegen haben sie hier aus Ziegentalg, entweder von ihren eigenen Ziegen, oder, was gewöhnlicher ist, von jenen Ziegen, die wir bei Orsowa kennen lernten und die von den serbischen und siebenbürgischen Gebirgszügen kommen. Die Pommade für ihr Haar ist aber wiederum Schweinefett. Sie glauben, daß dieses Fett für die Haare und den Kopf sehr gesund sei, und schmieren zuweilen so viel davon ein, daß, wenn es recht heiß ist, es ihnen aus den Locken träufelt. Bei uns brauchen die Weiber mehr Pommade als die Männer, hier die Männer mehr als die Weiber, weil die „Ingrimnen“

(so heißen sonderbarer Weise in ganz Ungarn die Frauen der Mágyaren, und man spricht: „der Ungar“ und „die Ingrin“) mehr Tücher um den Kopf tragen.

Auf einer Station, wo wir frühstückten, sahen wir ein Paar ungarische Schäferhunde. Diese Thiere, die, wenn man sie sich selbst überläßt, weder mit dem Wolfe, noch mit einem fremden Menschen Erbarmen haben, heißen auf Ungarisch: „Szelindek.“ Sie haben langes Haar, von verschiedener Farbe, Weiß, Grau und Braun, und sehen dem Wolfe oft ebenso ähnlich, wie die großen Schäferhunde, welche die südrussischen Tschabans an der Kette mit sich herumführen, wenn sie einen von Menschen bewohnten Ort passiren. Mir erzählte Jemand, daß ein Ungar einmal mit vier solchen Hunden nach Italien gereis't sei und sie dort als Wölfe gezeigt habe. Die Hirten gebrauchen die Szelindeks blos zur Vertheidigung ihrer Heerden gegen den Wolf. Um die Schafe zusammenzuhalten und zu dirigiren, haben sie meistens noch einen gewöhnlichen kleinen Hund („kuty“).

Auch hier in den Steppen, wo ich so viele ächt magyarische Physiognomieen zu sehen bekam, fand ich wieder bestätigt, was ich schon früher bemerkt hatte, daß die ungarische Physiognomie in ihren Grundzügen eine sehr schöne ist und daß sie gewiß nicht im Geringsten das Mongolische hat, was Manche darin haben finden wollen.

Wie bei allen ungarischen Städten der Galgen, so präsentirt sich in allen ungarischen Dörfern der „Straf-

block" oder „Schandklotz." Die Ungarn nennen dieses Instrument „Kalóda," ein slavisches Wort, welches man auch bei den Russen, Mähren, Illyriern und Kroaten kennt. Es ist dieser Kaloda anders eingerichtet als der bei uns übliche Schandpfahl. Es besteht derselbe nämlich aus zwei dicken, wie die Arme einer Scheere zusammengefügten und auf einander klappenden Bretern. In dem unteren Brete sind halbzirkelförmige Löcher ausgeschnitten, in welche die Füße und Beine des Delinquenten gelegt werden; in dem oberen Brete sind eben solche halbzirkelförmige Löcher ausgeschnitten, die auf die unteren passen; auf den Enden werden die Breter verschlossen, und der arme Gefangene liegt mit diesem Klotze an den Beinen 12 oder 24 Stunden am Boden, der Unbill des Wetters und dem Blicke der Vorübergehenden preisgegeben. Ein solcher Klotz zeigt sich vor dem Gerichtshause jedes Dorfs. Uebrigens habe ich selbst nie einen Menschen in einem solchen Klotze eingesperrt gesehen.

Viehdiebstahl ist in diesen Steppen ein ebenso gewöhnliches Verbrechen, wie in manchen Gegenden Deutschlands Holzdiebstahl. Menschenberaubung ist weit seltener als im Banat bei den Walachen; daher standen auch die Comitate, welche wir hier durchfuhren, nicht unter dem Standrechte, während das Torontaler Comitat im Banate schon seit langen Jahren nicht vom Standrechte frei gekommen sein soll. Wenn in einem Comitate nämlich häufige Räubereien geschehen und die Gegend umher sehr unsicher wird, so kann ein solches Comitat

bei dem Könige um Ertheilung des Standrechtes einkommen. Alsdann tritt ein summarisches Verfahren bei allen Criminalprocessen in diesem Comitate ein, und die Capitalverbrecher, die in flagranti delicto ergriffen werden, kommen gar nicht mehr unter Dach, die Gerichtspersonen verfügen sich an Ort und Stelle, und nach gefälltem Richterspruche hat der Verbrecher nicht mehr als drei Stunden zu leben, während ihm sonst drei Tage gegönnt sind. Die Geistlichkeit (ob auch der Adel?) ist aber vom Standrechte ausgenommen. Auf länger als höchstens drei Jahre wird einem Comitate nie das Standrecht ertheilt; dann muß von Neuem darum eingekommen werden. Als ich in Ungarn war, hörte ich von drei Comitaten, in welchen das Standrecht publicirt sei. Es wird in allen Wirthshäusern bekannt gemacht.

Wir besahen unterwegs die Niederlassung einer Zigeuner-Colonie. Es waren viele „Putri“ (Erdhütten) und „Gunyho“ (Rohrhütten), die hinter einem schützenden Sandhügel aufgestellt waren. Zu meiner Verwunderung fand ich auch eine deutsche Frau unter ihnen, die mir versicherte, daß sie das Leben der Zigeuner lieb gewonnen habe und nicht davon lassen würde. Diese Deutsche hätte ich gern länger gesprochen; denn sie hatte durch das beständige Herumschweifen mit den Zigeunern eine große Kenntniß von Ungarn erlangt. Sie sagte mir, die schlimmste und rachsüchtigste Nation in Ungarn wären die Zinzaren. Ihr erstes Wort, wenn Jemand sie beleidigt habe, wäre immer: „otjes-

pantiti! otjespantiti!"*) und das hieße: „daran sollst Du Dich erinnern!" Dann steckten sie einem das Haus über dem Kopfe in Brand oder thäten sonst so etwas. Auch wußte sie mir Vieles von den Serbiern, unter denen sie lange gelebt hatte, zu erzählen, was mir später Andere bestätigten. Die Serbier bejammerten, sagte sie, die Todten und äßen bei'm Begräbniß eine Speise aus Weizen, mit Rosinen vermischt (ebenso wie die Russen). Alsdann feierten sie den siebenten, den vierzigsten und den Jahrestag nach dem Begräbnisse; natürlich jedoch nur, wenn Jemand reich und angesehen war. Dann haben sie unter vielen anderen kirchlichen Festen auch das der „Einweihung der Felder." Hierbei stellen sie sich auf die Ecken der Kirchhofsmauern und streuen Weizen auf die innerhalb derselben um die Kirche herumgehende Procession.

Man kann sich kaum denken, wie freudig der Deutsche, wenn er ein paar Tage lang nichts als solche Zigeunerbehausungen, Sallaschen und Pusten gesehen hat, wieder den ersten deutschen Ort begrüßt. Den Ort Ocsa, muß ich dabei bemerken, der durch verschiedene Dinge sehr interessant sein soll, sahen wir nur in der Ferne; denn, wie gesagt, wir fuhren nach der Weise der Szegediner Kutscher auf allerlei Nebenwegen. Für uns war jener erste deutsche Ort der große, von Deutschen bewohnte Marktflecken Soroksar an der Donau. Es war gerade Sonntag, und die deutschen Mädchen kamen aus der Kirche; sie waren alle deutsch in sehr

*) Ich weiß dieß barbarische Wort nicht zu deuten.

saubere und nette Tracht gekleidet, nur die Männer hatten den ungarischen „Bunda“ (Pelz) angenommen. Es ist wunderbar, daß hier in Ungarn ebenso wenig wie in Südrußland, selbst im Sommer nicht, das Schaffell abgelegt wird.

„Gott segne die deutsche Nation und Alle, die ihr angehören!“ dachte ich im Stillen und sagte dann laut: „Vivat Soroksar!“ „Nicht zu laut! nicht zu laut rufen Sie das!“ bemerkte dabei einer meiner Reisegefährten, „es könnte dieß einer von jenen ehrlichen Leuten sehr übel nehmen; denn man pflegt die Soroksarer in Pesth damit zu necken, daß man ihnen zuruft: Vivat Soroksar! Vollständig heißt diese spottende Redensart eigentlich so: „Vivat Soroksar! Maria Theresia ist ein Marktflecken!“ und es bezieht sich dieß auf die Regierungszeit jener Kaiserin, welche den Ort von einem Dorfe zu einem Marktflecken erhob. Als ihnen dieß auf ihrem Gerichtshause bekannt gemacht wurde, wollten sie rufen: Vivat Maria Theresia! Soroksar ist ein Marktflecken! aber sie versahen sich alle mit einander und riefen einmüthig das Umgekehrte. Jetzt hat man sie nun so damit eingeneckt, daß man nur „Vivat Soroksar!“ zu sagen braucht, um sich ihren größten Zorn zuzuziehen.

Auf diese Weise kamen wir nun „droben“ in der Gegend bei Pesth an, alle Straßen von „drunten“ (aus dem Banat, den südlichen Pusten und den unteren Donaugegenden) vereinigen sich hier bei Soroksar. Man hat daher auch den Weg von hier aus bis Pesth chaussirt, und auf dieser Chaussee, die an der Donau hingeht, trifft man ein beständiges reges Treiben.

Wir fuhren hier in Gesellschaft vieler großer fünf- und sechsspänniger Fracht- und Personenwagen, und je näher wir der Hauptstadt kamen, desto schneller ging es mit unserem Weiterkommen. Zuletzt wurde, wie das bei den ungarischen lebhaften Kutschern und feurigen Pferden gewöhnlich ist, ein förmliches Wettrennen daraus. Die ungarischen Fuhrleute haben äußerst lange Peitschen, weil sie nicht selten mit 6 oder noch mehr Pferden vom Bocke fahren. Die Peitschen schwenken sie beständig über ihren Thieren, indem sie die unendlich lange Schnur, die daran sitzt, sehr geschickt schnell fahren zu lassen und ebenso rasch wieder auf den Peitschenstiel aufzuwickeln wissen. Wir stellten am Ende ganz das Bild dar, welches wir, in Oel gemalt, im Banat gesehen hatten. Unser Kutscher, da er einmal (freilich nur ganz stillschweigend) mit einem anderen Sechsspänner die Wette eingegangen, war nicht mehr zu halten, ebenso wenig wie unsere Pferde, obgleich wir sie nach der mühseligen Arbeit im Sande für völlig entkräftet hielten, und in eine Wolke von Staub gehüllt, ventre à terre fuhren wir mit unserer großen, unbeholfenen Carosse in Pesth ein, wo wir schmachtend und mit zerstoßenen Gliedern ankamen.

Stuhlweißenburg — Vesprim.

Der Bakonyer Wald streicht in seiner Hauptrichtung von Südwesten nach Nordosten und setzt sich durch die Ofener Gebirge bis nach Pesth und Ofen fort. Im Norden von ihm geht die Donaustraße hin mit den Städten Raab, Gran und Waizen, im Süden aber liegt der lange Plattensee mit ihm parallel, und in seiner Verlängerung streicht am Fuße jenes Gebirges die südliche Ebene ebenfalls bis Ofen. In dieser Richtung geht eine andere der vornehmsten ungarischen Straßen hin, welche über die großen Städte Stuhlweißenburg, Vesprim, Schümegh und Körmönd zu den steirischen Alpen führt, und dieses ihres schönen Zieles wegen wählte ich sie zur Rückkehr in's theuere deutsche Vaterland.

Regelmäßige Verbindungen der in dieser Richtung liegenden Gegenden mit der Hauptstadt giebt es außer den Personenwagen, die nach Stuhlweißenburg führen, noch keine; doch ist es leicht, zu ziemlich billigen Preisen

in jedem Orte kleine Fuhrwerke zu bekommen, wenn man bei ihrer Wahl nur nicht schwierig ist. Ich trat daher am frühen Morgen des 26. Septembers meine Reise an.

Die Donau hatte einen äußerst dichten Nebel entwickelt, der beide Städte Ofen und Pesth dermaßen verhüllte, daß, als wir nur einige Schritte zu ihren Thoren hinaus gemacht hatten, auch gar nichts mehr davon zu sehen war. Die Pein des Abschieds wurde uns daher sehr verkürzt, und wir befanden uns sofort in neuen, fremden Landen. Wie auf der Pesther Seite der Donau Soroksar und andere deutsche Orte liegen, so liegen auch hier viele deutsche Dörfer. Wir passirten deren drei, unter ihnen „Hanselbeck,“ ein deutsches Dorf mit türkischem Namen. Wie Petersburg, und Odessa, wie sogar Tiflis im Kaukasus und viele andere Städte des Ostens, so haben auch die magyarischen Hauptstädte deutsche Colonisten in ihrer Nähe angepflanzt, um von ihnen mit reinlicher Milch und Butter und mancherlei Producten deutscher Gartencultur versehen zu werden. Von Petersburg aus macht man Landpartieen zu den deutschen Colonisten bei Pawlowsk. Die Odessaer fahren, wenn sie etwas Landluft genießen wollen, zu dem Orte Lustdorf. Hier bei Pesth und Ofen geschieht dasselbe mit den hiesigen Colonieen.

Unsere Pferde scheuten sich unterwegs vor verschiedenen Dingen, einmal z. B. vor einem Comitatshaiducken, der in vollem Galopp bei uns vorübersprengte. Diese Leute müssen hier Tag und Nacht herumpatrouilliren

und ihr Leben oft genug wagen; „denn mancher wird von den Räubern weggeblasen," sagten die Leute. Ein ander Mal vor einem betrunkenen Postillon, der das Leitseil seines Einspänners verloren hatte und quer vor unseren Wagen fuhr. Bei den Bemühungen, den Zügel wiederzubekommen, fiel er zum Wagen hinaus, und er wäre wahrscheinlich liegen geblieben, wenn unsere Leute nicht freundlich genug gewesen wären, ihn wieder hineinzusetzen und ihm die Zügel in die Hand zu geben. Ich begriff nun vollkommen, daß es mit der Correspondenz in Ungarn zuweilen recht langsam gehen müsse.

Ich selber aber scheute in unserem Wagen vor den entsetzlichen Mord- und Räubergeschichten zurück, die von den Passagieren vorgetragen wurden. Diese waren folgende: ein mit Ungarn höchst unzufriedener Oesterreicher, der alte Kammerdiener eines „Excellenz-Grafen" (so wird in Ungarn und Oesterreich ein Graf immer genannt, wenn er durch irgend ein Amt auch Excellenz ist) und ein ungarischer Fiscal. Es wurde von einer Tscharde erzählt, welche die Räuber ausgeplündert hätten, obgleich 14 Personen im Hause gewesen, — von einem 18jährigen Burschen, der die ganze Familie seiner Herrschaft umgebracht, — von einem Manne, der seinen Bruder deßwegen tödtete, weil dieser zuvor einen Mord begangen, der jenen warnte und zur Rache aufforderte, — von einer Familie, in welcher der Mord erblich sei, — kurz lauter grauenhafte Geschichten, deren Details ich weglasse, weil sie, obgleich zum Theil höchst interessant und eigenthümlich, wirklich — milde gesprochen — zu

wenig erbaulich waren. Mir that nur der arme ungarische Fiscal leid, der unter uns Deutschen so viel Unvortheilhaftes von seinem Vaterlande mit anhören mußte, und namentlich auch von seinen Standesgenossen. Ich suchte mehre Male das Gespräch davon abzulenken, aber man schien in dieser Hinsicht unerschöpflich zu sein und kam immer wieder auf Räubergeschichten zurück. Auch mußte ich durchaus noch die verschiedenen ungarischen Benennungen für Räuber anhören und mir bemerken, was ich auch gern that, weil ich so doch allmählig die Conversation auf das Gebiet der Sprache hinüberführen konnte. Hier ist jene Terminologie: „Tolvai" heißt ein „Dieb," „Rablo" ein Räuber überhaupt, „Haramia" ein Straßen- und Waldräuber, „Gyilkos" (sprich: Jilkosch) ein Raubmörder von Handwerk.

Gegen Abend offenbarte sich uns die Stadt Stuhlweißenburg, die auf Ungarisch „Fejervar"*), auf Slavisch „Belgrad" und auf Lateinisch „Alba regia," was Alles ungefähr dasselbe bedeutet, genannt wird. Die Lage dieser Stadt bietet einen ganz eigenthümlichen Anblick dar. Sie liegt mitten in einer sumpfigen Ebene, hat aber ihre Weinberge oder vielmehr ihre Weinhügel in einiger Entfernung von ihren Thoren. In diesem Weingehügel hat jeder Bürger seine kleine Besitzung und in jeder Besitzung seine Hauseinrichtung.

---

*) Eigentlich Sekes-Fejervar, aber im gemeinen Leben wird sie immer blos Fejervar genannt.

Diese Weinberghäuser sind so zahlreich und dabei zum Theil so groß, daß sie eine eigene Stadt für sich zu bilden scheinen, so daß man die Weinbergsstadt und die eigentliche Stadt Stuhlweißenburg unterscheiden kann, welche beide durch einen Theil jener sumpfigen Ebenen, der ganz unbebaut ist, völlig von einander getrennt werden.

Wir fuhren zuerst durch die Weinbergsstadt. Rechts und links lagen viele Weinberghäuserchen, „Preßhäuser" nennen sie die Ungarn. Mit solchen Preßhäusern ist jede ungarische Weinbergsstadt in der Regel ebenso umgeben, wie die viehzuchttreibenden Hirtenstädte der Pusten mit Sallaschen. Es sind diese Häuser auch ähnlich eingerichtet wie jene Sallaschen, insofern nämlich, als man in ihnen auch einen Heerd und eine Wohnung findet, und als die ganze weinbauende Bevölkerung während der Weinlese zu ihnen mit Sack und Pack hinauszieht und eine Zeit lang in ihnen wohnt, wie die viehzuchttreibende in den Sallaschen. Meistens haben diese Häuschen nur ein oder zwei Fenster, einen Raum mit einer Presse und eine große Thür, die in einen Keller führt. Die meisten sind auch nur ein Stock hoch. Je nach dem Reichthum des Eigenthümers und der Größe der Besitzung aber sieht man auch sehr weitläufige und elegante, z. B. das palastartige „Preßhaus" des Bischofs und das elegante des Grundherrn so und so. Um das des Bischofs lagen die Preßhäuser mehrer Edelleute herum; dann kamen die der Professionisten. Links von der Straße hatten die Raizen von Stuhlweißenburg die ihrigen. Wir

gesagt, diese Weinbergsstadt war ein treues Spiegelbild der jenseits der Ebenen liegenden Stadt Stuhlweißenburg selbst.

Während der 14 Tage oder 3 Wochen, daß in dieser Weingartenstadt die Bevölkerung von Fejervar wohnt und Trauben erntet, ist hier ein gar lustiges Leben. Die Erntearbeit, die Bacchus herbeiführt, ist selbst schon mehr ein Fest als eine Arbeit. Es wird auch jede müssige Stunde benutzt, um der Freude zu huldigen, besonders wenn die Ernte so gut war wie dieses Jahr. Zigeuner-Musiker ziehen im Weingebirge von Weinhäuschen zu Weinhäuschen herum. Auf freien Plätzen wird getanzt; auch ist sogar mitten zwischen den Rebengeländern ein eigener Tanzsaal für die vornehme Welt der Weinstadt errichtet. Der Bischof hat hier zwischen den Reben eine Capelle erbaut, in welcher Sonntags Gottesdienst gehalten wird. Zu ihr findet bei'm Anfange der Weinlese, wo das „Gebirge eröffnet" wird, eine große Wallfahrt statt, worauf in ihr ein feierlicher Gottesdienst gehalten wird.

Wir kamen leider schon etwas zu spät, um dieß fröhliche Treiben noch mit anzusehen; denn die Weinlese war bereits beendigt, da sie in diesem heißen Jahre in Ungarn überall 2 bis 3 Wochen früher stattgefunden hatte als in anderen Jahren. Alle Preßhäuser waren schon verriegelt und verschlossen und standen wie eine todte Stadt zwischen den abgelesenen Rebenstöcken. Nur hier und da war noch die Thür eines Nachzüglers geöffnet, und hier und da erblickten wir arme Mädchen, welche

noch die letzten Reste der Trauben aus den Blättern sorgsam hervorsuchten. Man sagte mir, viele Reiche pflegten diese Nachlese armen Leuten zu erlauben.

Eine der berühmtesten und festlichsten ungarischen Weinlesen war sonst auch die Ofener. Kein Winzer unterließ hier sonst, seinen Winzerkranz aus mächtigen Trauben zusammenzusetzen und ihn unter heiteren Feierlichkeiten mit Tanz und Gesang heimzuführen. Jetzt hat das mehr oder weniger aufgehört, die Weingärten Ofen's haben sich ungeheuer ausgedehnt, die Weine sind billiger, die Zeiten schlechter und die Winzer ernster geworden.

Die Ungarn lassen den Weinstock in der Regel nicht zu einem hohen, langen Stamme aufwachsen, sondern sie schneiden die Schößlinge des Jahres immer dicht am Boden weg, ebenso wie man dieß in der Provence thut. Dadurch schwillt nun der Stock zu einem dicken, knorrigen Gewächsknoten an, aus welchem im Frühlinge wieder die neueren Triebe hervorschießen. Diese Knollen nehmen nun natürlich allerlei verschiedene, oft recht wunderliche Formen an. Auch sie gehören zuweilen mit zu den Emblemen der ungarischen Winzerfeste. Mit dem Traubenkranze werden oft solche wunderliche alte knorrige Stämme nach Hause getragen und zum Andenken zuweilen an den Mauern der Privathäuser aufgehängt, wie die Hirschgeweihe in unseren Jagdschlössern. Man verfertigt zuweilen auch wohl Pokale von ihnen, indem man den Stamm aushöhlt.

Der Stuhlweißenburger Wein ist nicht eben einer

der berühmtesten in Ungarn. Man sagt, die dortigen Keller seien nicht zweckmäßig eingerichtet. Dagegen ist die Quantität desselben sehr groß, und die Stuhlweißenburger selbst vertrinken einen guten Theil davon mit „Johannissegen" und „Stehwein." „Stehwein" nennen sie das Schlückchen Wein, das Jemand bei einem Freunde nimmt, ohne sich zu setzen. Es giebt Leute, sagt man, die so viel „Schlückchen Stehwein" an einem Morgen nehmen, daß sie das Stehen darüber völlig verlernen. Der „Johannissegen" ist ein anderes Schlückchen Wein, das man Jemandem noch zum Abschied einschenkt. „Nun, Sie müssen doch noch den Johannissegen nehmen," spricht man, wenn ein Freund sich zum Aufbruch rüstet. „Der Ausdruck," sagte mir ein Stuhlweißenburger, „kommt daher, weil sie mit einigen Flaschen (vielleicht an einem dem Johannes heiligen Tage?) zum Priester gehen, dieselben einweihen lassen, davon den verschiedenen Fässern etwas zuschütten und aus diesen nun den Gästen mittheilen."

Nach dem Weingehügel folgte, wie gesagt, eine wüste, unbebaute Ebene, und dann kam die Stadt. Einige hundert Schritte vor ihren Thoren kamen wir zu den unbedeutenden Trümmern einer Kirche. Man sagte mir, die Stadt habe sich sonst bis hierher ausgedehnt. Der große Sumpf bei Stuhlweißenburg heißt der Sarret-Morast. Das Hauptstück desselben (3 Quadratmeilen groß) befindet sich im Westen der Stadt, ein anderes großes Stück im Osten. Die Stadt erhebt sich mitten inne, auf völlig trockenem Lande; sonst lag sie nur auf Inseln im Sumpfe, weßhalb auch in alten Urkunden ihre

verschiedenen Theile „Szigeth,“ d. h. „Inseln,“ genannt werden. Eine große Vorstadt (die sogenannte Ofener) war noch vor Kurzem Sumpf. Jetzt hat man durch einen großen Canal, den Sarviz-Canal, welcher den Sumpf in mehren Armen durchzieht und, 13 Meilen weit im Sarviz-Thale hinabgehend, das Wasser in die Donau abführt, eine große Strecke trocken gelegt und dadurch vieles schöne Acker- und Gartenland gewonnen. Man könnte diese Entsumpfung noch viel eifriger betreiben. „Aber,“ sagte mir ein Stuhlweißenburger, „wir haben so viele Liebhaber der Jagd, und die Jagd in jenem Sumpfe ist so außerordentlich reich und ergiebig, daß man sich zum Theil vor der Entsumpfung fürchtet. Es giebt dort unzählige Schaaren von schwarzen und weißgeschnäbelten Rohrhühnern, Gänsen, Schwänen und Enten aller Art, besonders die Duker in großer Menge; auch Hirsche und wilde Schweine sind daselbst sehr häufig. Ein Theil des sumpfigen Jagdreviers gehört der Stadt, ein anderer Theil dem Adel. Und wir haben unter unseren Bürgern viele, die für die Jagd beinahe ebenso passionirt sind, wie die Edelleute. Unsere städtischen Jagdfeste in den Sarreter Sümpfen sind oft ebenso lebhaft, wie die Weinlesefeste in dem Weingebirge; auch haben wir mitten im Sumpfe ein Tanzhaus errichtet, wohin wir bei großen Jagden unsere Damen und die Zigeunermusik mit hinausnehmen. Außerdem sind auch noch sonst mehre kleine Häuschen darin gebaut zum Anstande, zu Vogelfängen, zum gelegentlichen Uebernachten und dergleichen. Die Leute, welche das Geld zu diesen Dingen

hergeben und ihr Vergnügen daran haben, wollen nun natürlich nicht gleich in die Entsumpfung willigen; auch haben wir ja ohnedieß schon Acker- und Weinland genug."

Es sind hier im Westen der Donau und namentlich im Süden und Norden des Plattensees die ergiebigsten Jagdquartiere Ungarns, und es werden hier auf den Esterhazy'schen Gütern, namentlich im sogenannten Oseral-Districte, jene großartigen Hirschjagden gehalten, von denen man sich so viel Unglaubliches erzählt.

Stuhlweißenburg war sonst die Krönungs- und Begräbnißstadt der ungarischen Könige (eine kurze Zeit lang auch ihre Residenz). Sie stellte 500 Jahre lang, vom Jahre 1000 bis 1527, für Ungarn dasselbe vor, was Krakau für Polen und Upsala für Schweden, was Rheims und St. Denys zusammen für Frankreich und Persepolis zum Theil für Persien war. Sonderbar ist es, wie so gewöhnlich der Begräbnißort, die Krönungsstadt und die Residenz der Könige von einander getrennt zu sein pflegen. Der erste hier begrabene König war Stephan der Heilige und der letzte der bei Mohacs gebliebene Ludwig und Johann von Zopolya. Der letzte hier gekrönte König war Ferdinand, der Bruder des Kaisers Carl V. Die Krönungsceremonieen waren hier in der Alba regia ganz und gar dieselben, wie sie es noch in diesem Augenblicke in Preßburg sind. Wie dort existirte daher auch in Stuhlweißenburg ein Krönungshügel, auf welchem der neue König das Schwert nach allen vier Himmelsgegenden zückte, ebenso ein eigenes hohes Gerüste, auf dem er vor allem Volke seinen Eid ablegte.

Gerade so, wie dieß noch jetzt geschieht, wurde das roth-sammetne Tuch, auf dem der König zur Kirche schritt, dem Volke preisgegeben, kurz bis in die kleinsten Details war hier Alles dasselbe.

Doch ist jetzt von allen diesen Details kaum eine Spur mehr übrig geblieben; nach jenem Königshügel fragte ich vergeblich, der herrliche alte Dom, in welchem die Könige gekrönt wurden, und der die Mausoleen derselben barg, ist von Grund aus zerstört. Man streitet sich sogar darüber, wo er gestanden habe. Ein Priester erzählte mir, die Türken wären nicht zufrieden gewesen, hier an der Oberfläche Alles verschwinden zu machen; sie hätten sogar die Gewölbe mit Pulver gefüllt und in die Luft gesprengt.

Da 500 Jahre hindurch eine lange Reihe von Königen nicht nur bei ihrer Krönung jedes Mal so und so viel Stück blanker Ducaten niederlegte, sondern ihn auch sonst mit königlichen Geschenken schmückte, so war dieser Dom endlich einer der reichsten in Europa geworden. Auf einem Pallium Stephan's, welches sich in Wien befindet, soll das Gebäude, wie es zu Stephan's Zeiten sich darstellte, von der königlichen Hand der Gisela gestickt sein. (Bekanntlich stickte die erste Königin Ungarns, Gisela, die Gemahlin Stephan's, den Mantel, mit welchem noch jetzt die Könige von Ungarn bei der Krönung bekleidet werden; sollte vielleicht dieser Mantel gemeint sein?)

Bei dem Bohren eines artesischen Brunnens kam man kürzlich auf das Gerippe eines kopflosen Leichnams,

in dessen Nähe man noch mehre goldene Knöpfe und Fransen fand und an dessen einem Finger ein goldener Ring steckte. Dieser goldene Ring hatte einen rothen Stein mit einem Tröpfchen Flüssigkeit in einer kleinen Höhlung. Aus diesem Ringe hat man schließen wollen, daß der gefundene Leichnam der des ungarischen Königs Carl Robert (aus dem neapolitanischen Hause Anjou) sei, welcher auf dem Schlosse Wissegrad durch Gift und Hunger getödtet wurde, dort, weil er im Banne des Papstes starb, unbegraben verweste, später aber doch hier in Stuhlweißenburg in dem alten Königs-Mausoleum beigesetzt werden durfte.

Dieses Gerippe und ein Stück vom Hirnschädel des Königs Stephan, das mit der Hand dieses Herrn aus Ragusa nach Ungarn zurückkam, sind die einzigen noch sichtbaren Ueberreste der königlichen Geschlechter, die hier während eines halben Jahrtausends ein- und ausgingen. Die Brüder der Ungarn, die Polen, haben die ihnen theueren historischen Denkmäler besser conservirt; die Mauern und Statuen ihrer Königs-Mausoleen stehen noch aufrecht. Dagegen haben die Ungarn auf eine höchst merkwürdige und bewundernswerthe Weise das Gebäude ihrer alten Verfassung besser conservirt als die Polen das der ihrigen. Während dieses in Polen ganz darnieder liegt, steht in Ungarn beinahe noch Alles aufrecht.

Die jetzige Stadt Stuhlweißenburg ist ein völlig neues Etablissement. Man entdeckt in ihrer Bauart gar nichts Alterthümliches; sie ist ganz nach der Weise der neuen ungarischen Städte gebaut, doch hat sie ein weit stattlicheres Ansehen als Szegedin oder andere

lichen, die mehr mit der österreichischen deutschen Geistlichkeit zusammenhängt, als bei den reformirten Geistlichen, die dem Deutschen weit weniger hold sind, und die ihre reformirte Glaubenslehre eben im Gegensatze zu der deutschen den „Magyar hit“ (den magyarischen Glauben) genannt haben.

Die vornehme, gebildete ungarische Geistlichkeit sieht daher auf die Simplicität der reformirten Prediger, im Ganzen genommen, etwas stolz herab. Etwas Anderes ist es mit den Lutheranern im Slowakenlande. Diese leben wiederum in einem ganz anderen geistigen Elemente. Merkwürdig war es mir auch in Ungarn, daß mir alle aufgeklärten Katholiken versicherten, daß die Reformirten bei ihnen im Ganzen viel unduldsamer seien als die Katholiken. „Einem Katholiken,“ sagten sie, „fiele es bei ihnen nie ein, Jemanden nach seiner Religion zu fragen, was ein Reformirter gleich thäte; auch hielten die Reformirten in Gesellschaften sehr zusammen und wären viel ausschließlicher als die Katholiken.“ Eine Dame versicherte mir, obgleich sie in einem Kloster erzogen worden und aufgewachsen sei, so habe sie doch bis in ihr 18tes Jahr noch nicht den Unterschied zwischen Katholiken und Reformirten gekannt; diese verketzerten sich selbst weit mehr, als die Katholiken es thäten. Ich lasse dieß dahin gestellt sein, weil ich selbst keine Erfahrungen darüber gemacht habe; doch so viel ist wahr, daß ich nie, wo ich auch einkehrte, nach meiner Religion gefragt wurde.

Als ich sagte, daß ich aus Bremen sei, erkundigten sich meine Cisterzienser nach dem dortigen Prediger-zwiespalte, und zu meiner Verwunderung fand ich sie fast besser darüber unterrichtet, als ich es selber war. Auch nach dem berühmten Blei- und Weinkeller meiner Vaterstadt erkundigten sie sich. Sie kannten Hauf's Phantasieen im Bremer Weinkeller. Ich sagte ihnen, wie ich erstaunt sei, daß solche, im Ganzen so wenig bedeutende Curiositäten so weit berühmt geworden seien, und erzählte ihnen von manchen Eigenthümlichkeiten in den Verhältnissen meiner Vaterstadt und in dem Charakter ihrer Einwohner, die mir viel mehr einer allgemeinen Aufmerksamkeit würdig zu sein schienen.

Hier bei diesen Cisterziensern bekam ich auch zum ersten Male den berühmten neunten Artikel des ersten Theiles des ungarischen Gesetzbuches zu lesen, der die außerordentlichen 4 Privilegien („libertates fundamentales“) des ungarischen Adels enthält. Diese 4 Privilegien sind in Kürze folgende:

1) daß der Edelmann eine Virilstimme bei der Abfassung der Statuten seines Comitats hat,

2) daß er vor geschehener Ueberweisung eines Verbrechens und einem richterlichen Urtheile nicht arretirt werden darf,

3) daß er allein Landgüter besitzen kann, und

4) daß nur der König über ihm steht.

„Die Quintessenz von dem Allen,“ sagte mein geistlicher Herr, „ist, daß ein Edelmann bei uns dem Gesetze nach etwa Alles thun und lassen darf, was ihm

gefällt.“ Man nennt in ganz Ungarn jene famosen Gesetzartikel in der Regel im Gespräche nur ganz kurz den „Primae Nonus“ (den neunten des ersten), und Jeder weiß, daß damit „Primae Partis Codicis Articulus Nonus“ gemeint sei.

Sonst war auch noch eine Clausel bei dem vierten Privilegium, daß der Edelmann sich dem ungeweihten, gebietenden Könige gesetzmäßig widersetzen dürfe. Diese Clausel ist unter Kaiser Leopold aus dem Gesetzbuche gestrichen worden; denn sie machte den Edelmann zum Beurtheiler der Handlungen des Königs und löste eigentlich den Staat gesetzmäßig völlig auf. Da sie aber noch immer in dem sogenannten „Tripartitum des Werböcz“ (einem von dem berühmten Protonotar und Palatin Werböczy entworfenen Rechtsbuche), welches in Ungarn so angesehen ist, daß es fast Gesetzes Kraft hat, nicht vertilgt ist, so haben viele ungarische Edelleute die Sache noch nicht vergessen und wollen sich jetzt noch immer darauf berufen.

Auch die Augsburger allgemeine Zeitung fand ich in dem Kloster von Fejervar. Meine geistlichen Freunde meinten, es kämen etwa 12 Exemplare derselben regelmäßig in ihre Stadt. Es fragt sich, ob man in Norddeutschland nicht mehre Städte von 20,000 Einwohnern finden könnte, in welchen eine geringere Anzahl von Exemplaren dieses deutschen Blattes gehalten würde.

Am anderen Morgen fuhr ich mit ein Paar raschen Pferden, wie man sie in Ungarn überall bekommt, nach Wesprim.

zur Rechten hatte ich das Vertescher Gebirge, das hier einen ganz merkwürdigen Durchbruch hat. Es ist der Gebirgsrücken von einem breiten Thale der Art durchschnitten, daß alles Gebirge aufhört, und daß man in der Ferne die Berge zur Rechten und zur Linken wie Thorpfosten schroff stehen sieht. Durch dieses Thor kommt die große Straße von Raab. Sehr viele Waaren machen von Pesth aus den Umweg über Stuhlweißenburg nach Raab und Wien, weil hier die Straßen besser sind als auf den Wegen, welche directer durch das Ofener Gebirge die Donau aufwärts führen.

Als wir das genannte Bergthor und die Stadt Stuhlweißenburg hinter uns hatten, ging der Weg immer an dem Fuße eines Zweiges des Bakonyer Waldes hin. Die Berge waren meistens mit Weinreben besetzt. Unsere Pferde scheuten wieder, erstlich vor einem todten Hunde, darauf vor einem todten Pferde, die beide am Wege lagen, dann, vor einem mit einem Esel bespannten Zigeunerkarren. Dieser Karren war zweiräderig und etwa für zwei Mehlsäcke groß genug; es saßen aber 3 Zigeunerweiber mit ihren Kindern darauf. Ein junger Bursche saß dem Esel auf dem Rücken, und ein alter Zigeuner hockte dicht hinter dem Esel auf der Deichsel. Der Bursche zügelte das Thier, und der Alte trieb es mit einem dicken Stocke an. Alle waren so schwarz, als wären sie eben frisch aus dem Negerlande angekommen.

In Palota, einer Stadt, die den Zichys unterthan ist, sah ich eine Synagoge mit einer neuen Inschrift in magyarischer Sprache, ein Zeichen des großen Patrio-

[illegible]mus der dortigen Juden, — (haben bei uns die Synagogen irgendwo deutsche Inschriften wie in Ungarn ungarische?) — und außerdem noch die Kirchen von 4 anderen hier, wie man sieht, in Frieden neben einander wohnenden Religionsparteien. Die Situation des Ortes am Fuße der Berge war nicht übel, und mitten hinein ragt auf hohem Felsen ein altes und ein neues Castell der Grafen Zichy. Von hier an giebt es nun überall Castelle und Schloßruinen am Fuße des Bakonyer Waldes hin.

Eine der größten Merkwürdigkeiten, die in dieser Gegend existirt, ist ein gewisser Proceß, der im Jahre 1727 eingeleitet wurde. Die Beseitigung und Erörterung verschiedener Vor- und Competenzfragen dauerte 111 Jahre, bis zum Jahre 1838. Jetzt sollte es nun bald zum Processe selbst kommen; doch haben die Parteien, durch hundertjährige Erfahrung klug geworden, sich entschlossen, dieß Unglück durch einen Vergleich zu verhüten. Es ist dieses nicht das einzige Proceßmonstrum, welches in Ungarn existirt.

Rosa di Tivolis sieht man in Ungarn fast noch mehr als in den deutschen Gemäldegalerieen, wo doch die Schafe, Ochsen und Hirten dieses fleißigen Malers schon äußerst zahlreich sind. Ueberall sahen wir die schönsten Vieh- und Hirtengruppen auch hier. In Schaffelle gehüllte Gulyassen kochten sich bei einem Feuer ihr Mittagsmahl oder erlabten sich unter einem schattigen Baume mit Nichtsthun, das Vieh, um sie herum gruppirt, mit Fressen beschäftigt. Die Rinder waren fast durchweg schön. Schön zu sein ist bei den Thieren

etwas ganz Gewöhnliches; denn nur der Mensch ist auch häßlich. Bei einer jener Gruppen entdeckte ich aber wirklich als eine wahre Seltenheit auch einen grundhäßlichen Ochsen. Sein Maul wich von den gewöhnlich so regelmäßigen Linien der Physiognomie seiner Race außerordentlich ab, das Gebiß war schief und verkrüppelt, die Hörner, mit denen sonst jeder ungarische Ochse Staat macht, auf eine widerliche Weise verwachsen und die Augen von einem abscheulichen Ausdruck. Die Zeichnung des Fells war durchaus unschön, und über den ganzen Kopf, der sonst bei anderen Ochsen so weiß zu sein pflegt, lief auf höchst unnatürliche und entstellende Weise ein dunkles, kaffeebraunes Muttermal hin. Die Häßlichkeit des Thiers war so auffallend, daß sie selbst uns Menschen einleuchtete. Es mögen aber noch manche feine Nuancen der Schönheit und Grade der Häßlichkeit unter den Ochsen existiren, die nur den Kühen nicht entgehen.

Hinter Palota fuhren wir bei einem höchst merkwürdigen Mauerwerke vorüber. Es war eine mehre hundert Schritt lange, aus lauter schönen Quadersteinen gebaute, 3 bis 4 Ellen breite, niedrige Mauer, hinter welcher sich ein sumpfiges Wasser angesammelt hatte, das von den Bergen kam. Die Leute sagten, die Türken hätten diese Mauer gebaut, und es sei dahinter ein großes Türkenbad gewesen. Es erfordert aber kein großes Nachdenken, um diese Angabe als unwahrscheinlich zu erkennen. Die Mauer schien mir für die Ewigkeit gebaut, und ich zweifle nicht daran, daß es ein Römerwerk

war. Das Ganze glich frappant denjenigen Wasser-Reservoirs, welche die römischen Kaiser an den Abhängen der Gebirge bei Konstantinopel so zahlreich gebaut haben, die sie „ὑδράλια" nannten und die dort auch noch in diesem Augenblicke existiren. Eine Inschrift konnte ich leider nirgends finden; doch ist es bekannt, daß man in diesen Gegenden Pannoniens noch Münzen der Kaiser bis auf Constantin herab gefunden hat. Die oberen schönen Steine des Mauerwerks waren jetzt zum Theil gelöst und lagen lose verworfen auf und neben der Mauer herum. Man sagte mir, man habe das Ganze an Juden verkauft, welche die Steine benutzen wollten. Sie werden lange an der Zerstörung dieses schönen Römerwerks zu thun haben.

Je näher wir zu Wesprim heran kamen, desto schneller ließ mein Fuhrmann (es war ein ungarisch-deutscher) getraben. Am Ende ließ er sich mit einem eben solchen Zweispänner, wie der unsrige war, in ein Wettrennen ein. „Ich kenne ihn," sagte er, „ich will ihm a Bissel sekiren." „Was heißt das?" fragte ich, „sekiren?" „Sekiren heißt," antwortete er, „so halt Jemanden zum Besten haben; wenn man's bloß mit Worten thut, nennt man's: auf Jemanden sticheliren." Nach einiger Zeit wandete er sich wieder zu mir und fragte: „Was meinen S'? mir scheint, wir haben ihm eins?" Wirklich bekamen wir eher als unsere Rivalen die Galgen von Wesprim zu sehen. Ich sage dieß Mal: „die Galgen," denn es waren ihrer zwei auf einem Berge, ein steinerner und ein hölzerner. Als ich mich in Wesprim darüber erkundigte, sagte mir Jemand

es wäre der eine Galgen der städtische, der andere aber der bischöfliche; denn beide, Bischof und Stadt, übten das Jus gladii. Ein anderer aber sagte, die Sache verhielte sich anders. Vor zwei Jahren hätten sie hier einmal so viele Verbrecher hinzurichten gehabt, daß der eine steinerne Galgen nicht hingereicht habe, und daß man daher noch den hölzernen Nothgalgen habe daneben errichten müssen. Ich wußte nicht, was ich glauben sollte, da beide Parteien sonst gut unterrichtet waren.

Ich war hier an die Piaristen gewiesen, die in Wesprim ein großes Collegium und Seminarium haben. Einer der unteren Diener empfing mich, und da wir nicht sogleich zu den Piaristen selbst und namentlich zum Rector gelangen konnten, so blieb er mit mir allein im Vorzimmer. Er unterhielt sich mit mir lateinisch, und ich hatte wieder Gelegenheit, dieses eigenthümliche Lateinisch zu studiren, das zum Theil nur eine wörtliche Uebersetzung aus dem ungarischen oder österreichischen Deutsch ist. Ich will nur einige Redensarten anführen. Die erste Frage meines Mannes war: „Cum qua occasione advenit?“ (buchstäblich: mit welcher Gelegenheit ist sie angekommen?) Man muß dabei wissen, daß die ungarischen Lateiner immer in der dritten Person Singularis reden, indem sie das Wort „Dominatio vestra,“ Euere Herrschaft oder Euere Gnaden, dabei suppliren. Zuweilen wird aber auch der Titel Dominatio vestra hinzugefügt, indem man fragt: „Cum qua occasione Dominatio vestra advenit?“ „Gelegenheit“ ist österreichisch-deutsch, und man versteht darunter das Reisefuhrwerk. Es wird

dieß mit „occasione“ wörtlich in's Lateinische übertragen. „Num propriam occasionem accepit?“ fragte mein Lateiner sogleich weiter. „Ita propriam occasionem accepi.“ Wir beide verstanden einander herrlich; aber kein Lateiner Westeuropa's wird wieder ahnen können, was er mit seiner Frage und ich mit meiner Antwort andeuten wollte. Man muß wieder zum Oesterreichisch-Deutschen seine Zuflucht nehmen, um dieß zu erklären. „Eine eigene Gelegenheit aufnehmen,“ heißt in jenem Deutsch: „einen besonderen Reisewagen miethen;“ dieß geben die Ungarn mit „accipere.“

„Num dignabitur ecclesiam nostram inspicere?“ (Werden Ew. Gnaden würdigen, unsere Kirche anzusehen? oder ganz kurz österreichisch: „Belieben unsere Kirche zu b'schaun?“) So sagen sie auch: „Num dignatus est, ibi fuisse?“ d. h. „Belieben's do g'wesen zu sein?“ Zuweilen kommt auch ein ungarisches Flickwort dazwischen, z. B. das ungarische Fragewort: „taschik“ (Was belieben?), das sie auch immer ihrem Deutsch beimischen. Unzählige im Ungarisch-Lateinischen übliche Ausdrücke sind nur latinisirt-ungarische Worte, ebenso wie in unserem mittelalterlichen Latein. So sind z. B. die lateinischen Namen der ungarischen hohen Erz- und Hofbeamten ohne das Ungarische ganz unverständlich, z. B.: Agosonum Regalium Magister“ (Erzhofmarschall), „Pincernarum Regalium Magister“ (Erzmundschenk), „Banus Croatiae“ (der Ban von Kroatien) ꝛc. Es ist übrigens bekannt genug, daß die gebildeten Geistlichen ein sehr gutes

Latein reden, und daß alle gebildete Ungarn dasselbe wenigstens sehr geläufig sprechen.

Endlich gelangte ich zu denjenigen geistlichen Herren, denen ich empfohlen war, und welche die Güte hatten, mich in ihrer Stadt herumzuführen. Wesprim hat eine so eigenthümliche Lage, wie keine zweite ungarische Stadt, die ich zu sehen Gelegenheit fand. Die Lage der Bergstadt Schemnitz soll Aehnlichkeit damit haben. Es liegt im oberen Thale des Sed, in der Nähe der Quellen dieses Flusses. Das hohe Land ist (ob durch diesen Fluß oder durch vulkanische Eruptionen?) mehre Male tief eingeschnitten. Die geschlängelten Linien dieser Einschnitte laufen am Ende im Sed-Thale zusammen. Es entstehen dadurch mehre hohe Landzungen oder Vorgebirge, und auf diesen Vorgebirgen und Landzungen sowohl als in der Tiefe jener Thaleinschnitte liegt Wesprim; in der Mitte des Ganzen, auf einem jener länglichen Vorgebirge, einem schroffen Kalkfelsen, erheben sich der bischöfliche Palast, das Seminar, das Gymnasium, das Comitatshaus und überhaupt alle die vornehmsten Gebäude der Stadt.

Das Felsenriff läuft noch mit einem sehr langen, höchst schmalen und hohen Felsenkamme weit hinaus. Von hier aus übersieht man die Stadt am allerbesten: das „Kotzenmacherviertel," das „Lumpenviertel," das „Jerusalemsviertel," die „Raizenstadt" und alle die anderen eigenthümlichen Theile, aus denen Wesprim besteht. Auf dem Felsenkamme waren noch mehre Trümmer zu sehen, die von den Zerstörungen der Türken her-

[illegible] sollen. Auch haben die Türken auf dieser steilen Kante viele Domherren um's Leben gebracht.

Der Bischofsitz von Wesprim ist einer der einträglichsten in Ungarn, und der Bischof ist so sehr der große und größte Herr in dieser Stadt, daß fast Alles, was man Gutes sieht, ihm zugeschrieben wird; auch gehört der Bischof von Wesprim zu den ältesten und vornehmsten des Reichs, und schon im 13. Jahrhunderte blühte hier unter seinem Schutze eine hohe Schule (die älteste in Ungarn), welche man nach dem Muster der Pariser Universität angelegt hatte; auch waren damals in dieser Stadt allein 20 Pfarrkirchen. Wie alle alte Herrlichkeiten Ungarns ging auch die Herrlichkeit Wesprims unter, als der türkische Halbmond an dem politischen Horizonte dieses Landes aufging, und was jetzt hier gesehen wird, ist Alles die Schöpfung des vorigen Jahrhunderts.

Der Palast des Bischofs, den wir en detail besahen, enthält manches schöne Kunstwerk, einige treffliche Gemälde, z. B. von französischen Malern aus der Zeit Ludwig's XV. In der Capelle ergriff uns vorzüglich ein dornengekrönter und gegeißelter Christus. Er soll von Titian sein, und die Trefflichkeit des Gemäldes, der ergreifende Ausdruck des tiefen Leidens in dem Angesichte des Dulders, scheint dem nicht zu widersprechen.

Unter den Bildnissen der Bischöfe, die hier residirt haben, sieht man Mitglieder aus den vornehmsten Familien des Königreichs, z. B.: Esterhazy, Szechenyis rc. Jetzt ist der Primas des Reichs zugleich auch Bischof von

Vesprim." Man sagt, daß das Bisthum mindestens 600,000 Gulden Schein eintragen soll; es ist also eine herrliche „vinea Domini." In Frankreich ist die feste Revenue eines Erzbischofs etwa 25,000 Franken, die eines Bischofs 15,000 Franken. In Ungarn giebt es noch sehr reiche Gesellschaften von Domherren, deren jeder mehr hat. Die Vesprimer Domherren gehören zu den reichsten.

Von einem dieser reichen Vesprimer Domherren ist hier im Jahre 1811 ein Erziehungshaus ganz eigenthümlicher Art errichtet worden. Es nimmt dasselbe blos Kinder aus gemischten Ehen auf, weil, wie mein Geistlicher mir sagte, „die Erziehung solcher Kinder sehr vernachlässigt wird, und erzieht sie natürlich in der katholischen Lehre." Der Domherr gab dazu 300,000 Gulden her. Diese 300,000 Gulden sanken aber nach dem Patentedicte auf den Werth von 60,000 Gulden herab, und man konnte daher erst 1827, nachdem wieder ein anderer reicher Domherr nachgeholfen hatte, zur wirklichen Errichtung der Anstalt kommen. Es werden hier nur 20 Knaben und 20 Mädchen erzogen. Die Mädchen erhalten später, wenn sie heirathen, 100 Gulden Aussteuer. Der Director der Anstalt schien ein sehr gebildeter und gelehrter Mann zu sein. Man sagte mir, er habe viele stille Verdienste um die Anstalt, die nicht recht anerkannt würden.

Auch nach Ungarn wie nach Böhmen und Mähren wurde das Christenthum zuerst aus Griechenland gebracht. Mehrere ungarische Heerführer und Herzöge wurden in Konstantinopel getauft. Selbst unter Sarolta, der Mutter

König Stephan's des Heiligen, bestanden noch mehre griechische Klöster in Ungarn. Die Trümmer von einem derselben sieht man in einem engen Thale bei Vesprim. Man kann Ungarns Schicksal nicht genugsam preisen, daß es sich von Deutschland und Italien aus für die lateinische Kirche gewinnen ließ. Hierdurch wurde es für das Land entschieden, daß es uns Westeuropäern angehören sollte, und dieß ist die beste Bürgschaft dafür, daß es stets bei allen Wechselfällen der Ereignisse gegen den Osten mit uns zusammenhalten wird.

Was den Abend um mich her vorging, das weiß ich nicht; denn es war bereits ziemlich dämmerig, als ich meine Reise zum Plattensee fortsetzen konnte, und es wurde bald stockfinster. Nur einige, mit 4 schönen Ochsen bespannte Wagen, welche für den Bischof Getreide, Mehlsäcke und Heu zur Stadt Vesprim hinführten, und noch einige, mit 4 schönen Pferden bespannte Wagen, die, ganz mit Hühnern bepackt, zur Stadt hinausfuhren, ebenfalls für den Bischof, erkannte ich noch im Dämmerscheine.

Spät Abends kamen wir in dem berühmten Badeorte Füred an und hatten hier lange an den Thoren, Mauern und Fenstern zu pochen, ehe uns Jemand aufmachte. Wir glaubten schon, es wäre hier Alles ausgestorben, als endlich sich ein Mensch blicken ließ, der uns bei Licht besichtigte und, da wir ehrlichen Leuten gleich sahen, uns die Thore öffnete. Wir fragten die Leute im Hause, ob sie denn unser lautes Pochen und Lärmen gar nicht gehört hätten. „O ja wohl!" sagten sie, „aber wir möchten es nicht übel nehmen, bei Nacht wären alle Katzen grau, und man

könne nicht gleich wissen, wer vor der Thüre sei. In so später Jahreszeit pflegten keine Badegäste mehr zu kommen, und der Bakonyer Wald, „antiqua silva, stabula alta ferarum,“ sei nahe. Da hätten sie denn die Lichter lieber bei Seite geschafft, weil oft alberne, betrunkene Leute sich meldeten, die nachher nur Lärm machten und Zank u. s. w. Wir möchten's doch nur ja nicht übelnehmen.“

Ich beruhigte die Leute vollkommen und sagte ihnen, sie hätten mir viel zu viel Ehre angethan, wenn sie mich etwa für einen kühnen Banditenhäuptling genommen hätten; denn ich wäre von Haus aus durchaus sehr furchtsamer Natur und herzlich froh, wenn Andere mich in Frieden ließen, geschweige denn, daß ich es sollte wagen können, Andere anzupacken. Uebrigens freute ich mich herzlich, mitten unter ihnen zu sein, und ich bäte sie, nun ja wieder die Thüre recht sorgfältig zu verrammeln.

Sie nannten mich von allen Seiten „gnädiger Herr.“ Auch dieß, sagte ich, müsse ich mir verbitten, denn ich wüßte gar nichts, wovon ich Herr wäre, auch wäre ich mir keiner Gnade bewußt, die ich gewähren könnte.

Darauf stimmten die beiden hübschen Töchter des Hauses ihre Guitarren, und indem ich mich mit den Kunstwerken der Küche ihrer alten, guten, sechsundsiebenzigjährigen Tante, der Schwester des Wirthes, und dabei mit einem Gläschen trefflichen Ungarweins erlabte, sangen sie ein ungarisches Lied, dessen Titel war: „der Balaton,“ d. h. der Plattensee.

Leider habe ich dieses Lied, da es ungarisch gesungen wurde, nicht völlig verstanden, doch war sein Inhalt etwa folgender. Der liebe Gott schickte einst zwei Engel als Boten auf die Erde, um nachzusehen, ob sein Name auch aller Orten in Ehren gehalten würde. Diese Engel fanden überall bei Bauern und Bürgern Gottes Namen in hohen Ehren gehalten. Sie wurden aller Wege als Boten Gottes mit Freude und Ehrerbietung aufgenommen. Da kamen sie zuletzt zu dem Palaste eines vornehmen Herrn und einer reichen Dame. Hier verstießen sie die Diener und wollten nichts von ihnen und ihrem Gebieter wissen. Die Herrschaft verweigerte ihnen auch die Almosen und ließ sie vertreiben, obwohl sie von der Reise sehr müde waren. Nur ein armer Schäfer, den sie auf der Weide trafen, erquickte sie mit seinem Brote und seinem Tranke, so daß sie noch zum Himmel zurückfliegen konnten. Sie erzählten dem lieben Gott Alles, wie sie es gefunden, und klagten den vornehmen Schloßherrn an. Da zürnte er und sandte abermals Boten, ließ das Schloß von Grund aus zerstören, und damit dieser Fleck, wo sein Name nicht in Ehren gehalten wurde, vom Erdboden verschwinde, ließ er an seiner Stelle alles Land mit Wasser überschwemmen, und dieses Wasser ist der Balaton oder Plattensee *).

Seit dieser Zeit nun wohnen da, wo ehemals ein Schloß stand, nur stumme Fische, aber dagegen rund um den Balaton herum haben sich Gottes Macht ver-

*) Dieselbe Sage von dieser Entstehungsweise des Balaton ist auch bei den Serbiern zu Hause, wie ich später erfuhr und wie man bei Csaplowics lesen kann.

ehrende Menschen desto zahlreicher angesiedelt. Ich bat meine freundlichen jungen Wirthinnen, mir auch von diesen Menschen irgend ein ungarisches Liedchen zu singen, und sie stimmten von Neuem ein Lied an, welches ich ebenfalls nicht in schönen harmonischen, metrischen Formen zu geben vermag und deßhalb hier in buchstäblicher Uebersetzung folgen lasse. Es führt den Titel:

„Menet a kedveséhez“

(d. h. der Ritt zur Geliebten am Plattensee).

Vers 1.

Auf die trockene Erde fällt der Reif. Mein liebes Pferd, friß nicht, es möchte dir ein Uebel verursachen. Lieber kaufe ich dir einen seidenen Zaum und einen sammetnen Sattel, trage mich nur zu meiner Lust.

Vers 2.

Harte Erdschollen rollen unter deinen Füßen. Liebes Pferd, hüte deine Füße, fliege mit mir zu meiner herzgeliebten Rose, denn von ihr fern leidet tiefen Schmerz meine Seele.

Vers 3.

Siehe, da fängt der Mond an, hell zu leuchten. So rein hat er noch nie geschienen. O spende mir bis dahin dein Licht, daß ich mich dießmal nur im Dunkeln nicht verirre.

Vers 4.

Siehe, hell glänzt uns der schöne Balaton entgegen. Du blinkender See wirst dich doch nicht über die Felder ergießen und uns den Weg versperren. O schöner Balaton, gieße dich nicht über den Weg. Siehe, ich könnte mein armes Pferd in Gefahr bringen.

Vers 5.

Halt, mein Thier! wir sind angelangt. Schau! durch ihr Fenster schimmert trübe eine Lampe. Sieh doch, da sitzt ein junges brunettes Mädchen schlummernd! — He! holla, mein theueres Mädchen! schlummere nicht! Dein Geliebter wartet draußen auf dich!

„Dabei müssen Sie wissen," sagte meine gefällige, sanglustige Ingrin, „daß der Plattensee an einigen Stellen wirklich zuweilen austritt und die Wege ungangbar macht. Auch haben in der That unsere ungarischen Burschen die Sitte, ihre Geliebten bescheiden blos am Fenster zu besuchen und mit ihnen so, indem sie sich dabei aus dem Fenster legt, sich zu unterhalten."

„Es ist dieß dieselbe Situation zweier conversirenden Liebenden," bemerkte ich, „die Shakspeare so schön in Romeo und Julie angewandt hat, wo Sie auf dem Balcon steht und Er unten im Garten. Es ist dieß weit poetischer, als wenn die Liebenden sich schon im Schooße sitzen und auf diese Weise mit einander sprechen. In Ihrem Liede selbst hat es mir im vierten Verse besonders gefallen, daß der Reiter den See nicht für sich, sondern blos für sein armes Pferd um Erbarmen bittet, sowie im ersten Verse, daß er seinem Pferde weiß machen will, das Fressen könnte ihm schaden, und auch seiner Eitelkeit durch den schönen sammetnen Sattel und seidenen Zügel zu schmeicheln sucht, ohne ihm den wahren Grund von dem Allen zu verrathen."

„Ja und dann müssen Sie auch noch das brunette Mädchen bemerken," huben meine Sängerinnen wieder an, „die Ungarn lieben keine anderen als braune oder schwarze Haare. Blonde Mädchen sind ihnen unangenehm, und bleiche, kraftlose, matte, blonde Haare geradezu häßlich und verhaßt. Daher werden Sie gewiß auch in keinem ungarischen Liede eine blonde Geliebte gepriesen finden, wie doch in so vielen deutschen!"

„Ja, und wie noch mehr in den italienischen," setzte ich hinzu, „denn die Italiener, sowohl die alten, als auch die späteren, haben immer blonde, besonders goldig schimmernde Haare für das Schönste gehalten. Die alten Römerinnen trugen falsche Locken von blondem Haar, und unzählige Maler Italiens stellten ihre Ideale von Schönheit auf ihren Bildern mit blondem Haar dar. Selbst die Portraits der reizenden Laura des Petrarca (es befindet sich z. B. eins auf der Berliner Galerie) haben blondes, fast weißes Haar!"

„Nein das ist ja gräulich!" sagten meine Ungarinnen entsetzt. Ich suchte ihnen die Sache einigermaßen zu erklären und sie mit der Vorstellung zu beruhigen, daß blondes Haar an die Seide erinnere, und der viel gepriesene Farbenglanz dieses zarten Stoffes in der Regel auch weit seidiger und weicher sei als anderes, dunkler gefärbtes Haar. „Die Nuancen des Farbenspieles," setzte ich hinzu, „sind auch größer im blonden Haar als im braunen oder schwarzen, und es muß daher die Aufgabe für einen Maler reizender sein. Endlich auch convenirt diese sanfte, weiche, milde Farbe viel besser mit dem Charakter der Frauen als jene schroffen, schwarzen Töne, die einem Manne besser anstehen. Doch kann ich mir auch wohl die Abneigung der Ungarn gegen diese Farbe deuten; denn sie verbinden wahrscheinlich mit dem Blonden, das sich dem Grau und Weiß nähert, die Idee des Greisenalters und mit dem farbenvollen Schwarz die Idee der Lebensfrische und Jugend."

Die Abneigung der Ungarn gegen die Deutschen,

meinte ich, könne nicht an der Verachtung der Blonden Schuld sein; denn die Italiener hätten von jeher in noch weit größerer Feindschaft mit den Deutschen gelebt. Doch wäre die Sache gewiß einer weiteren Untersuchung werth und hinge sicher noch mit anderen Vorstellungen des Volkes zusammen.

Hier wurde ich den Mädchen zu lang; sie stimmten abermals ihre Guitarren und sangen mir ein Trauer- und Klagelied, das der Graf Wesselény in der Gefangenschaft dichtete, von dem ich aber leider nichts behielt, und dann schlossen sie mit dem Gesange von einem Husaren, der in den Krieg zieht und seine braune Geliebte um einen Abschiedskuß und eine Blume bittet. Sie antwortet, sie habe keine Zeit, denn sie müsse der Mutter die Blumen bringen; wenn er aber aus dem Kriege zurückkehre, dann wolle sie ihm einen Kuß und eine Blume geben. Der Husar erwidert aber, vielleicht käme er nicht zurück, vielleicht bliebe er todt in der Schlacht. „Dann, ja dann werde ich die Blume auf Dein Grab pflanzen und den Kuß Deinem Kreuze geben," sagt sie, indem sie in Thränen ausbricht und ihn so viele Küsse nehmen läßt, als seine Liebe verlangt.

Kloster Tihany und der Plattensee.

Am anderen Tage besah ich mir in Begleitung des gefälligen Vaters meiner Sängerinnen und einiger Beamten die Badeanstalten von Füred. Alle diese Anstalten gehören verschiedenen Personen, welche in der Nachbarschaft begütert und mit einem Antheile an den Quellen des Bades und ihrem Ertrage berechtigt sind. Ein Badehaus haben die Benedictiner der benachbarten Abtei Füred gebaut, ein anderes errichtete die gräflich Esterhazy'sche Familie, ein drittes gehört vierzig Baueredelleuten gemeinschaftlich. Alle diese zum Theil recht großen Gebäude, dazu noch einige Vergnügungssäle, ein Theater u. s. w. und dazwischen kleine Baumalleen und Gartenanlagen bilden jetzt eine recht hübsche Ansiedelung unmittelbar am Ufer des Plattensees. Im Hintergrunde derselben ist ein anmuthiger Eichenwald, und vorn breitet sich der schöne See aus, der hier eine kleine Bai bildet, welche von der Halbinsel Tihany umfaßt wird.

Wie Trentschin im nordwestlichen und Mehadia im östlichen, so ist jetzt Füred im südwestlichen Ungarn der besuchteste und berühmteste Badeort. Sein „Säuerling" ist vortrefflich, und es ist zu bewundern, daß man erst in neuer und neuester Zeit ihn zu benutzen anfing. Die ungarischen Reisenden des siebenzehnten Jahrhunderts sprechen von dieser schönen Quelle mit dem Bedauern, daß nur die Hirten der Nachbarschaft kämen, ihr herrliches Wasser zu trinken. Erst seit Kaiser Joseph II. (dessen Namen man in Oesterreich, wie den Peter's des Großen in Rußland, bei fast allen nützlichen Etablissements verherrlicht findet) geschah etwas Bedeutendes für die Bequemlichkeit der Badegäste, deren jetzt hier jährlich über 1000 erscheinen sollen, um sich des Lebens und einer besseren Gesundheit zu erfreuen *). Auch hier hat jetzt die lobenswerthe Leidenschaft für die kalten Bäder Wurzel gefaßt, und außer den Anstalten für die Trinker bei dem Säuerling findet man nun auch im Plattensee noch Vorrichtungen zu kalten Seebädern, die dieß Jahr wieder erweitert werden sollten.

Das kleine Theater in Füred ist ausschließlich nur für Darstellungen in ungarischer Sprache bestimmt. Die Inschrift vor demselben ist in ungarischer Sprache abgefaßt. Sie soll sehr bombastisch sein, und ein Herr, der sie mir übersetzen wollte, sagte, es wäre platterdings unmöglich, sie im Deutschen wiederzugeben. Der kurze Sinn wäre aber

*) 1836 sollen hier, ohne die flüchtig Durchreisenden mitzuzählen, gerade 1030 Gäste gewesen sein, 1840 aber 1800.

ungefähr der: „das Vaterland seinen Söhnen." Eher hätte ich noch verstanden: „die Söhne ihrem Vaterlande;" aber wenn man bedenkt, daß das Theater höchst unbedeutend und winzig war, so erscheint mir die Inschrift viel zu pompös und zu großartig. Ueberhaupt ist in ganz Füred Alles sehr patriotisch. Alle Hof- und Garten-umzäunungen sind mit den ungarischen Farben, Roth, Weiß und Grün, bemalt, die kleinen Gartenbrücken, auch der kleine Pavillon über der Sauerquelle tragen diese Farben. Und voriges Jahr wurde sogar einer Gesellschaft deutscher Tiroler, die von ihren Alpen heruntergekommen waren, aus Patriotismus das Singen nicht gestattet. Es wird wohl keinem Menschen einfallen wollen, den Ungarn zu tadeln, wenn er sein Vaterland liebt, aber man muß sich wundern und kann sich nicht darüber freuen, wenn diese Liebe so weit getrieben wird, daß sie sich sogar alle vom Auslande kommenden Genüsse versagt, besonders wenn sie so unschuldiger Art sind, wie tiroler Gesang. Wir Deutschen lieben auch unser Vaterland und freuen uns doch recht herzlich, wenn wir in Ungarn irgendwo ein schönes Lied finden. Auch aus Politik schon sollten die Ungarn mit ihrem Patriotismus nicht so weit gehen; denn Alles, was auf die Spitze getrieben wird, überstürzt sich selbst und schadet seinem Bestehen.

Nach Tische setzte ich meine Reise fort, um noch zeitig genug auf der gepriesenen Abtei „Tihany" (sprich: Tihonj) anzukommen, wo ich dem Abte einen Gruß

und einen Brief von einem Freunde aus Pesth zu bringen hatte.

Der Plattensee bildet ein längliches Parallelogramm, welches überall ziemlich geradlinige Ufer hat. Nur einmal, ungefähr in der Mitte der nördlichen Küste, findet davon eine Ausnahme statt, indem hier eine große Halbinsel in den See so weit hineintritt, daß zwischen ihrer Spitze und dem gegenüber liegenden südlichen Ufer nur eine schmale Wasserenge bleibt und der See dadurch in zwei Abtheilungen, in eine östliche und eine westliche, getheilt wird.

Diese merkwürdige Halbinsel ist offenbar vulkanischen Ursprungs; sie besteht, wie man deutlich genug wahrnehmen kann, aus zwei stark vertieften Kesseln, wahrscheinlich ehemaligen feuerspeienden Kratern, die nach dem Balaton zu mit schroffen Gehängen absetzen. In der Tiefe des einen dieser Kessel befindet sich jetzt ein kleiner See, in dem anderen nur ein feuchter Wiesengrund. Mit dem Ufer sind diese beiden an einander hängenden Kessel blos durch eine flache, sumpfige Niederung verbunden, die wahrscheinlich ehemals, als der See noch höher war, unter Wasser stand, so daß die Halbinsel damals eine völlig isolirte Insel war. Auf dem schroffen Uferabhange des zweiten Kessels liegt die Beherrscherin der ganzen Halbinsel und, man kann hinzusetzen, der halben Umgegend — die Abtei Tihany.

Ich fuhr dahin auf einem kleinen ungarischen Wagen, der auf den Unebenheiten des Weges eine Musik machte, wie die mit Messingblechen behangenen Pferdegeschirre

unseren deutschen Fuhrleuten. Was wir an die Pferde hängen, hängen die Ungarn hier am Plattensee an den Wagen. Es waren mehre kleine eiserne Scheibchen, die auf den eisernen Stangen, welche seitwärts von der Deichsel zu den Vorderrädern führen, aufgereiht waren und klirrend und klappernd hin- und hertanzten, als wenn die Wagen nicht schon ohnedieß genug Geklapper und Gequieke hören ließen.

Mit dieser Musik kamen wir auf dem Isthmus, welcher die Tihanyer Halbinsel mit dem Festlande verbindet, an und — versanken hier im Schmutze; denn, wie gesagt, sie ist ganz sumpfig und so flach wie ein Tisch. Sowie man die Halbinsel selbst erreicht, steigt es hinan, und hier präsentiren sich auch sofort die Ueberreste von Schanzen und Befestigungen, welche man den Römern zuschreibt; denn daß die Römer diese Halbinsel oder Insel schon als einen militärischen Haltpunct benutzten, ist gewiß, wenn schon es nur eine schöne, unbegründete Sage sein mag, daß die Kaiserin Valeria, die Gemahlin des Kaisers Galerius, der zu Ehren dieser ganze Theil von Pannonien die Valerianische Provinz genannt wurde, nach dem Tode ihres Gemahls sich mit ihrer Mutter Prisca auf diese Halbinsel zurückzog und daselbst ein einsiedlerisches Leben führte.

Im Inneren ist die Halbinsel ziemlich wüste. Die beiden vulkanischen Kessel bieten nur nackte, grasige Viehtriften, mit wenigen Aeckern untermischt, die Basaltkuppen auf der südlichen und westlichen Seite sind mit Wald besetzt, die auf der östlichen sind kahl. Wir

fuhren durch den ersten Kessel, dann wieder hinauf und kamen in den zweiten. Hier sahen wir die Abtei auf der Höhe liegen, ihr zu Füßen, an der Kesselwand bis zu dem inneren kleinen See sich hinabziehend, ein ungarisches Dorf. Die Benedictiner Herren bereiten jedem ihnen einigermaßen empfohlenen Gaste bei sich ein freundliches Quartier, und ich verlebte ein paar angenehme Tage bei ihnen.

Ich wurde zuvörderst, bis der Abt, der noch etwas zu besorgen hatte, sich selber mit mir beschäftigen konnte, einem der Klosterdiener übergeben, der mich zu den sogenannten Merkwürdigkeiten der Insel führen sollte, und der mich dabei noch durch das originelle Deutsch, welches er sprach, und durch seine zuthätige Schwatzhaftigkeit herrlich amüsirte. „Wie beneide ich Sie," sagte er, indem wir uns auf den Weg machten, „daß Sie so reisen können. Wie viel Erfahrenheit und Kennerschaft läßt sich nicht auf Reisen sammeln! Freilich nutzt das Reisen auch nur dem Klugen. Denn unbewußte Leute mögen noch so viel reisen, sie werden dadurch doch nicht wissenschaftlicher, oder wie wir im Ungarischen sagen: „Schickt einen Esel nach Wien, es wird doch kein Pferd daraus." Und Mancher bleibt immer zu Hause und wird doch ein kluger Mann, wie z. B. unser großer Dichter Kisfaludy, der nicht weit von hier in Schümegh wohnt. Er ist unser ungarischer Orpheus und vielleicht noch mehr, und doch ist er nie aus Ungarn herausgekommen. Kennen Sie seine Umgebungen wohl? Was sind das für schöne Gedanken! Seine letzte Herausgabe, die beste von allen, waren

Kinder über die Ungebetheit des Bakaten. Nun, wenn ich nur mal auf Reisen käme, ich würde mich schon zu halten wissen; denn ich bin von meinem Vater, was die Hauptsache ist, sehr gut in der Religion erzogen worden. Mein Vater that alle seine Kinder sehr religiös erziehen. Wir mußten Alles Punct für Punct auswendig lernen, die Herstammung Christi, Gottes Nachsicht und Vorsicht, und wenn man das Alles weiß und festhält, so kann man getrost in's Leben und in die Welt hinaus gehen."

„Wo bist Du denn erzogen worden?"

„In Debretzin, wo wenig deutsch gesprochen wird. Das Deutsch habe ich erst hier gelernt. Dort in Debretzin giebt es sehr wenig verdeutschte Ungarn, schon mehr geungerte Deutsche. Auch sprechen die Ungarn dort in Debretzin ein anderes Ungarisch als hier. Sie sprechen sehr vergröbt und nicht recht fließlich. Hier sprechen sie viel verfeinerter und verzierter. Wo sind Sie denn her?"

„Bremjabol! aus Bremen," antwortete ich ihm, „Nemet szabad varos," das ist eine deutsche, freie Stadt!"

„Liegt denn dieß Bremen links oder rechts von Triest hinab."

„Keines von Beiden," antwortete ich ihm, „sondern rückwärts, wenn Du Dir denkst, daß Triest mit dem Angesichte in's Meer hinabschaut, hoch im Norden von Deutschland liegt es."

Ich habe es schon oft bei den Ungebildeten unter

den Ungarn bemerkt, daß sie selten wählerisch in ihren Ausdrücken sind, wenn sie deutsch sprechen, und mit eben der Leichtigkeit, wie mein Gesprächsgenoß sich in Ermangelung der rechten Worte auch anderer, beliebig gewählter oder für das augenblickliche Bedürfniß gemachter bedienen. Ich glaube, es rührt dieß von der Leichtigkeit her, mit welcher sie in ihrer eigenen, ungarischen Sprache neue Worte bilden dürfen.

Die Merkwürdigkeiten der Tihanyer Halbinsel bestehen erstlich in einem Echo, welches, gegen einen Felsen schlagend, unter besonders günstigen Verhältnissen der Atmosphäre ein ganzes Distichon wiedergeben soll. Wir probirten es nach Herzenslust, und mein Begleiter ließ hier in den Tihanyer Felsen zehn Mal den ungarischen Namen und Titel meiner Vaterstadt wiedertönen: „Bremia, Nemet kiralyi szabad varos!“ (Bremen, die deutsche königliche freie Stadt!) Dann sind einige Höhlen zu bemerken, welche den Mönchen zur Wohnung gedient haben sollen, als die Türken hier hausten, und endlich eine sonderbare Art von Versteinerung, „Ziegenklauen“ genannt, weil sie ganz frappant so aussehen wie Ziegenfüße. Wahrscheinlich ist es eine Art von Kammmuscheln, die hier versteinerten, und die man nun in jenen Höhlen findet. Das Volk denkt wahrscheinlich dabei, es seien die Füße von Ziegen der ehemaligen Urbewohner.

Beim Nachhausegehen tischte mir mein Begleiter wieder viele ungarische Gerichte auf, die aber dießmal nicht aus dem Gebiete der Sprache, sondern wirklich aus der

Küche genommen waren, worin er sehr gut Bescheid zu wissen schien.

Das Hauptgericht aller Ungarn, in dieser Gegend wenigstens, sagte er, seien „Nudeln mit Topfen“ (turos metöt). „Topfen“ nennt man bekanntlich in Oesterreich geronnene, gekäste Milch. Diese Nudeln mit Topfen kämen jeden Tag auf jedes Mannes Tisch, auch auf den jedes Edelmannes und Grundherrn, und wenn man sie nicht zu Mittag gäbe, so kämen sie doch gewiß am Abend. Braten oder gekochtes Fleisch, Roßbratl, Schnitzerl, Schweinernes oder doch Speck gäbe es fast bei Jedermann jeden Tag, und selbst der Arme hätte doch Speck und Weißbrot. Aber die Zugemüse wechselten in der Woche nach einer bestimmten altherkömmlichen Weise. So wäre am Sonntage sehr gewöhnlich „Töltett kaposzta“ (gefülltes Sauerkraut), am Montage „Olasz kaposzta“ (süßer Kohl), am Dienstage „Savanyu kaposzta“ (nicht gefülltes Sauerkraut), an der Mittwoche gelbe Rüben, Kohlrabi, Linsen, am Donnerstage „Savanyu repa“ (weiße eingesäuerte Rüben), am Freitage gelbe Rüben und am Sonnabende Spinat, Wurzeln oder dergleichen. Im Ganzen wäre die erste Hälfte der Woche dem Kohl, die zweite bis zum „Szombat“ (auch die Ungarn haben für den Sonnabend die hebräische Benennung Sabbath, wie fast alle östlichen Völker Europas, angenommen) den Rüben gewidmet.

Mit diesen Untersuchungen kamen wir wieder bei unserer Abtei an, wo wir dann mit den geistlichen Herren

den Abend wirklich einem Theile der eben genannten Gerichte und einer gebildeteren Conversation widmeten.

Es war der schönste Mondschein von der Welt, und ich konnte es nicht unterlassen, nach dem Abendessen noch ein wenig die Aussicht aus meiner Zelle zu genießen. Diese meine Zelle war ein großes, mit gothischen Bogen überwölbtes Gemach. Ich öffnete das Fenster und ließ meine Augen über den schönen See hingleiten, in dem des Mondes Sichel auf tausend schwebenden Wellen sich schaukelte. Auf der einen Seite lagen die finsteren Berge des Bakonyer Waldes, auf der anderen verlor sich der blinkende Spiegel der Seeoberfläche in trübe Ferne, und nur eine unbestimmte Linie ließ die Stelle ahnen, wo die Römer den See durch einen Canal in die Donau abzuleiten versuchten. Rund umher, außer dem Rauschen des Sees, kein Lärm; kein Schiffsruder plätscherte in den Wogen, kein Gesang tönte von nah oder fern. Auch in meinem Kloster war Alles mäuschenstill, und ich glaubte, mit mir und den Gottheiten des Sees allein zu sein.

Man kann den Plattensee in vielen Puncten als das Widerspiel des Genfer Sees betrachten. Dieser liegt am Fuße des westlichen Endes der großen, 150 Meilen langen Alpenkette, jener am Fuße der äußerst östlichen Ausläufer eben dieser Kette. Zwischen beiden Seeen schlingt sich sowohl im Norden als im Süden dieses mächtigen Gebirges stets ein Kranz von Seeen herum, im Norden die schweizer Seeen, der Bodensee, die baier'schen Seeen, die Seeen des Salzkammergutes, der Neusiedler

See; im Süden die italienischen und einige kleine illyrische Seen.

Von einem dieser Seen zum anderen machen sich allmählig Uebergänge bemerklich; die größten Contraste aber geben die entferntesten, der Balaton und der Genfer See. Hier das größte Leben; dort die größte Ruhe. Hier alte berühmte Städte, dort von alten Zeiten her nichts als einige Marktflecken. Hier Handelsschiffe, Gondeln, Dampfboote, dort nur zuweilen kleine Fischernachen und ein Pramen, der die Leute von der Tihanyer Halbinsel an das andere Ufer hinüberführt. Dort das Paradies von Europa, hier — nun! auch ein kleines Paradies — für Ungarn.

Ich möchte wissen, ob beide Seen und die zwischen ihnen liegende Seenkette wohl in irgend einer gemeinsamen geognostischen Verbindung unter einander stehen, ich meine, in einer gemeinsamen Beziehung zu der Erhebung des hohen Gebirgsstockes der Alpen zwischen ihnen. Ich erinnere mich nicht, daß Jemand schon einmal diese Frage aufgeworfen oder erörtert hätte.

Man erzählt sich bekanntermaßen von dem Wasser des Sees viel Wunderbares. Es sei, sagt man, in fortwährender Bewegung, selbst bei ganz stillem Wetter, und schäume und brause beständig, besonders des Abends, werfe stets Wellen und treibe dieselben gegen das Ufer. Ebenso sei ihm eine schwache Ebbe und Fluth eigen, und der Mond mache zu gewissen Stunden das Seewasser höher oder geringer. Das Wasser des Sees, das oben ausdünste, erneuere sich beständig durch unter-

irdische Quellen, welche aus dem nahen Kalkgebirge kämen und viele Kohlensäure mit sich führten, die sich bei'm Eintreten in den Balatón absondere und dadurch sein Wasser schäumend mache. Die Farbe des Sees sei in der Regel schön hell und weiß; aber wenn ein Gewitter nahe, nähme er, auch ohne daß schon Wolken am Himmel ständen, eine dunkele Färbung an, weßhalb man schon aus der Farbe des Sees das Wetter treffend verkündigen könne.

Das ganze Wesen des Balaton ist noch immer nicht gehörig und gründlich untersucht, und daher glaube ich, daß immerhin in dem, was man mir an Ort und Stelle darüber mittheilte, noch einiges Neue enthalten sein könne. So viel ist gewiß, daß, obgleich es mir eine vollkommen ruhige Atmosphäre zu sein schien, doch der See an jenem Abende sichtbar Wellen schlug, und daß ich auch deutlich genug sein schönes Rauschen in der stillen Nacht vernahm und mich nur schwer von dieser lebendigen Musik trennen konnte, um mich dem Schlafe zu überliefern.

Am anderen Morgen ging ich zu der Fähre hinab, welche sich auf der Spitze dieser Halbinsel befindet. Diese Fähre verbindet das Salader Comitat im Norden des Sees mit dem Schomotjer im Süden. Es führt eine Straße mitten durch die Halbinsel, auf welcher die Leute, welche in's „Schomotj" (so spricht man) wollen, wie auf einer Brücke hinfahren. Auf der Schomotjer Seite ist ein ungarischer Fährmann, auf der Tihányer ein deutscher. Der Spaziergang vom Kloster zu dieser

deutschen Fährmanns Hütte beträgt beinahe eine Stunde. Der Mann hieß Dicker, und er hatte bereits seit 16 Jahren den See befahren. Er sagte mir: „der See gäbe nimmer keinen Frieden nich;“ auch wenn es viertägige Windstille wäre, ginge die Bewegung doch immer „staht“ vor im Wasser. „Wenn es auch in der Luft ganz ruhig ist, im Wasser ist doch nie keine Ruh.“ Auch das, sagte er, wäre wahr, daß man im See schon vorher das Wetter spüren könnte. „Wenn das Wetter auch noch in Deutschland ist,“ sagte er, „der See hat es doch schon im Leibe und kocht und braust schon im Voraus.“ In der kleinen Wasserenge bei der Spitze der Halbinsel — der See ist hier nur 200 Klaftern breit — ist die Bewegung am stärksten, und zu dem Wellenschlage auf der Oberfläche gesellt sich hier auch noch eine fortwährende Strömung. In der Mitte der Meerenge, jedoch etwas näher zu der Tihanyer Halbinsel hinan, ist die Strömung am stärksten; auch ist hier das Wasser am tiefsten, sieben Klaftern tief. Diese Strömung hört nie auf und geht bald aus dem östlichen Theile des Sees in den westlichen, bald umgekehrt. Ob die Strömung doppelt sei, sowie bei anderen Wasserverengungen, wußten mir die Leute nicht zu sagen. Die Mönche meinten, diese Strömung käme blos von einer Ueberfüllung des einen oder des anderen Theiles des Seebeckens her. Wenn der Wind lange aus Osten wehe, so treibe er das Wasser in den westlichen Theil, und es ströme dann ostwärts zurück, und so umgekehrt. Der Schiffer meinte aber, die Strömung wäre immerwährend, auch wenn lange Zeit kein

Wind das Wasser in den einen oder anderen Theil getrieben habe. Bei lange anhaltendem starken Winde wird das Seewasser trübe. Für gewöhnlich aber ist es selbst zwischen dem Schilfe so klar „wie Scheidewasser."

Für die Winde haben die Leute hier eigene Benennungen. Den Nordwind aus dem Bakonyer Walde nennen sie „den oberen Wind," — der Südwind, der aus dem Schomotj kommt, heißt „der untere Wind," — der Westwind der „Saler," weil er aus dem Salader Comitate weht, — der Wind gegen Sonnenaufgang aber wird der „calvinische Wind" genannt, vielleicht weil er aus den ungarischen Steppen her zieht, wo mehr Calvinisten wohnen als in dem mehr katholischen Westen Ungarns. Der Saler Wind von Kanisa, von den Alpen her, der die ganze Länge des Sees überstreicht, ist der heftigste; er treibt die Wellen häuserhoch und führt auch die meisten Wetter herbei. Von einem regelmäßigen Steigen und Fallen des Wassers mit dem Monde wollte Niemand hier etwas wissen.

Die schäumenden Bewegungen im See selbst mögen aber wohl der großen Quantität von kohlensauerem Gase, das ihm durch unterirdische Quellen zugeführt wird, herrühren. Das Wasser des Balaton ist so stark damit geschwängert, daß man den ganzen See, nach Professor Schuster, geradezu als ein großes, mit sehr verdünntem Sauerwasser gefülltes Becken ansehen kann. Die Bewegungen auf seiner Oberfläche mögen daher auf ähnliche Weise zu erklären sein, wie die Vibrationen auf der Oberfläche eines Champagnerglases. Das gelbe Papier

wird von dem Wasser des Plattensees ziemlich schnell braunroth und das rothe blau gefärbt. Der Geschmack desselben ist zusammenziehend, und die feine Haut wird bei'm Waschen davon spröde und rauh. Die Bindehaut der Augen wird bei'm Baden empfindlich gereizt, und diese Reizung nicht selten zur Entzündung gesteigert. Den Pferden, welche in dieß Seewasser in die Schwemme getrieben werden, springen die Hufen bald auf, und dieselben müssen daher mit Fett eingerieben werden. Das Wasser des Sees kann man lange aufbewahren, ohne daß es fault, und man kann darin sogar Fleisch oder ähnliche Substanzen mehre Tage ganz frisch erhalten.

Auch die Fische, welche sich in dem See befinden, sollen ganz anders beschaffen sein als die von derselben Gattung aus anderen Gewässern. Sie sollen ein viel festeres, schmackhafteres und gesunderes Fleisch haben als diese.

Wie ich bereits andeutete, haben schon die Römer das Wasser in dem Plattensee zu verringern gesucht. Sie machten einen Canal in der östlichen Ecke des Sees, wo der kleine Fluß Sio hinausgeht, der dann, sich mit der Sarwitz verbindend, in die Donau fließt. Der Sio ist, wie man mir sagte, indeß nur ein intermittirender Fluß; er fließt nicht immer und stellt zuweilen nur einen länglichen Sumpf dar. Die Römer sollen durch den Sio-Canal sehr viel Land am Ufer des Sees gewonnen haben; erst später ist dasselbe alles wieder überschwemmt worden, weil ihr Canal sich verschlammte.

Da durch die Ablassung des Plattensees gar keine

Schiffahrt auf den Sand gesetzt werden würde, und nur allenfalls die delicaten Fogaschfische auf den Pesther und Wiener Tafeln zu erscheinen aufhören würden, so wäre an dem ganzen See nicht viel verloren, und die Ungarn könnten nichts Besseres thun, als in die Fußstapfen der Römer treten und den Canal wieder ausräumen.

Als ganz ausgemacht und gewiß versicherten mir die Schiffer bei der Tihanyer Ueberfahrt, daß der See seit 1834 um ganze fünf Schuh gefallen sei. Diesen Sommer, der sehr trocken gewesen, seien seit drei Monaten wieder fünf Zoll abgegangen. Ich fragte sie, wie sie das wissen könnten, und sie zeigten mir darauf einen Maßstab, den sie sich an den tief in den Boden eingerammten Balken gemacht hatten, welche eine Art von Brücke oder Anfahrt zum Fährschiffe tragen.

Von den frühern Zuständen der Wasserhöhe vor 1834 habe ich nichts mit Gewißheit erfahren können, und es ist daher die Frage, ob der See constant abnimmt, oder ob, was die Leute hier im Ganzen zu glauben scheinen, ein periodisches Abnehmen und ebenso ein periodisches Zunehmen stattfindet. Merkwürdig aber war es mir, daß diese Berichte von der Abnahme des Plattensees, sowie auch von der Epoche des Beginns derselben, so ganz mit dem mir vom Neusiedler See Erzählten übereinstimmten. Im Winter wächst der See ½,— 1 Fuß. Im März hat er seinen höchsten Stand.

Das südwestliche Ende des Sees verliert sich in Sümpfen, durch welche dem See mehre kleine Flüßchen zukommen. In diesen Sümpfen sollen in neuerer

Zeit mehre künstlich herbeigeführte Austrocknungen statt gefunden haben. Sollte vielleicht dadurch auch das Wasserquantum im See etwas angegriffen worden sein? Es ist möglich, wenn man annimmt, daß ein Theil des Seewassers in jenen Sümpfen steckte. Es wäre aber auch das Umgekehrte, eine dadurch herbeigeführte Vermehrung des Seewassers, möglich, wenn man sich denkt, daß alles Wasser jener kleinen Flüsse jetzt ganz in den See kommt, welches sonst zum Theil in den Sümpfen stecken blieb.

Die Fische des Plattensees sind durch jene Eigenschaften, welche wir schon oben an ihnen lobten, berühmt. Es giebt hier weit mehr Arten als im Neusiedler See; unter ihnen aber sind zwei die entschieden wichtigsten, eine, weil sie für den Feinschmecker so köstlich ist, und die andere, weil sie sich in so außerordentlich großen Quantitäten zeigt. Jene ist der berühmte „Fogasch," diese die „Garda."

Der Fogasch (deutsch: Zahnfisch), eine Art Sander (Perca lucioperca), kommt blos in diesem See vor. Er wird gewöhnlich 7, 10 bis 15 Pfund schwer. Am häufigsten wird er in der westlichen Hälfte des Sees gefangen und zwar namentlich bei dem Marktflecken Keszthely, einer Besitzung des Grafen Festetiz. Er hält sich meistens in dem tieferen Wasser des Sees auf; daher ist er auch sehr empfindlich gegen das den Fischen feindliche Element der Luft. Sowie er aus dem Wasser gezogen ist, stirbt er auch. Er liebt klares Wasser und sandigen Boden, im Schilfe und Sumpfe findet man

ihn nicht. Sein Fleisch ist sehr weiß und dabei „fester und körniger als anderes Fischfleisch," wie mein Seemann sich ausdrückte.

Die „Garda" ist eine Art Schwertling. Sie sieht dem Häring so ähnlich, wie ein Bruder dem anderen, nur ist sie etwas kleiner; die deutschen Leute hier in der Gegend nennen ihn daher auch gewöhnlich nur Häring. Er ist sehr delicat, hat aber nur Gräten. Während man bei'm Fogasch schon sehr froh ist, wenn man in einem Zuge einen oder ein Paar fängt, und nur selten 5 bis 10 in's Netz gehen, zieht man von diesen Garda's oft 20 bis 50 Centner, ja zuweilen auch 100 Centner auf einmal aus dem Wasser. So klein das ihnen zugewiesene Wassergebiet auch ist, so haben doch auch diese Seeháringe ebenso wie ihre Brüder, die Meerháringe, eine große Wanderlust, und sie reisen in diesem kleinen Seebecken nach Herzenslust herum. Man weiß nicht recht, von welcher Leidenschaft sie dazu getrieben werden, doch sieht man sie nicht selten in großen Schaaren auf der Oberfläche des Wassers aus dem östlichen Ende des Sees zu dem westlichen hinüber fliehen oder umgekehrt. Einen großen Einfluß darauf mag auch wohl die Witterung üben.

Im Winter, auf dem Eise, fangen sie die Garda's am meisten, und zwar auf folgende Weise. Zuerst machen sie viele kleine Löcher in's Eis, in geringer Entfernung auseinander, und zwar in einem Kreise rund herum. An zwei entgegengesetzten Puncten des Löcherkreises werden alsdann zwei etwas größere Löcher hineingearbeitet,

das eine zum Hineinlassen, das andere zum Herausziehen des Netzes. Es sieht also ungefähr so aus:

1

a b

2

In das Loch *a* wird das ganze, mit zwei Flügeln versehene Netz hineingelassen. Mit langen Stangen, an denen eiserne Haken sitzen, suchet nun ein Fischer das Ende des einen Flügels durch das Loch 1 zu fassen, und ein anderer faßt den zweiten Flügel durch das Loch 2, und sie ziehen die beiden Enden nahe zu diesen Löchern heran. Hier faßt sie ein anderer Fischer mit einer Gabel und schiebt sie in der Richtung des nächsten Loches weiter unter das Eis fort, wo dann wieder die eisernen Haken ihnen entgegenkommen. Diese Operation wiederholt sich so lange, bis die beiden Flügel ihren Halbkreis durchgemacht haben und bei dem Loche *b* zusammenkommen, wo dann das ganze Netz mit seinem Inhalte herausgezogen wird. Zuweilen fangen sie so viel, daß sie das Netz nicht herausbringen können, und die Fische müssen dann zuvor noch einzeln aus dem Netze herausgefischt werden.

Da jene Arbeiten sich leichter beschreiben als ausführen lassen, und da der Löcherkreis und das Netz sehr

groß sind, so sind immer viele Menschen bei dieser Fischerei erforderlich. Da nun außerdem wohl nicht die stärkste Dicke des Eises abgewartet werden darf — die beste Fischerei ist im Anfange des Winters — so ereignet sich manches Unglück dabei. Die Leute erzählten mir, daß einmal bei einem Fischzuge nahe an 50 Menschen um's Leben gekommen seien. Die Fischer sind meistens Nationalungarn, wie denn überhaupt der Plattensee rund umher nur von magyarischen Dörfern und Marktflecken umgeben ist. Dieß ist bei seinem Bruder, dem Neusiedler See, ganz anders. Dieser ist fast durchweg von deutschen Dörfern und Städten umgeben, und nur seine südöstliche Ecke allenfalls ist ungarisch zu nennen. Uebrigens kann sich der Neusiedler See dem Balaton in keiner Beziehung an die Seite stellen, wie auch zum Theil schon aus dem Vorigen hervorgeht. Das naturhistorische, das pittoreske, wie auch das historische Interesse des letzteren ist weit größer; darum ist er auch in Ungarn viel berühmter und in der Volkspoesie mehr verherrlicht.

Schon zu den Römerzeiten war der Balaton berühmter, während man noch nicht einmal mit Gewißheit weiß, welchen Namen die Römer für den Neusiedler See hatten, und Einige sogar noch bezweifeln wollen, daß derselbe zur Zeit der Römer überhaupt existirt habe. Die Römer nannten den Plattensee „Pelso." Wahrscheinlich ist dieß eine Corrumpirung des uralten slavischen Namens „Balaton," was so viel bedeutet wie das römische „Palus" und wahrscheinlich auch mit diesem eins

einer Urwortwurzel ist. Das „t“ in „Boloton“ konnte leicht in „s“ übergehen. Die Römer nannten ihn auch „Volocea“ (sepalus), was wieder ein auf andere Weise verderbtes „Boloton“ sein mag. Die Deutschen machten aus demselben Worte „Platten-“ oder „Plattensee,“ die Ungarn „Balaton.“ Im Grunde scheint also bei allen Nationen derselbe alte slawische Name im Gange gewesen zu sein. Die Ungarn haben aber auch einen anderen Namen für ihn. Sie nennen ihn nämlich auch: „fejer tenger,“ d. h. „das weiße Meer.“

Ich kehrte von meinem Ausfluge zu der Tihanyer Seeverengung zeitig genug zurück, um noch vor dem Diner eine Partie „Ludus tudicularis“, d. h. eine Partie Billard, mit einigen der Mönche zu spielen. Ich fragte sie, warum sie das Spiel „tudicularis“ nannten! „Quia tunditur!“ sagten sie. Mich nannten sie immer aus Höflichkeit „doctissime“ oder „clarissime,“ obgleich ich ihnen sagte, daß ich weit davon entfernt sei, diese Titel zu verdienen, weil ich erstlich alle Tage die unglaublichsten und größten Lücken in meiner Gelehrsamkeit entdeckte, und weil zweitens wirklich auch noch keine Universität mir die Ehre angethan hätte, mich zum Doctor zu machen.

Bei dem reichen Segen von Billardspielen, die sich mit der neuen Cultur in ganz Europa und mit den Russen tief in Asien hinein verbreitet haben, weiß jetzt beinahe jeder Mensch, auch jede Dame, was eine „Caroline,“ was ein „Kicks,“ was „Aussetzen,“ was „Caramboliren“ ist. Aber ich glaube, es giebt Wenige,

die mit den von den Ungärn erfundenen lateinischen technischen Ausdrücken bei diesem Spiele bekannt sind, und ich will daher einige derselben, die ich bei jener Gelegenheit lernte, als Curiosität hier hersetzen.

Die Bälle heißen „Globi,“ die Caroline „Flavus,“ die anderen Bälle „Caeruleus“ und „Ruber.“ — „Ubi globus Dominationis?“ „Wo ist Ihr Ball?“

„Ibi! incipiamus!“ „Hier! fangen wir an!“

„Dignetur praecedere.“ „Belieben's auszusetzen.“

„Dolendum est! si caeruleus huc venisset.“ „Wie Schade! wäre der Blaue hierher gekommen!“

(Ich machte einen Kicks.)

„Fallit! fallit!“ „Kicks!“ Kicks!“

„Nunc flavus recte ad manum mihi est!“ „Jetzt liegt mir die Caroline recht zur Hand.“

(Ich machte einen guten Stoß.)

„Bene! Bene! Nunc Hannibal ad portam.“ „Gut! Jetzt ist der T. los.“

„Dignetur Dublé!“ „Belieben's doch, das Doublé zu machen.“

„Fallit!“ „Kicks!“ O, si homo nunquam falleretur, esset invincibilis!“

„Reverende pater! Nunc tota positio difficilis est. Nil video! nisi caeruleum et rubrum percutere velles.“ „Ich sehe nichts B'sund'res. Doch können's hier den Rothen und Blauen carambolliren!“

„Ah! ah! Subtiliter volui, et nil habeo!“ „O weh! ich wollte ihn ganz fein schneiden, und nun habe ich nix g'mocht!“ ...

„Bene! bene! Nunc si adhuc illum feceris. — Fecisti! Finis ludi!" „Partie!"

Wir wurden zu Tische gerufen. Die Versammlung war ziemlich zahlreich, und außer mir waren noch einige Gäste da, ein Geistlicher aus der Nachbarschaft und einige Schüler oder „Studenten," wie man in Ungarn sagt, die man sehr häufig als Anverwandte oder Freunde einiger Klostermitglieder zu Besuchen an den Tafeln der Aebte findet. Unsere Conversation war höchst lebhaft und lehrreich, und mir kam das Ganze sehr interessant vor, besonders wenn ich mir auch die Eigenthümlichkeit der Position unseres Speisesaales vergegenwärtigte, auf dem Gipfel eines Berges, auf der einen Seite einen stillen, großen, fischreichen See, auf der anderen einen unermeßlichen, mit Hirten und Schweinen erfüllten Wald. Eine angenehme und gebildete Unterhaltung hat unter solchen Umständen viel mehr Reiz und Werth als z. B. mitten in einer großen Hauptstadt. Hier wird man der Musen oft satt und überdrüssig, dort klingt Alles wie das fromme Läuten eines einsamen Kirchleins im Walde.

Die beiden liebsten Männer wurden mir der Abt und der Prior des Klosters. Der letztere war sonst Professor der Poesie und Beredtsamkeit an einem Gymnasium in Raab gewesen, ein kenntnißreicher Mann von feinem Geschmacke und, wie mir es schien, von feurigem und energischem Charakter. Die Unterhaltung mit ihm war mir so angenehm, daß ich auch nach Tische noch lange auf seiner Zelle oder vielmehr auf seinem hübschen Zimmer mit ihm zusammenblieb. Wenn

die Conversation nicht gar so ein wunderliches, wildes, wechselndes und unfaßbares Ding wäre, so würde ich es versuchen, die Gespräche mit meinem gelehrten Freunde hier wiederzugeben; die Leser würden daraus gewiß sehr viel Neues über Ungarn lernen. Allein Conversation, so schön, so erwärmend und belebend sie in der Wirklichkeit ist, so leblos und hölzern nimmt sie sich gewöhnlich in einem Abdrucke auf dem Papiere aus, weil man alle capriciösen und doch oft schönen Windungen ihres Ganges ebenso schwer schildern und wiedergeben kann, als die Bewegungen einer Tänzerin. Genug, wir durchwanderten gesprächsweise die Gärten der Literatur und die Gefilde des menschlichen Wissens. Wir sprachen von den alten Zeiten der Ungarn in dem Jahrhunderte der „Augsburgi Utközet" (der Augsburger Schlacht) und von den Ergebnissen ihres neuesten Landtages, — von Kisfaludy's kunstlosen, aber begeisterten Versen, die da klingen und bezaubern, wie die nationale Zigeunermusik, von seinem Hauptwerke: „Himfy's Liebe" — und von des jungen Dichters Zugor lyrischen und erotischen Bildern, die ihm, weil er ein Geistlicher ist, zum Theil sehr übelgenommen wurden, und unter denen die schönsten sind: „die schlafende Schöne," — „das enge Fenster," — „keine Antrede!" — Von diesen ungarischen Originalitäten kamen wir auf die Uebersetzungen aus dem Deutschen, unter denen sich bereits alle Werke von Schiller befinden, aber fast noch gar nichts von Göthe, — und schlugen von der ungarischen Literatur um zu der ungarischen Ethnographie, verfielen auf die

Nationalökonomie, auf das Schulwesen, auf die Weinbereitung und auf die Naturgeschichte, in allerlei Krümmungen und Windungen, die dem Leser hier wunderlich und fast unnatürlich vorkommen würden, während sie sich gesprächsweise ganz natürlich machten.

Der Bakonyer Wald, seine Dichter, Schlösser und Räuber.

Kurz, es wurde mir nicht leicht, mich von Tihany zu trennen, und ich hätte gern noch ein Weniges gezaudert. Aber da meine geistlichen Freunde mir sagten, daß, wenn ich noch am Nachmittage in Schümegh sein wollte, ich nicht zu lange mehr warten dürfe, so stieg ich denn in den Wagen, der am anderen Morgen nach jenem Conversationsabende vorgefahren war, und kutschte den kahlen Tihanyer Berg hinab, durch den ersten vulkanischen Kessel, durch den zweiten, bei der Römerschanze vorbei, über den sumpfigen Isthmus, ließ Füred zur Rechten liegen und verfolgte zunächst die Straße am See hin, der nun seine ganze westliche Abtheilung bei dem schönsten Sonnenscheine vor meinen Blicken ausbreitete.

Der Plattensee, wie der Neusiedler See, wie auch der Bodensee, der Genfer See und die meisten bedeutenden Seeen, hat ein hohes gebirgiges und ein niedriges ebenes Ufer. Seine Gebirgsseite, an deren Fuße wir uns befanden, hat ebenso, wie die des Neusiedler Sees,

einen trefflichen Weinbau, während die bei beiden Seeen zum Theil sumpfige ebene Seite Viehzucht und Ackerbau treibt. Doch ist zwischen beiden Seeen der große Unterschied, daß die Weingebirge des Plattensees sich von Osten nach Westen erstrecken, also das Angesicht nach Süden kehren, während die Rebenberge des Neusiedler Sees mit der größten Länge von Süden nach Norden gehen, also von Norden her nicht so geschützt sind. Man sollte hieraus vermuthen, daß die Balatonweine besser sein müßten als die Neusiedler Gewächse, was indeß im Ganzen nicht der Fall ist; denn die Ruster und Oedenburger Weine sind viel berühmter als die vom Plattensee, und die Ungarn selbst rangiren jene in den zweiten Rang nach dem Tokaier, während vom Plattensee höchstens einer sich damit gleichstellen kann. Sollten vielleicht die deutschen Weinbauer an dem nördlichen See ein besseres Verfahren üben als die ungarischen am südlichen? Jener eine vortreffliche Wein des Balaton wächst am Badatschon, einem hohen Berge am nördlichen Ufer, den wir auf unserer Fahrt häufig zu Gesicht bekamen.

Es ist dieser berühmte Badatschon, wie die meisten Berge im Norden des Plattensees, ein hoher spitzer Kegel. Er ist rund umher bis nahe zum Gipfel hin mit Weingärten behangen. Von unten auf werden die Trauben immer besser. In der Mitte des Berges aber sollen sie am köstlichsten sein. Denn oben in der Nähe des Gipfels bekommen sie wieder eine gewisse Ueberreife, die dem Weine auch nicht günstig ist und ihm eine gewisse

Bitterkeit geben soll. Sie machen am Badatschon erstlich einen gewöhnlichen Wein, dann aber auch eine Art von Weindecoct, das unter dem Namen „Badatschoner Wermuth" in Ungarn ebenso berühmt ist wie die „Menescher" oder „Tokaier Essenz." Zu diesem Wermuth wird der Most mit gewissen Kräutern eingekocht. Dasselbe thut man mit den besten Schomlauer Trauben, woher es auch „Schomlauer Wermuth" giebt. Schomlau liegt nicht sehr weit vom Badatschon. In anderen Weingegenden von Ungarn wird solcher Wermuth nicht gekocht.

Die Badatschoner Weinlese ist eine der berühmtesten in ganz Ungarn, und man kann sie fast ein ungarisches Nationalfest nennen. Weit und breit werden Bekannte und Freunde dazu eingeladen. Sehr entfernte Herrschaften haben zuweilen ein Stückchen Weingarten im Badatschon, die Aebte der benachbarten Klöster und der Adel weit und breit kommen dazu heran, und 14 Tage lang wird dann in diesem Berge geerntet, musicirt, getanzt und banquettirt. Die Trefflichkeit des Weins, die Schönheit der Gegend um den Plattensee und selbst die Form des vulkanischen Berges, die alle Gärten auf einen Punct concentrirt und daher zur Vereinigung zu gemeinschaftlichen geselligen Unternehmungen und zum Scherzen Veranlassung giebt, mögen die Ursachen dieses Ruhmes sein.

Meine Equipage war wieder ein solcher mit eisernen Ringen musicirender Bauerwagen, wie ich ihn oben beschrieb,

mein Kutscher ein echter Ungar, der kein Wort Deutsch verstand, und zwar ein Bauerdelmann aus einem Ithany benachbarten Dorfe. Ich hatte vom Anfange herein einen Deutschen im Wagen aufgenommen, der nach Keszthely reisen wollte und mich um einen Sitz im Strohe neben mir bat. Er war aus der „Zips" (bekanntlich nennt man so eine meist von Deutschen bewohnte Gegend am südlichen Fuße der Karpathen) gebürtig, hatte sich aber schon seit langer Zeit in dieser Gegend ansässig gemacht. Jene Zipser Deutschen, obgleich sie ursprünglich aus verschiedenen deutschen Kreisen kamen, haben alle etwas Eigenes und ihnen allen Gemeinsames, das sich hier in ihrem neuen Vaterlande bei ihnen entwickelt hat. Sie sind wieder ganz anders als die siebenbürgischen „Sachsen." Auch ist ihr Dialekt ein ganz anderer. Das Merkwürdigste, was mir bei meinem Zipser Genossen auffiel, war dieß, daß er gar kein „r" aussprechen zu können schien. Ich glaubte anfangs, dieß sei nur ihm allein eigen, allein ich hörte später, daß dieß bei den Zipsern allgemein sei und daß sie in der Regel kein „r" in ihrer Sprache haben. Sie sagen z. B.: „Ä hat's mi g'sogt," statt: „er hat es mir gesagt," — „gäben" statt „gerben," — die „Schee" statt die „Scheere." Ich konnte dieser sonderbaren Auslassung wegen manche Worte anfangs gar nicht verstehen. Zuweilen setzen sie statt des „r" ein „h," z. B.: „mich geheit's!" (d. h. mich ärgert's), was wahrscheinlich die verdorbene Redensart: „mich gereut's," ist. „Mich geheit's," sagte er, „daß i z' Fuß gongi bi," und als wir in ein Wirthshaus

einkehrten, um etwas zu frühstücken, setzte er mir ein „Freßbrett'l" nebst einem „Freßhölz'l" vor, d. h. einen Teller nebst einer Gabel, und legte mir dann darauf „a Grimpel Fleisch," d. h. ein Stück Fleisch. In diesen Worten sprach er das „r" etwas deutlicher aus.

Das Dorf, worin wir frühstückten, lag schon etwas abseits vom See, mitten in einem breiten Thale des Bakonyer Waldes. Seine Einwohnerschaft bestand theils aus Katholiken, theils aus Reformirten, und die Kirchen beider Parteien standen nahe bei einander. Ich besah mit dem Küster die reformirte Kirche. Sie war sehr einfach und hatte etwas Alterthümliches. Die Sitze für die Frauen und Mädchen waren unten. Daneben befanden sich die gesonderten Sitze für die verheiratheten Männer. Die unverheiratheten Männer und die Kinder hatten eine breite Galerie, welche zum Theil über den Köpfen der unteren Versammlung herumlief. Das Taufbecken war ein zinnerner Krug, sorgfältig in ein ziemlich zerlumptes schwarzes Tuch gewickelt. Die Kanzel war ebenfalls mit solchem schwarzen wollenen Tuche ausgepolstert. Die heiligen Bücher der Gemeinde waren alle „Debretzenben" (in Debretzin) gedruckt.

Der Küster sagte mir, die Katholiken und Reformirten im Orte vertrügen sich unter einander sehr gut. Aber in einem benachbarten Dorfe wohnten Lutheraner, mit denen sich weder die Reformirten, noch die Katholiken vertrügen. Von den Streitigkeiten wegen gemischter Ehen wußten sie hier noch nichts. Es wäre eine alte und allgemeine Sitte, daß bei einer gemischten Ehe

die Knaben dem Vater, die Mädchen der Mutter folgten. Ich fragte, ob wohl die Katholiken zuweilen zum reformirten Glauben übergingen. „Dieß sei noch nie vorgekommen," sagte er, „wohl aber das Umgekehrte; denn ein reformirter Edelmann (die Bauernedelleute sind meistens reformirt), wenn er auf dem Todtenbette liegt, denkt zuweilen plötzlich: „Ich will den katholischen Priester kommen lassen. Vielleicht ist es mir gut. Vielleicht hilft es mir über die Krankheit und den Tod noch dießmal weg. Aber dem Katholiken fällt dieß nie ein, daß der reformirte Prediger ihm helfen könnte."

Ich mußte mich hier leider von meinem Zipser Deutschen trennen, der, wie gesagt, über die Berge zum anderen Ende des Sees, nach Kesthely, wollte. Bei'm Abschiede bat ich ihn, mir noch einige ungarische Worte zu lehren, damit ich meinem Kutscher doch wenigstens das Nöthige sagen könnte, und ich studirte denn folgende ein: „frischen!" (fahr' schnell!), „laschan!" (langsam!), „meggai!" (halt!), „mi osz?" (wie heißt das Dorf?). „Zuweilen müssen Sie auch einmal dazwischen schimpfen und wettern: „teremtettä!" oder auch auf Deutsch, das wird er schon verstehen." — „Ja wird er es aber als Edelmann nicht übelnehmen?" — „O nein! sie nehmen es nicht übel! Sie können bis zum H... hinaufgehen, aber H... dürfen Sie nicht sagen, das nimmt er übel; denn dieß ist sein Stichwort, wo er böse wird. Ihre Frauen haben wieder ein anderes Stichwort, das sie übelnehmen; es heißt ...." Er nannte es mir.

Mit diesen Instructionen versehen, fuhr ich mit mei-

nem Kutscher weiter, obgleich es mir gar nicht recht war, ein solches privilegirtes Wesen, von dem man mir sagte, daß es stolz darauf sei, für ein Capitalverbrechen nicht wie andere ehrliche Leute gehängt, sondern nur allein geköpft werden zu dürfen, und zu dessen Privilegien auch dieß gehöre, daß man ihm die Hände nie hinten auf dem Rücken, sondern nur vorn binden dürfe, zum einzigen Begleiter zu haben, und noch dazu im Bakonyer Walde. Ich konnte ihn nicht einmal arretiren lassen, wenn er mir das größte Unrecht anthat, denn er hätte sofort mit seinem „en nemes ember!“ (ich bin ein Edelmann!), was so viel bedeutet, als „ich bin ein ganz anderes Wesen als Ihr!“ auf das Kräftigste dagegen protestiren können. Indeß ich muß gestehen, ich fand Ursache, mich über nichts bei ihm zu beklagen. Unsere einzige Conversation war: „Meggai!“ „laschan!“ oder „friscshen!“ und diese Worte wirkten, wie ich zu meiner Verwunderung bemerkte, immer wie Zauberworte, indem sogleich das erfolgte, was ich damit bezwecken wollte.

Die Gegend bis zum Marktflecken Tapolza und um diesen Flecken herum ist höchst interessant. Der Boden ist im Ganzen hier flach, aber aus ihm sind sehr viele ganz eigenthümlich und manchfaltig gestaltete Berge, die isolirt dastehen und schöne Formen haben, hervorgewachsen. Mehre sind ganz zugespitzt wie Zuckerhüte, andere haben mehr runde Kuppen, einige sind ganz länglich und viereckig, frappant wie große Grabhügel. Es hat daher diese Gegend auch einige

Aehnlichkeit mit der Gebirgsgegend bei Teplitz im Mittelgebirge, obgleich hier am Plattensee Alles noch mehr zerstückelt ist. Der Badatschon, der Sigleget, der Tschohany und der Haghesch sind solche Berge. Mehre von ihnen tragen auf ihrem Gipfel zum Theil noch recht bedeutende Ruinen alter Burgen. Solche Ruinen sind die von Tattika, von Kereki, von Törek, von Billege, lauter ehemalige Residenzen alter ungarischer Dynasten, die sonst ihre eigenen „Banderien" (Compagnieen) zum ungarischen Reichsheere stellten, deren Familienstämme aber jetzt zum Theil ausgestorben sind, wie z. B. die der Pettös auf Tatika. Kisfaludy hat diese Burgen und ihre Bewohner alle besungen.

Es herrschte eine merkwürdige, aber allerdings rein zufällige Uebereinstimmung zwischen dem Himmel und der Erdoberfläche, als ich durch diese Gegend fuhr. Wie die Erde zerstückelt und in einzelnen Puncten hoch erhoben war, so war der Himmel von zahlreichen einzelnen Wolken bedeckt, die doch alle wie die Maschen eines Netzes zusammenhingen. Dazwischen waren überall außerordentlich regelmäßige Löcher, in gleichen Entfernungen und von gleicher Größe, und durch jedes dieser Löcher stürzte ein Bündel Sonnenstrahlen in die Landschaft hinein. Der ganze Himmel war wie gegittert. Es war eine Wolkenconstellation, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Ich begreife gar nicht, daß wir noch immer keine ausführlichere und genügendere Monographie über die Wolkenformen haben, als die Göthe'sche es ist. Ich entdecke, wenn ich auf Reisen bin, immer neue Wolkenformen.

und immer andere bisher noch nie gesehene Ereignisse am Himmel.

Hinter dem Marktflecken Tapolza fängt erst der eigentliche Bakonyer Wald an, das heißt, der fast überall mit Eichen besetzte Hauptrücken dieses Gebirgszuges.

In Tapolza erzählte mir ein deutscher Wirth, daß die „Räuber," die seit langer Zeit nichts von sich hätten merken lassen, in einem benachbarten Dorfe kürzlich einen alten, siebenzigjährigen Pfarrer ausgeplündert hätten. Dieser Mann habe am folgenden Sonntage sein fünfzigjähriges Jubiläum feiern wollen. Dieß sei wahrscheinlich ruchbar geworden, und die Räuber möchten daher vermuthet haben, daß sich der Alte in diesen 50 Jahren Einiges erspart habe. Zehn Mann, mit Terzerolen, Pistolen, Knüppeln, Messern und Hacken bewaffnet, seien nicht bei tiefer Nacht, sondern am Abende noch vor 10 Uhr in sein Haus gebrochen, hätten die Seinigen gebunden und ihn selbst, den alten Mann, um ihn zur Entdeckung seiner Schätze zu bringen, so mißhandelt, daß er jetzt elendiglich darniederliege und schon das Abendmahl genommen habe, weil er nicht wieder aufkommen werde. „Sie haben ihm 1800 Gulden und all sein Silberzeug geraubt. Ich habe den armen Alten heute selbst besucht. Das Standrecht ist auch schon bei uns in allen Wirthshäusern publicirt, und wer nur etwas über 5 Gulden an Werth stiehlt, wird in 24 Stunden gehangen. Dieß ist seit einem Jahre wieder der erste große Streich der Räuber; aber nun wird's wohl wieder angehen."

Die Fahrt durch den eigentlichen Bakony dauert etwa drei Stunden. Hier ist er nur niedriges Gehügel. Die höheren Berge liegen weiter nach Osten. Man sieht während jener drei Stunden nichts als einen dichten Eichenwald, den man ohne den Gedanken an die räuberische Nation, welche ihn bewohnt, höchst anmuthig finden würde.

Auch bei Schümegh, auf der anderen Seite des Bakony, steht noch ein solcher merkwürdiger, vollkommen isolirter Berg, und auf seiner Spitze ebenfalls die Ruine einer alten Burg. Sie ist das Erste, was der Reisende, so lange er noch mitten im Walde steckt, schon aus der Ferne als Signal, daß er wieder zu menschlichen Wohnungen gelange, erkennt. Es dauert dann auch nicht mehr lange, so hört der Wald auf. Weinberge zeigen sich zur Rechten und, in ihnen versteckt, die kleinen Preßhäuser der Einwohner Schümegh's.

Die Sonne neigte sich schon dem Untergange zu, und als ich ganz aus dem Walde herauskam, erblickte ich „Schümegi vár“ (die Stadt Schümegh) zur Rechten und daneben eine lange Reihe von Weinbergen, — zur Linken, in der Entfernung die Burg Batika und ihren kegelförmigen Berg, der durch einen wunderbaren Lichteffect vollkommen indigoblau schien, so wie in eben dieser Farbe auch die Nachbarberge leuchteten, — in der Entfernung eine weite Ebene.

Ich beeilte mich, in Schümegh den Bakonyer Räuberstaub von meinen Füßen und Kleidern zu schütteln und dem alten ungarischen Dichter Kisfaludy, der hier lebt

und dem ich einen Gruß zu bringen hatte, meine Aufwartung zu machen. Es giebt zwei berühmte ungarische Dichter dieses Namens: Kisfaludy Carl und Kisfaludy Schandor (d. h. Alexander Kisfaludy). Der Letztere ist der beliebteste und allgemein gepriesene und eben derjenige, welcher in Schümegh auf einem kleinen Edelhofe wohnt.

Die Familie Kisfaludy gehört zu den ältesten Familien Ungarns. Denn sie stammt aus dem Geschlechte des Tschak, des Sohnes von Saboltsch, eines jener sieben Herzöge, welche mit Arpad die Magyaren nach Ungarn führten. „Kis" bedeutet soviel als „klein," „falu" heißt „Dorf," „y" = „von." Das Ganze heißt also soviel als „von Kleindorf." Es ist sonst in der Regel sehr schwer, in Ungarn die Geschlechter auf authentisch documentirte Weise hoch hinaufzuführen, aus verschiedenen Gründen, unter anderen auch besonders deßwegen, weil früher oft die jüngeren Söhne andere Dörfer bekamen als die älteren, und auch in ihren Familien nach diesen Dörfern ganz andere Namen annahmen. So hieß oft der ältere Bruder z. B. „Erdödy" (von Erdöd) und der jüngere „Szegedy" (von Szeged). Noch jetzt wird, wenn der König Jemanden in den Adelstand erhebt, demselben immer ein Beiname nach einem Dorfe oder ein sogenanntes „Prädicat" gegeben. Besitzt er selbst kein Dorf, so nimmt der König irgend eines seiner Cameraldörfer, von dem er den Namen entlehnt. — „Kisfaludy Schandor" ist indeß noch weit mehr durch den Adel seiner eigenen

poetischen Seele als durch den feines Geschlechts ausgezeichnet.

Als ich in sein Gehöfte und Haus trat, gab man mir die unangenehme Nachricht, der Herr sei nicht zu Hause, er sei den ganzen Tag in seinem Weingarten gewesen. Ich ließ mich indeß nicht abschrecken und bat eine Magd, sie möchte mich hinausbegleiten. Diese Magd verstand kein Wort Deutsch, und ich hatte durch einen Dolmetscher mich mit ihr verständigen müssen. Zu meiner Verwunderung aber bemerkte ich auf einmal, daß sie doch mit dem Haushunde ohne Dolmetscher deutsch redete. Dieses Thier wollte uns zum Weinberge begleiten und sprang neben ihr her. Die Magd aber scheuchte ihn zurück und rief ihm auf gut Deutsch zu: „Marschirste!" „Gehste!" „Willste ham!" Und ich war nicht weniger erstaunt, hier ganz dasselbe Verhältniß der deutschen Sprache zu entdecken, in welchem bei uns die französische steht, aus welcher wir in Deutschland ebenso die Commandoworte für unsere Hunde: „avance!" „ici!" „couche!" entlehnen, wie die Ungarn aus dem Deutschen. Wie kommt es, daß man die auf der einen Seite als vornehmer erachteten Sprachen wiederum auf der anderen Seite so herabgewürdigt hat? — Ich erwähnte schon oben, daß man bei'm Billard in Ungarn in der Regel ebenso deutsch pointirt wie bei uns französisch. Ob auch wohl die Römer mit ihren Pferden, Hunden und Billardkugeln griechisch gesprochen haben?

Ich traf den Greis in einer einfachen Klei-

mich mitten zwischen seinen Reben und legte ihm meine Glückwünsche und meine Ehrerbietung zu Füßen. Er nahm mich freundlich auf, da er wohl sah, daß ich im Namen der Muse, die er zu seiner Göttin erwählt hatte, zu ihm kam, und er sagte mir, daß er in diesem Erdenwinkel, in welchem er wohne, selten solche Besuche von Durchreisenden empfinge. Vor drei Jahren sei einmal ein Engländer bei ihm gewesen, und seitdem sei ich wieder der erste dieser Art.

Die Sonne schenkte uns noch Licht genug, um einen kleinen Spaziergang an dem reizenden reichbesetzten Weingebirge hin zu machen, wo er mir sein Tusculanum, ein kleines, von einer hölzernen Galerie umgebenes, unter Bäumen hübsch verstecktes Preßhäuschen, zeigte. Hier hat er, in anmuthiger Einsamkeit und von trefflichen Weinreben umgeben, die meisten seiner lyrischen Dichtungen geschrieben, welche seine Landsleute entzücken. Er erzählte mir Vieles aus seiner Jugend. Im Jahre 1809 bei der letzten Insurrection des ungarischen Adels hatte ihn sein Comitat zum Major und der Palatin zu seinem Adjutanten gewählt. Mit ihm, dem Palatin, habe er damals auch das Innere des Bakonyer Waldes besucht und mit ihm auch den höchsten Berg desselben, den „Somhegye" (sprich: „Schomhetj," d. h. „Kornelkirschenberg") bestiegen. Es standen dort prachtvolle Exemplare von Eichen. Der Palatin hätte von den ihn begleitenden Forstkundigen die Höhe einiger dieser Bäume taxiren lassen, und sie hätten sie auf 22 Klaftern geschätzt. Eichen wären im ganzen Bakony nicht, außer

vielleicht einigen wenigen, die man hier und da gepflanzt hätte.

Darnach führte er mich in sein Haus, wo leider! seit einiger Zeit die waltende Hausfrau fehlte, die dem alten Dichter vorangegangen war. Er wollte den anderen Morgen eine Reise zu dem schönen Schomlauer Weingebirge, zu welchem von Schümegh aus eine fast ununterbrochene Reihe von Weinhügeln hinführt, antreten und unterdessen seine Wirthschaft seiner Schwester, die im Orte wohnte, übergeben. Und da ich merkte, daß deßwegen noch einige Vorbereitungen zu treffen waren, so empfahl ich mich dem Andenken des alten Herrn und kehrte in mein Wirthshaus zurück.

Hier lag mir nun wieder die unangenehme Pflicht ob, mir einen Fuhrmann für den nächsten Tag zu verschaffen. Es wurden mir mehre vorgestellt, einer aber besonders warm empfohlen. Der Empfehler war ein entweder vom Badatschoner oder vom Schomlauer Herzenaufschließer etwas bereit gemachter Herr, der mit mir zu Abend speiste. „Nehmen Sie diesen," sagte er, „er heißt Joseph, ist ein Deutscher und der beste von Allen. Denn wissen's," sagte er, „er ist ein sicherer Mensch und nicht so wie die anderen Fuhrleute, die den Räubern Zeichen geben und dann die Passagiere todtschlog'n und ausraub'n. Ich bin schon oft mit ihm gefahren, und mir ist nie was g'scheh'n." Da diese sonderbare Art von Empfehlung eines Kutschers, bei dem man sonst gewöhnlich nur Gutwilligkeit und Kenntniß des Fuhrwesens verlangt, einigen Werth zu

meinen Augen hatte, insofern als ich nun darauf aufmerksam wurde, mit welchen Gesellen ich es hier zu thun haben könnte, und insofern ich in Joseph's Gesichte wirklich ein ehrliches, gutmüthiges Wesen zu entdecken glaubte, so ließ ich mich mit demselben in einen Handel ein. Er verlangte 12 Gulden per Tag, ich bot 6, er ließ 2 nach, ich legte einen zu, und so kamen wir endlich auf dasjenige Juste milieu, in welchem unsere verschiedenen Ansichten vom Zahlen und Empfangen sich vereinigten und ins Gleichgewicht setzten. Ich gab ihm einen Schlag in die Hand, und er gab mir 2 Gulden Handgeld (denn hier zahlt gewöhnlich der Fuhrmann die Arrha) und versprach, am anderen Morgen zu kommen.

Ich fragte den Edelmann, ob es denn wirklich hier so unsicher wäre. „O!“ sagte er, „in Acht nehmen und vorsichtig sein ist immer gut. Auch werden unsere Bauern etwas unternehmender, seitdem unser Reichstag für gut befunden hat, den Gebrauch der Stockstrafen zu beschränken.“

„Sollte der Stock nicht noch einmal ganz abgeschafft werden können?“ fragte ich.

„Behüte der Himmel! mein Kind!“ sagte er, „das geht nicht. Unsere Ungarn sind viel zu feurig, viel zu sanguinisch. Sie sind nicht so leicht zu regieren wie die phlegmatischen Deutschen. Sie sind wie die Italiener und Franzosen, mit denen sie auch überall, wo sie mit ihnen zusammenkommen, fraternisiren. Nein! nein! der Stock kann bei ihnen nicht entbehrt werden. Sie

brächten sich dann gewiß unter einander um; und um dieß zu verhüten, müssen sie streng regiert werden!“

Ich zog mich in mein Schlafcabinet zurück. Der Weg dahin ging neben einem Gehöfte mit Pferden, Kühen, Schafen, Schweinen, Hunden und anderen Thieren vorbei, dann auf einer Leiter oder Stiege hinauf über eine Galerie hin, die mit trockenem Kukuruzstroh vier Fuß hoch belegt war. Als ich vor meiner Schlafkammerthür ankam, raschelten mehre Thiere aus dem Strohe auf und machten mir Platz. Es war eine kleine Heerde von Ziegen, die sich in dem Strohe gütlich thaten. Sie hätten mich bald umgerannt, und der Bursche, der mich begleitete, ließ das Licht fallen. Es fingen zwei bis drei Blätter von dem Stroh an zu brennen. Wir traten die Flammen noch rasch genug wieder aus, und es entstand glücklicherweise keine Feuersbrunst. Ich legte mich zu Bette, aber die Ziegen raschelten und knusperten die ganze Nacht auf dem Strohe herum, und ihr Trampeln auf dem hölzernen Corridore machte bei der Stille der Nacht einen unerträglichen Lärm. Zuweilen schienen sie mir auch uneins zu werden, und es setzte einige Püffe gegen meine Stubenthür. Ich gebot mehrmals Ruhe und jagte sie auch verschiedene Male an das andere Ende des Corridors. Es gab dabei ein ungeheueres Getrampel auf den Bretern, das die Hunde des Hofes und, ihnen antwortend, dann auch die Hunde der Nachbarschaft mit Bellen accompagnirten. Allein trieb ich sie sechs Mal fort, so kamen sie zwölf Mal wieder, und ich war endlich dieser Art nächtlichen Scherzes müde und herzlich froh, als der Morgen sich ankündigte.

Ich kleidete mich an und machte einen Spaziergang zu den Ruinen jenes eigenthümlichen Schümegher Schloßberges, den ich schon aus dem Bakonyer Walde erblickt hatte.

Dieser Berg ist ein ganz einzeln stehender Felscoloß von etwa 400 Fuß Höhe, von allen Seiten schroff aus der Ebene aufsteigend und sich oben zu einer flachen Kuppel zurundend. Er scheint rund umher nicht seines Gleichen zu haben; denn hinter ihm liegt flaches Weingehügel und vor ihm, sowie zur Rechten und Linken, eine weite Ebene. Auf diesem Berge hatten die mächtigen Bischöfe von Veszprim ehemals ein Schloß und eine Festung. Sie hielten hier ein Banderium von 200 bis 300 Mann. Jetzt liegt Alles in Ruin, d. h. die Mauern der Festung; denn daß der Reichthum und das Ansehen jener geistlichen Herren noch nicht in Trümmern liegt, zeigt das schöne Schloß, das sie sich in neueren Zeiten wieder unten am Berge gebaut haben und dessen sie jetzt froh werden, auch ohne sich Banderien zu halten. Ein breiter Weg schmiegt sich mit einem weiten Bogen zu dem Gipfel auf. Das Thor ist aus einem vulkanischen Producte gebaut, einem schwammigen, bimssteinartigen Steine. Oben liegen die alten Stallungen, Mauern, Zimmer und Verliese in Schutt und Graus durch einander. Ich kletterte auf eine der Mauern und genoß der interessanten Aussicht in die vom schönsten Herbstmorgen erhellten Gefilde. Nach Süden erblickte ich noch einmal das ungarische „weiße Meer," nach Osten die Weinberge des Schümegher Dichters. Nach Norden streift der Blick in eine weite Ebene hinaus, welche sich schon an die Preßburg-Raaber Ebene anschließt oder vielmehr selbst ein

Theil von ihr ist. Im Westen, und hierhin sandte ich die meisten Blicke, erkannte ich in der Ferne Hügel, dahinter Berge und immer höher ansteigende Berge, deren Gipfel zum Theil schon dem theueren deutschen Vaterlande angehörten. Doch hatte ich bis dahin noch immer zwei Tage zu fahren, und als ich von oben bemerkte, daß mein Joseph mit seinem Wägelchen bei unserem Wirthshause vorgefahren war, lief ich rasch den Berg hinab, um diese Zeit nicht noch zu verlängeren, und fuhr im Trabe davon.

Joseph war ein sehr munterer gutwilliger Bursche von 26 Jahren. Er war als Knabe mit seinem Vater aus Steiermark nach Ungarn eingewandert und hatte hier eine Zeit lang als Kellner gedient, jetzt aber sich auf eigene Hand als Fuhrmann niedergelassen. Er hatte ein Paar kleine siebenbürgische Pferde, die so unermüdlich waren, daß wir mit ihnen von Schümegh nach Grätz (24 Meilen) in zwei Tagen reis'ten, ohne sie selbst oder uns zu sehr zu übernehmen. Diese Thierchen hätte man bei uns, glaube ich, um 100 Thaler das Stück leicht an den Mann bringen können. Joseph berechnete Alles haarklein und sagte, er würde den Wagen, das Geschirr und die Pferde, sogleich Jedem um 120 Gulden, wenn sie ihm Jemand böte, überlassen.

Joseph trug deutsche Kleidung. Zu Hause aber, sagte er, hätte er ein ungarisches Costüm, zwei Dolmans vom feinsten Tuche, die Elle zu 15 Gulden Schein. Der eine wäre mit schwarzen Litzen besetzt, der andere mit silbernen. Zu diesen wären 38 Loth silberne Knöpfe verwandt, das

Loth zu 3 Gulden Schein. Dann hätte er auch ein Paar silberne Sporen zu 32 Gulden Schein. Der ganze Anzug käme ihm auf 300 Gulden, und er erschiene damit nur an Feiertagen und an Sonntagen auf den Tanzsälen. Joseph — (er war ein recht hübscher Bursche) — war also mit einem Worte, was die Ungarn einen „nyalka legeny“ (einen hübsch geputzten Gesellen) nennen. Zu diesen „nyalka legeny's,“ diesen „sakrischen Bua's,“ wie die Tiroler sie nennen, diesen „majo's,“ wie die Spanier sagen, diesen „petits maitres“ der kleinen ungarischen Städte, die bei allen öffentlichen Belustigungen die Hauptrolle spielen und einen Glanz, eine Kleiderpracht und einen Stolz entwickeln, wie wir ihn nicht kennen, gehören ganz regelmäßig und vor allen Dingen die oft erwähnten Zischmenmacher, die Schnürmacher, die Fleischhacker, dann auch solche Fuhrleute, wie mein Joseph. Einer dieser „nyalka legeny,“ dieser ungarischen Petitmaitres, war auch jener berühmte türkische Capudan Pascha Piale, der Sohn eines Schusters aus dem Marktflecken Tolna an der Donau, der Eroberer von Chios, dem Suleiman die Erstürmung des Arsenals in Konstantinopel auftrug, und der seinen Namen durch die Erbauung einer der schönsten Moscheeen Stambuls verherrlichte. Joseph hatte von jenen ungarischen jungen Renommisten, die in den Marktflecken und Dörfern Ungarns dieselbe Rolle spielen wie die Juraten und Fiscale in anderen Regionen der Gesellschaft, schon Vieles angenommen. Ich merkte dieß besonders erst auf steiermärkischem Boden, wo er so Manches zu tadeln fand. Dort in Steiermark hätte ich mich

bald da und dort mit ihm gezankt, — aber hier in Ungarn war er mir immer deutsch genug, und wir sympathisirten mit einander.

Solche Steiermärker, wie Joseph, bleiben immer zu Zeiten hier in Ungarn hängen; denn es findet aus Steiermark nach Ungarn ein beständiges Zuströmen der Bevölkerung statt. Wir hatten Gelegenheit, dieses Zuströmen unterwegs mit den Händen, oder doch mit den Augen zu greifen. Erstlich begegneten uns viele aus Deutschland kommende Leute mit Weinfässern. Es waren dieß „Weinschwärzer," die den schönen ungarischen Wein hier an Ort und Stelle zu vier bis fünf Gulden den Eimer aufkaufen und dann über die Gränze nach Steiermark hineinschmuggeln, wo er eigentlich 2 Gulden 30 Kreuzer, also die Hälfte seines Werthes Eingangszoll bezahlen sollte. Es war jetzt gerade Weinernte, und wir sahen ganze Reihen von diesen steierischen Schwärzern, jeder auf einem Wagen mit großen leeren Fässern. In Ungarn verräth sie natürlich Niemand, und sie zeigen sich hier am hellen Tage in großen Karavanen. Wie sie es an der österreichischen Gränze machen, weiß ich nicht.

Ebenso begegneten wir häufig bedeutenden Gruppen von deutschen Dreschern aus Steiermark, die aus ihren productenärmeren Gebirgen in diese menschenärmeren Pusten Ungarns zum Dreschen einwandern. Sie gehen zunächst in die Gegenden um den Plattensee, in das „Schomotj," dann aber auch bis an die Donau hin. Jenseits der Donau in die ungarischen Steppen aber kommen sie nicht mehr, weil dort eine ganz andere, die uralte asiatische Landwirthschaft,

existirt und das Meiste mit Pferden gedroschen wird. Es findet aus fast allen Theilen der Alpenländer eine solche Einwanderung in die fruchtbaren umliegenden Ebenen statt.

Die meisten dieser Leute gehen freilich mit ihren Verdiensten in ihr Vaterland wieder zurück. Aber ich nenne es ein Zuströmen der Bevölkerung aus Westen, weil, wie man bei einigem Nachdenken leicht ermessen kann, doch viele dieser Leute auch in Ungarn bleiben, und weil ich kein einziges Geschäft oder Gewerbe wüßte, welches die Ungarn umgekehrt nach Westen führte. „Aus Osten," sagte Joseph, „kommen nur die Wölfe, und zwar im Winter, in diese Ebenen herab; denn im Sommer stecken sie im Bakonyer Walde. Sie laufen auch bis Steiermark hinüber."

Wir fuhren rasch und waren schon zu Mittag in Vasvar. Wir hatten eben nicht Ursache, uns darüber besonders zu freuen; denn wir fanden ein abscheuliches Wirthshaus. Das Einzige, was mich an demselben interessirte, war ein Portrait von „Attila." Ich übertreibe nicht um ein Haar, wenn ich sage, daß ich von diesem Völkergebieter in den ungarischen Marktflecken mehr gesehen und gehört habe als von Napoleon. Die Ungarn rechnen ihn und seine Hunnen durchaus zu ihrer eigenen Nationalität und sind sogar, glaube ich, etwas Weniges stolz auf die Großthaten jener Gottesgeißel. Was die Gelehrten sagen, davon spreche ich nicht, aber die Ungarn im Allgemeinen sagen: „Wir Magyaren kamen zwei Mal nach Europa und haben uns zwei Mal das Land Ungarn erobert, erstlich unter Attila und zweitens unter

Arpad." Es ist bekannt, wie unser trefflicher, genialer Maler Kaulbach auf seinem berühmten Bilde den Attila, auf einen Schild tretend und seine vielendige Geißel schwingend, dargestellt hat. Hier auf jenem Bilde, welches ich in dem Wirthshause sah, war dieser Held zu Pferde. Er schwingt siegreich ein Banner in den Lüften und ist im Begriff, über einen Fluß zu setzen, der einen gewaltigen Wasserfall bildet. Ich habe den Attila in verschiedenen ähnlichen Portraits in Ungarn gesehen, häufiger als in Deutschland des Arminius oder Carl's des Großen Bildniß.

Ein schmuziges Tischtuch, eine wässerige Suppe, hartes Fleisch, rohe Kartoffeln, saurer Wein, faule Butter, ungares Brot, nun ich denke, dieß ist hinreichend, einem Reisenden das Recht zu geben, dem Kellner, auch ohne daß er einen Bissen genoß, zu sagen: „ich bin fertig, Kellner, nehmen's aweck!"

Ich sagte dieß und ging, so lange Joseph seine Pferde fütterte, in ein benachbartes Franziskanerkloster. Ich fand hier mehr von Franciscus als von Christus. Eine Heilige (Veronica) hielt ein Schweißtuch in der Hand, auf welchem nicht Christi Bild, sondern der Kopf eines Franziskaners dargestellt war. Auf einem anderen Bilde rief nicht Christus, sondern ein Franziskaner Verstorbene in's Leben, auf einem dritten kam nicht ein Engel, sondern ein Franziskaner mit einer Lilie als Friedensbote vom Himmel, und in dieser Art waren viele da. Es ist wohl in jedem Orden Sitte, nur die Wunder, die von seinen Mitgliedern ausgingen, zu verherrlichen. Aber eine so große Selbstvergötterung,

wie bei den Franziskanern, scheint es mir, habe ich sonst bei keinem bemerkt. Auch sah ich in diesem Kloster ein Buch, das ich noch nie gesehen, einen sogenannten „Modus dicendi missam.“ Es war in diesem Buche auf das Detaillirteste beschrieben, nicht nur, was der Priester bei der Messe zu sagen, sondern auch wie er sich dabei sowohl im Ganzen in seiner Haltung, als im Einzelnen in seinen Bewegungen zu benehmen habe, wie das Brot gefaßt werden müsse, wie es zu brechen und zu überreichen sei, wie man die Finger bei'm Segen zu halten habe u. s. w. Und dazu waren bei jeder Vorschrift auch Abbildungen von den Priestern in hundert verschiedenen Stellungen. Die einzelnen Theile der Hände, der Finger u. s. w. waren numerirt, und auf diese Nummern bezog sich der Text Kurz es war eine systematische Anatomie der Mimik des Priesters bei'm Gottesdienste. Man sollte diese Mysterien, scheint es mir, wenigstens nicht durch den Druck publiciren.

Da ich weder in dem Kloster, noch in dem Wirthshause irgend einen vernünftigen Menschen finden konnte, so legte ich mich auf das Heu meines Wagens, der im Schatten desjenigen großen Wagenschuppens stand, den man auf dem Gehöfte jedes ungarischen Wirthshauses findet. Hier traf ich auf einmal Gesellschaft, die mich interessirte, wie das unter diesen Schuppen der ungarischen Tscharden, nicht selten ist; denn viele Passagiere in Ungarn steigen, wenn das Wirthshaus schlecht ist, gar nicht aus ihrem Wagen, sondern arrangiren sich für die Mittagstafel und für das Nachmittagsschläfchen auf nomadische Weise in dem Wagen selbst. Meinem Wagen zur

Rechten stand ein anderer aufgefahren, auf dem eine deutsche Bauernfamilie ihr Mittagsmahl verzehrte. Sie aßen Kartoffeln und sagten mir, dieß Jahr seien nur die Kartoffeln gerathen, und sie wären die Früchte, die dem Landmanne heuer Nahrung gäben. In dem Wagen zur Linken hatte man schon gespeis't, und die Bewohner desselben waren in den süßesten Nachmittagschlaf versunken. Es schienen Bauersleute zu sein, ein alter Vater, eine junge Frau und ihr Mann. Vor mir stand eine elegante Equipage, in der eine vornehme Dame mit ihrer kleinen reizenden Tochter saß, die im Wagen lustig hin- und hersprang. Sie hatte einen kleinen irdenen Becher in der Hand, den sie mir zeigte, indem ihr hübsches Köpfchen zuweilen über das niedergeschlagene Dach des Phaëtons zu mir hinüberblickte und rief: „pohar, pohar!“ — was soviel heißt, als „ein Becher.“ Hinterher versteckte sie sich lachend in der Mutter Schooße. „Meine Kleine,“ sagte die Mutter, „spricht noch nicht deutsch, und sie begreift gar nicht, daß Sie ihr ungarisches Kauderwelsch nicht verstehen; denn sie weiß noch nicht, daß es auch eine andere Sprache giebt, als die, welche sie mit mir redet.“ Die kleine allerliebste Ingrin schien mich etwas zu necken, und ich kam mir erstaunlich dumm vor, da ich ihr auf ihre Scherz- und Witzspiele so gar nichts erwidern konnte.

Die Deichseln aller dieser Wagen lagen ruhig im Staube, und unsere Pferde faueten Hafer und Heu im Stalle neben uns. Es hat etwas sehr Drolliges, so viele bevölkerte Wagen, die sich nicht von der Stelle rühren, neben einander zu sehen; denn in der Regel drängt man sich nur in den

engen Räumen der Wagen zusammen, um weiter zu rollen, wir aber hatten sie alle in Divans und Sophas verwandelt, weil wir deren in der Tscharde nicht fanden. Es ist ebenso komisch, als wenn Leute auf einer kleinen Flotille sitzen, deren Schiffe alle auf den Sand gezogen sind. Zwischen unsere Wagen steckten einige Ochsen ihre Schnauzen, um Schatten zu athmen, und daneben, an einem Pfeiler lag noch eine Gruppe von drei slowakischen „Reinel-, Hafen- oder Rastelbindern." Man nennt diese Leute in Oesterreich mit allen jenen drei Namen, die folgende Bedeutung haben: „Reinel" ist ein Fäßchen, — „Hafen" ein Kübel — und „Rastel" ein Bratenrost.

Sie lagen alle drei schlummernd auf dem Strohe und ihren Reisesäcken. Wenn sie nicht so löwenhaarig, so ölig und theericht gewesen wären, so hätte ich sie ohne große Mühe sofort als ausgezeichnet schöne Leute erkannt. Die Slowaken sind dieß in der Regel, und ich muß gestehen, daß ich, was Haltung, schlankes Wachsthum, martialischen Ausdruck des Gesichts betrifft, nie schönere Regimenter als die slowakischen Infanterie-Regimenter gesehen habe. Mich däucht, ich sah solche Regimenter von Tausenden von Soldaten vorübermarschiren, an deren jedem einzelnen ein Maler seine innige Freude gehabt haben müßte.

So ungefähr also stellte sich unser Tscharden-Gehöfte von meinem Wagen aus dar, und solche Bilder wiederholen sich beständig in allen ungarischen Tscharden-Gehöften. Unser Wirth stand in dem einen Winkel des Hofes und zog einem geschlachteten Schafe das Fell über die Oh-

ren. Auch diese blutige Scene ist in den besagten Gehöfte-bildern stehend. Unaufhörlich wird darin geschlachtet.

Mein Joseph war von allen Kutschern zuerst fertig. Wir wollten weiter, und es that mir beinahe leid, daß unsere Strohdiwans nicht alle auf einmal abfuhren, sondern in verschiedenen Richtungen auseinander stäubten. Joseph führte mich nun beinahe auf lauter Schleichwegen aus Ungarn hinaus; denn er wußte immer Richtwege einzuschlagen. Gewöhnlich waren es schmale Feldwege, Waldwege, Wiesenpfade, Alles in der hübschesten Abwechselung.

Die Wälder bestanden fast alle durchweg aus Eichen, unter deren schützendem Laubdache wir große Heerden von Schweinen, von Rindern und auch von Büffeln bemerkten. Ich sah in dieser Gegend, es ist die Gegend des oberen Raabthales, die größten Büffelheerden, die ich in Ungarn zu sehen bekam. In dem mittleren Steppen-Ungarn sah ich gar keine. Joseph erzählte mir, daß die Heerden hier oft ebenso böse wären als die Hirten, besonders die Schweine- und Büffelheerden. Er sagte, die Hirten verständen diese beiden Thierracen auf Menschen und Thiere zu hetzen und brauchten sie gewöhnlich zu ihrer Vertheidigung. „Die Schweine," sagte er, „hetzen sie so: Sie werfen erst junge Hunde unter sie, welche die Schweine auffressen; dann nimmt man ältere Hunde, welche die Hirten oft, grausam genug! zuerst verstümmeln. Die Schweine lernen bald Furchtlosigkeit vor den Hunden und bekämpfen und fressen auch die alten. Daher ist es so einem Hirten auch immer ebenso lieb, wenn man ihm einen Hund, als

wenn man ihm ein Stück Geld schenkt. Die Hirten hetzen ihre Schweine auf diese Weise, besonders der Wölfe und auch der Schäferhunde wegen. Die Wölfe kennen wohl die Gefahr, welche von einer Schweineheerde ihnen droht, und attaquiren daher auch das Schwein in der Regel nur unter besonderen Umständen. Gelegentlich können aber auch die Schweine zum Schutz gegen Menschen dienen; denn die Hirten verstehen sich mit ihren Heerden. Sie haben ihre gewissen Sprüchwörter und Rufe, bei welchen die Thiere, wenn sie sie vernehmen, zusammenkommen, und wenn sie nun auch nicht geradezu auf Menschen eingehetzt sind, so haben sie doch gleich den Geruch eines fremden Mannes weg, und da sie Fleisch zu fressen lieben und zum Theil daran gewöhnt sind, so greifen sie ihn an. Ebenso ist es auch mit den Büffeln. Auch sie kommen auf den Ruf der Hirten heran und machen sich sofort über den Fremden her, den sie bei ihm finden, wenn ihre Herren sie nicht zurückhalten. Stoßen können sie nicht, aber sie zertrampeln den Wolf, den Hund, oder was es nun ist, was sie angreifen, mit den Vorderfüßen. Ich und einer meiner Freunde, ebenfalls ein kleiner und gewandter Bursche, wir hatten einmal eine Wette mit einem Büffelhirten, daß wir, mit dicken Knüppeln versehen, zwischen seinen Büffeln, selbst wenn er sie auf uns hetze, herauskommen wollten. Der Hirt, mit dem wir immer etwas Zank und Hader hatten und der uns gern einen kleinen Tort anthun wollte, ging die Wette ein. Es galt ein Fäßchen Wein. Wir nahmen unsere Knüppel, und der Hirt fing an, seine Büffel zu rufen. Er rief: „Ischtennem! ischtennem!" (O

Gott, wehe! wehe!) Dieß ist ihr Hülferuf und Wehgeschrei. Sie kamen darauf langsam, nach ihrer Art aber immer schnell genug, heran. Wir gingen ihnen entgegen, ehe sich ihr Kreis zu sehr concentrirt hatte, sogleich kamen einige auf uns los, uns zu besehen und zu beriechen. „Ischtennem! ischtennem!“ „Wehe! Wehe!“ schrie wieder der Hirte, und die Büffel machten Miene, uns anzugreifen, — wir standen unter einem Baume, der uns den Rücken deckte; 200 Schritte weiter stand ein anderer Baum, und nach abermals 200 Schritten ein dritter. Wenn wir bis zu dem dritten Baume uns durchgeschlagen haben würden, so sollte die Wette gewonnen sein. Wir machten uns also auf den Weg. Ich hatte gehofft, daß uns die Knüppel dazu dienen könnten, gelegentlich einem der plumpen Thiere damit die Füße unten wegzuschlagen. Aber einige unserer Streiche, welche auf ihre Kniee fielen, machten keinen anderen Effect, als wenn wir auf eine eherne Säule geschlagen hätten. Sofort warfen wir die Knüppel weg und verließen uns allein auf unsere Gewandtheit und Schnelligkeit. Indeß es entsank uns früher, als wir gedacht hatten, der Muth. Die schnaubenden Thiere setzten uns so scharf zu, daß ich es sofort für gerathen fand, als ich den zweiten Baum erreicht hatte, ihn zum umfassen und zu erklettern. Meinen Freund sah ich auf krummen Abwegen, von den Büffeln verfolgt, in das Weite hinausrennen. „Wollt ihr um Gnade flehen!“ fragte mich der Hirt, und als ich dieß sofort bejahte, um meinen Freund zu retten, rief er, daß es laut über die Flur schallte: „Hei! jae! jae!“ warf sich rasch selbst zwischen die Heerde und trieb die

Thiere von meinem Freunde zurück, der bereits niedergefallen war! Unsere Wette war verloren. Ich habe seitdem einen Aerger an allen Büffeln. Es sind garstige Thiere. Mit den Pferden und Ochsen können die Hirten es nicht so machen!"

„In der That, Joseph", sagte ich, „es war ein recht einfältiges Wagestück; denn ich muß gestehen, ich wollte lieber zweimal, wenn es sein müßte, von einem Löwen zerrissen, als von solchen Büffeln zertreten oder von Schweinen gefressen werden. Es ist mir erstaunlich zuwider." Alle die Büffel, die wir sahen, waren außerordentlich fett. „O, diese Thiere," sagte Joseph, „werden fetter mit Stroh, als der Ochse mit Klee." Auch der Esel ist leichter mit schlechtem Futter befriedigt als das Pferd. Es ist vielleicht in der Thierwelt allgemein, daß das Unedelere sich mit unedlerem Futter behilft.

Auf den besagten Schleichwegen, auf welchen wir fuhren, bekamen wir natürlich gerade die Dinge zu sehen, die ein Reisender vorzugsweise zu sehen wünscht, Scenen aus dem Inneren des Landes. Wir überraschten die Hirten bei ihren Feuern, — die Mädchen und Frauen bei ihren häuslichen Beschäftigungen, bei'm Waschen und Bleichen, — die Kinder unter den Kastanienbäumen, die alten Frauen und Männer vor den Hausthüren. Die Landschaft wird immer anmuthiger, — Alles belebter und bewohnter. Kurz vor Kormönd sahen wir einen Strohwisch an einem Baume hängen. Es war die Gränze des Eisenburger Comitats, des letzten, das wir noch zu durchfahren hatten. Dieß Comitat ist eins der bevölkertsten in Ungarn, wie denn alle die

an Deutschland gränzenden Comitate mehr Einwohner haben als die des Inneren. Es hat über 3000 Menschen auf einer Quadrat-Meile. Vom Plattensee aufwärts wird das Futter und die Nahrung theuerer. Mein Joseph klagte schon gleich hinter Schümegh darüber, und je weiter man kommt, desto theuerer wird es nun, — ein erfreuliches Zeichen! Schöne Kastanienbäume zeigen sich neben den Häusern, die öden Striche werden immer kleiner. Alles zieht sich in kürzere oder krausere Linien zusammen. Es wird die Landschaft hier in der That ein Bild. Kurz, so wie man immer zu den deutschen Bergen aufsteigt, so geht auch eine aufsteigende Linie von hier aus zu höherer Cultur mit sehr merklichen Stufen hinauf. Es gewährt einen hohen Genuß, auf einer solchen Linie hinanzusteigen.

Wir kamen kurz vor Sonnenuntergang in Körmönd an. Diese Stadt ist vielleicht das alte Curta der Römer. Sie liegt in der Ebene des Raabflusses. Im Hintergrunde sieht man die Vorberge der steierischen Alpen aufsteigen, deren letzte Ausläufer sich hier verlieren. Denselben gebirgigen Hintergrund im Westen und denselben ebeneren Vordergrund im Osten hat man in den Städten Güns, Steinamanger, Oedenburg, Eisenstadt, und man kann diese ganze Kette von Städten, welche alle drei, vier bis fünf Meilen weit auseinander liegen und über die von Wien und Warasdin eine ziemlich geradlinige Straße führt, als die erste Städtekette von Westen herein betrachten, welche sich in Ungarn gebildet hat. Sie haben sich alle da abgelagert, wo die Berge aufhören und ebeneres Land beginnt. Es ist eine Kette von Städten, deren Formation man mit der

oben von uns berührten Kette Temeswar-Arad u. s. w. am Fuße der letzten Ausläufer der siebenbürgischen Karpathen und am Rande der Ebenen parallelisiren kann.

Hier fanden wir — es war eine Sonntag-Abend-Feierstunde — alle Leute beschäftigt, Kastanien zu braten und zu essen, und man erblickt von hier an nun überall auf den Marktplätzen aller Orte die kleinen rauchenden Hütten, in welchen alte Weiber oder Männer Kastanien braten. Es sollen hier von diesen Kastanienbäumen ganze Wälder vorhanden sein. Die Oedenburger Kastanien sind berühmt. Einige ungarische Schriftsteller meinen, daß die Kastanien in diesen Landstrich durch die römischen Legionen versetzt worden seien, die hier bekanntlich einige schöne Colonieen hatten, z. B. Sabaria, Scarabantia u. s. w., eben jene Städtereihe, die wir oben mit den jetzt üblichen ungarischen Namen bezeichneten. Da sich die Kastanien indessen von hier an durch die ganzen Alpengebirge hinziehen, so erklärt sich ihr Erscheinen weit leichter aus der Geologie als aus der Geschichte.

In Körmönd sah ich auch wieder einen Park und Garten. Es ist ein Bathyanischer, neben dem Schlosse dieser in der Umgegend sehr reich dotirten Familie. Er schließt sich an die Esterhazy'schen Gärten, die wir in Eisenstadt erwähnten, an. Es ist hier der Strich für das, was Ungarn an Gärten Ausgezeichnetes besitzt. Die Garten- und Baumzucht ist in diesen westlichen Gegenden Ungarns sehr bedeutend. Im eigentlichen mittleren Magyarenlande giebt es keine Gärten oder nur wenige Spuren. Anders wieder ist es natürlich im Slowakenlande. Das Obst

dieser Gegenden, die wahre Obstmagazine sind, ist meistens unter dem Namen des „Oedenburger Obstes" bekannt und kommt getrocknet in den Handel. Wien versorgt sich größtentheils von hier aus mit diesem Artikel. In dem Bathyany'schen Garten sah ich eine so prachtvolle Wand von Hedera quinquefolia, wie ich sie nirgends gefunden zu haben glaube. Der Garten war mit vielen spazierenden Einwohnern der Stadt gefüllt.

Unsere Pferde waren nach Sonnenuntergang wieder frisch, und Joseph hatte noch Lust, weiter zu fahren. Es war schon sehr dämmerig, und ich sagte: „aber die Räuber?" — „Ach, 's isch nischt! und dann habe ich mein Hackerl bei mir," sagte er und zog ein zierliches scharfes Beil aus dem Strohe hervor, das an einem sehr langen dünnen Stabe steckte und das er mir bisher gar nicht gezeigt hatte. „I hab's halt immer, wenn i fahre, bei mir im Stroh," fuhr er fort, „'s isch mir lieber als zwei Pistolen; wenn kommt mir ans an den Wagen, so geb' i ihm ans und schloag' af die Pferde, daß sie lafen, und fahr rasch davon. Ich treffe besser damit als mit Pistolen, und dann macht's a kanen Lärmen nit."

Unterwegs erzählte er mir wieder viel von allerlei räuberischen Heldenstückchen, vom Sobri (sprich: Schobri) und von seinen Genossen, und dann vom Laketos Istvan. Dieser Laketos Istvan, sagte er, und mit ihm noch zwei andere seiner Gesellen hätten sich einmal gegen 50 Bauern, welche Jagd auf sie gemacht, so wüthend vertheidigt, daß sie die ganze Bauernschaft in ihr Dorf zurückgetrieben hätten. Man habe Soldaten gegen ihn requiriren müssen, und da

habe er sich endlich, als er keinen Ausweg mehr gesehen, mit einem Pistole mitten im Kampfe vor der Fronte dieser Soldaten selbst getödtet. Es sei schon öfter passirt, daß die ungarischen Räuber diesen heldenmüthigen freiwilligen Tod einer schmachvollen Gefangenschaft vorgezogen hätten.

Wie sehr das Volk hier in diesen Gegenden noch dazu beiträgt, dieser Art von Heldenmüthigkeit bei den Räubern Vorschub zu leisten, erkannten wir in dem Wirthshause auf unserer Nachtstation St. Mihaly (St. Michel). An den Wänden des Wirthszimmer befanden sich nämlich verschiedene Frescogemälde, auf der einen das Portrait des vorigen Königs von Ungarn und auf der andern das des Räuberhauptmanns Sobri, und zwar nicht etwa, wie er eben am Galgen aufgeknüpft ist, sondern in seiner vollen Hirtentracht und Räuberbewaffnung. Der Maler hatte ihm, so gut es seine nicht sehr große Kunst vermocht, ein recht hübsches Gesicht gegeben, außerdem zwei mächtige Sporen, ein knappes Wams und darüber, etwas schief hängend, einen weißen, mit schönen rothen Blumen und Schnörkeln gestickten Köpenyeg. Zwei Pistolen hatte er im Gürtel und stützte sich auf sein Hackel, das ebenso beschaffen war wie das meines Joseph.

„War er wirklich so hübsch?" fragte ich die Köchin.

„Ja er soll damals ein sehr hübscher Mensch von 22 Jahren gewesen sein," antwortete sie, „jetzt hat er 26 Jahre."

„Ich meinte, er wäre längst todt?"

„Ei bei Leibe! er ist nach Amerika gegangen und lebt dort noch. Er war aus dem Tolnaer Comitate gebürtig, eines Hirten Sohn, und er hat viele Pfaffen und Edel-

leute ausgeraubt. Den Armen hat er nie nichts gethan. Auch hat er selbst Niemanden um's Leben gebracht, dieß ließ er blos durch seine Leute thun, außer wenn man ihm selber angriff, dann natürlich! Zweimal ist er seinen Häschern entsprungen. Einmal meinten sie, ihn in einem Dorfe schon ganz sicher zu haben. Er warf aber sein Köpenyeg ab, entkleidete sich und ging rasch zum Orte hinaus! Als sie in das Haus kamen, wo sie glaubten, daß er wäre, und als sie fragten: „nun, wo ist der Sobri?" — da schoß er seine Pistolen draußen ab, grüßte sie am Rande des Waldes und verschwand. Ein zweites Mal hatten sie ihn wirklich schon, aber die Frau des Burggrafen (Gefangenwärters), dem er übergeben war, verliebte sich in ihn und ließ ihn frei. Endlich boten sie viele Haiducken, Bauern und Soldaten gegen ihn auf und lieferten ihm eine Schlacht. Da sollen sie ihn num getödtet haben, wie Einige behaupten, und die alten Aeltern, welche man kommen ließ, sollen die Leiche ihres Sohnes selber anerkannt haben. Aber i glaub's halt nit. Er hat sich ja nie nit kriegen lassen. Also wie werden sie ihn den dießmal g'kriegt hob'n? Ich glaube, er hat sich blos jetzt in Ruhe gesetzt, weil er sieht, daß halt nichts zu machen ist."

Hier, dachte ich, ist es leicht, die Kette, welche von der Phantasie des ehrlichen Mannes zu der des Räuberhauptmanns führt, zu verfolgen.

Indem die Köchin mir dieß erzählte, bereitete sie mir ein „bocken Händel," — zerrieb siebenbürgisches Bergsalz auf einer solchen kleinen Salzmühle, wie sie sich in fast

jeder ungarischen Küche befindet, legte einen solchen kleinen Brotberg, wie er in allen ungarischen Haushaltungen gebacken wird, auf meinen Tisch und bat mich dann, diese Sachen mir schmecken zu lassen, — was ich denn auch that.

Am anderen Morgen waren Joseph und seine Siebenbürger wieder früh bei der Hand, und ich ließ auch nicht auf mich warten. Wir fuhren schon seit Vasvar immer im Raabthale hinauf und hatten beständig hübschere und bessere Bilder in unserer Umgebung. Schon bei Körmönd hatte ich die ungarische weiße Rinderrace allmählig verschwinden sehen, und hier war nun schon ganz der steiermärkische Ochse und auch das deutsche Angespann. Der ungarische Ochse ist im Ganzen durchaus nicht häßlich, vielmehr macht sich seine ziemlich weiße, silbergraue Schattirung sogar recht hübsch und elegant. Aber der steierische hat weit mehr Ausdruck im Gesicht und mehr Mark in den Knochen. Er arbeitet weit stärker als der ungarische, der immer gewohnt ist, mit fünf oder gar sieben anderen seiner Brüder zugleich zu ziehen, während der steierische weit häufiger nur einspännig arbeitet.

Endlich kamen wir denn in solche Gegenden, wo überall schon Deutsche wohnen, in das Land der sogenannten „Hienzen" oder „Hänzen." Zu der Römer Zeiten fing hier eine andere Provinz an, das obere Pannonien. Jetzt gehört hier ein Stück deutschen Landes noch mit zu Ungarn. Es fragt sich, ob dieß nicht ein altes deutsches Gebiet ist. Wenn hier die Deutschen so weit vorgeschritten, oder so weit sitzen geblieben sind, als die Gebirge gehen, so sind im Norden die Slowaken und die Ruthenen,

im Osten die Walachen und im Süden die Serbier von ihren eigentlichen Stammsitzen aus ebenfalls soweit in Ungarn vorgeschritten, als die Aeste ihrer Gebirge reichen. Nirgends wohnen die Magyaren als Urbevölkerung bis an die Gränzen ihres Königsreichs hinan. Sie haben nur den großen ebenen Mittelkern des Ganzen, nebst einigen wenigen Gebirgen, die sich von ihm nicht gut trennen ließen.

Die „Hienzen" oder „Hänzen" — ich habe nie recht erfahren können, wie es die Leute sprechen, es ist weder das Eine noch das Andere vollkommen richtig geschrieben, — sind ein eigenthümlicher Schlag von Deutschen. Im Ganzen stehen sie nicht im Rufe ausgezeichneter Klugheit und Bildung, und wenn es von Jemandem heißt, er ist ein „Hienze," so fangen die Hörer schon unwillkürlich etwas zu lächeln an. Ich hörte einmal einen Bürger aus Güns und einen anderen aus Steinamanger mit einander disputiren, ob Güns oder Steinamanger die eigentliche Hauptstadt der Hienzen sei. Keiner von ihnen wollte diese Ehre auf sich sitzen lassen. Ich fragte den Wirth, bei dem wir am anderen Morgen in einem schönen weitläufigen Wirthshause frühstückten, warum denn die Leute hier eigentlich „Hienzen" hießen. „Nun," sagte er, „weil sie so hienzisch sprechen. Sie wohnen hier an der Gränze, sind keine Deutschen und keine Ungarn nicht, und die Hienzerei ist überall unter ihnen groß!"

Ich glaube, daß man den Hienzen oft Unrecht thut, und daß sie im Ganzen ebenso viel Verstand haben, wie andere Leute. Ob sie wirklich ein Zwittergeschlecht sind, muß auch noch erst näher untersucht werden. Mir schie-

nen sie vollkommene Deutsche und die leiblichen Brüder der Steiermärker und Oesterreicher zu sein, — ein großer kräftiger Menschenschlag. Ich fand Alles, die Bauart ihrer Häuser, ihre Kleidung, ihre Aecker ꝛc., so deutsch, daß es mir vorkam, als würde ich in gar nichts mehr an Ungarn erinnert.

Unter den Hienzen vermischt wohnen in einzelnen Dörfern Kroaten, sogenannte „Wasserkroaten,“ ebenso wie unter den Deutschen bei Eisenstadt und Oedenburg. Jetzt sollen nun auch die Hienzen Ungarisch lernen. „Es versteht's hier aber noch kein Mensch,“ sagten die Leute; „der Schulmeister soll es unseren Kindern lehren. Er versteht aber selbst kein Wort!“

Ich ging in eins der Häuser des Dorfs, in welchem ich eine Frau fand, die in einem religiösen Buche las. Ich schlug darin das Capitel des Fegefeuers auf. Es war unter diesem Capitel eine wirklich gräßliche Beschreibung der Hölle gemacht, und diese Beschreibung war gegründet auf Zeugnisse eines Priesters, der drei Tage im Fegefeuer gesteckt hatte und wieder zurückgekommen war, und auf das eines Soldaten, der zwei Tage und zwei Stunden im Fegefeuer gewesen war und Alles haarklein im Volkstone erzählte, was er gesehen hatte. Beide, der Soldat wie der Priester, überboten sich in der Gräßlichkeit ihrer Beschreibungen, von den Quälereien, denen die Seelen dort vom Teufel unterworfen würden. Es ist mir unmöglich, diese Schilderungen mit denselben Worten wiederzugeben, mit welchen sie in dem Buche — wie gesagt, was wichtig zu bemerken ist, im Volkstone — dargestellt waren. Tausend Mal an einem

Tage wird eine Seele von einem Ungethüme aufgefressen und wieder ausgespieen, zerstückt, zersägt, verbrannt, zerrissen, und wächst immer wieder zusammen. Der Soldat sah einen furchtbaren Drachen, der die Seelen verschlang. In dem Magen desselben hatten sie noch keine Ruhe; denn hier saßen wieder Löwen und andere Ungethüme, welche sie abermals verschlangen, und in den Magen der Löwen warteten wieder Würmer und Drachen auf sie, welche sie nochmals verschlangen. Und dabei war das Eigenthümliche, daß alle die Schmerzen in der Hölle noch viel tausend Mal empfindlicher waren, als wir uns das hier auf Erden vorstellen können. Ein einziger Augenblick höllischen Schmerzes ist soviel als tausend Jahre irdischen Wehs. Und der Bericht jedes Augenzeugen schloß dann mit der Bitte, doch die Armen, so sehr Gepeinigten durch häufige Gebete und fleißiges Kirchengehen aus der Qual zu erlösen. Das Buch war nicht sehr alt, und, wie gesagt, — die Frau las darin.

Ich war sehr erschreckt darüber und äußerte ihr meine Meinung, indem ich sagte, daß ich nicht glauben könne, daß der gütige Gott solche Grausamkeiten in der Hölle zulassen werde, und fragte sie, ob sie denn an solche schreckliche Geschichten glauben könne. „Ach nein!“ sagte sie, „ich glaube auch nicht daran.“ „Aber wissen's, lieber Herr,“ setzte sie hinzu, „wenn die Buchbinder lauter Wahrheit dichten wollten, so würde halt wohl Niemand mehr Bücher kaufen.“

Es ist ein Glück, daß, so sehr sich die Verfertiger solcher Gottes Güte und himmlische Gnade beleidigender Bücher auch bemühen, das Grausamste aufzutischen, dieß

doch oft an dem gesunden Sinne des Volks abgleitet und keineswegs immer den gewünschten Erfolg hat, — gerade vielleicht auch deßwegen, weil sie so sehr übertreiben. Es ist ein merkwürdiger Gegensatz zwischen den ausgesuchten Höllenqualen, wie sie jene Bücherschreiber im christlichen Europa ersonnen haben, und zwischen den einfachen Strafen, welche die alten Griechen in ihrer Unterwelt verhängten. Man denke an das Faß der Danaiden, an den Stein des Sisyphus, an den Früchtebaum und den versiegenden Quell des Tantalus. Mir scheinen diese Strafen weit einfacher, weit glaublicher und auch weit schrecklicher und eindringlicher als jene beständigen Verbrennungen, Zerhackungen und Verschlingungen. Auch zeigen sie, da sie mehr Seelen- als Körperqualen sind, von einem humaneren Sinne.

Es reisen jetzt so viele Menschen in der Welt umher, um die Bibel und andere nützliche Bücher zu verbreiten. Es sollte auch einmal Jemand umherreisen, um solche abscheuliche Bücher, wie das bezeichnete, deren immer hier und da noch viele alte und neue gefunden werden, den Händen des Volks zu entwinden. Man sollte sie, wo man sie entdeckte, im Stillen aufkaufen und, wo es die Umstände nicht erlaubten, sie mit anderen, besseren, zu vertauschen, fortschaffen.

Das Land der Hienzen ist nur etwa fünf bis sechs Meilen breit. Unsere Siebenbürger führten uns rasch hindurch, und es dauerte nicht lange, so gewahrte ich eine kleine Brücke, auf welcher die österreichischen Dreißigstbeamten standen. Ich war auf eine langwierige Mauthü-

tersuchung gefaßt und gab Joseph schon ein Zeichen, still zu halten, als die Beamten auf einmal Platz machten, indem sie sagten: „Nun, — fahren's nur weiter!" Es wurde uns kein Härchen gekrümmt. Unser Wägelchen rollte über die Brücke, ich athmete auf und war in — Deutschland. Triumph!

Erklärung des Titelkupfers.

Das Titelkupfer zeigt unten einen Posten von Granitschari (Soldaten aus der Militärgränze) mit zwei der Ueberschwemmungen der Donau wegen auf hölzernen Säulen stehenden Wachthäusern im Hintergrunde. An den Seiten erheben sich zwei Füllhörner, als Sinnbild von Ungarns Reichthum an Naturproducten. Ueber dem einen erblickt man einen ungarischen Magnaten in der ganzen Pracht seiner Kleidung und über dem anderen einen slowakischen Mäusefallen- und Hechelkrämer in seinem dicken wollenen Mantel. Ueber das Ganze breitet der österreichische Doppeladler seine Flügel aus.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

